UNIVERSITY
OF FLORIDA
LIBRARIES

Meyers

Klassiker-Ausgaben

in

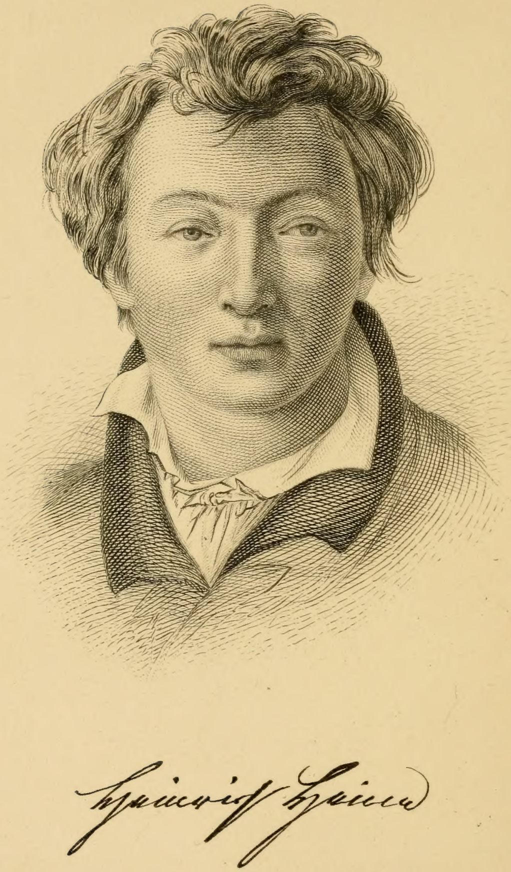
150 Bänden.

Heines sämtliche Werke.

Erster Band.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Florida, George A. Smathers Libraries

http://www.archive.org/details/heinrichheiness01hein


Heinrich Heine

Heinrich Heines

Sämtliche Werke.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. **Ernst Elster.**

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Erster Band.

Vierter Abdruck.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

University of Florida
CIVIUM IN MORIBUS REI PUBLICAE SALUS
IN GOD WE TRUST
1853

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Vorwort des Herausgebers.

In der vorliegenden Ausgabe von Heines Sämtlichen Werken, dem Ergebnis einer nahezu fünfjährigen Arbeit, bin ich bestrebt gewesen, durch Säuberung des sehr verderbten Textes, umfangreiche Lesartenverzeichnisse, erläuternde Anmerkungen und Einleitungen sowie durch einen historisch-ästhetischen Abriß über Heines Leben und Werke sowohl den Anforderungen wissenschaftlicher Fachkreise wie denen der Laien zu genügen. Mein Vorgänger Strodtmann hatte sich zwar in seiner ersten Gesamtausgabe durch Mitteilung zahlreicher Lesarten, besonders aus Heines Originalhandschriften, bereits ein hervorragendes Verdienst erworben: die erste Ausgabe von Heines Werken hatte schon einen halb kritischen Charakter. Aber bei all seinem redlichen Eifer war doch Strodtmann auf diesem Gebiete philologischer Thätigkeit kein Fachmann. So verbesserte er Heines Stil, wo ihm dazu Anlaß geboten zu sein schien, fügte Zusätze aus den französischen Ausgaben in seiner eigenen Übersetzung in den Originaltext des Dichters ein, nahm sogar aus früheren Ausgaben Stellen auf, die Heine ausdrücklich gestrichen hatte, und änderte die Anordnung der Schriften. In alledem konnte ich ihm nicht folgen. Ich hielt es für meine Aufgabe, Heines Text in der von ihm selbst festgestellten letzten Fassung unverändert darzubieten; und da seine Andeutungen über die Anordnung der Gesamtausgabe in seinen Briefen an Campe ungenügend und unbrauchbar sind, hielt ich es auch für geboten, die Sammeltitel, unter denen die Gedichte und Schriften ursprünglich erschienen waren und unter denen sie ihre litterarische Bedeutung gewonnen hatten (so z. B. den „Salon“), in ihrer alten Einheit beizubehalten; was hier ursprünglich nicht hergehörte, verwies ich in die Nachlese. Desgleichen habe ich in die Gedichtsammlungen, das „Buch der Lieder“, die „Neuen Gedichte“ und den „Romanzero“, kein einziges Gedicht aufgenommen, das Heine ausgeschieden hatte, während Strodtmann und seine Nachfolger je nach Gutdünken Nachträge einfügten und so die planvolle Harmonie der ursprünglichen Anlage zerstörten.

Bei meiner Arbeit bedurfte ich mannigfacher Unterstützung und Auskunft von Vertretern mir fern liegender Wissensgebiete, Fachgenossen und Freunden; ich nenne die Herren Rabbiner Dr. Salfeld in Mainz und Rabbiner Dr. Wedell in Düsseldorf; die Herren Professor Dr. Erich Schmidt in Berlin, Oberlehrer Dr. Planer in Eisenach, Dr. Cropp in Hamburg, de Koningk, Bibliothekar der Repräsentantenkammer in Brüssel, Oberbibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar, Bibliothekar Dr. Martin in Jena und viele andere. Durch Entleihung von Handschriften unterstützten mich Frau Legationsrat Detmold in Hannover, Freifräulein von König-Warthausen in Stuttgart, die Herren Karl Meinert in Dessau, Amtsgerichtsrat Sethe in Berlin, Baron von Donop in Wiesbaden, G. Kestner in Dresden, W. Künzel in Leipzig, die Autographensammlung Wolfgang von Goethes in Jena (durch Vermittelung des Herrn Professors Litzmann) sowie die Radowitzsche Autographensammlung der Berliner Königlichen Bibliothek. Ihnen allen, insbesondere aber meinem hochverehrten Freunde Herrn Karl Meinert, der mir aus seiner bedeutenden Sammlung die wertvollsten Handschriften zur Verfügung stellte, spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus. — Ferner verpflichteten mich Fräulein Meta Benfey in Berlin sowie Herr Meinert zu Danke durch die Erlaubnis, zwei bisher unbekannte Porträts Heines für diese Ausgabe durch den Druck vervielfältigen zu lassen. Das Original des ersten, hier im Lichtdruck wiedergegebenen Porträts aus dem Besitz des Fräulein Benfey ist ein Ölbild, das Moritz Oppenheim 1831 gleichzeitig mit dem bekannteren in Campes Besitz befindlichen entworfen hat. Es ist nur dem kleineren Teil der Auflage, den ersten 3000 Exemplaren, beigefügt worden. Das zweite Bild, der Kupferstich, welchen der größere Teil der Auflage enthält, ist die Nachbildung der ausgezeichneten Bleistiftzeichnung eines leider unbekannten Künstlers. Herr Meinert hat es aus einer Grazer Sammlung, in der es jahrzehntelang verborgen lag, erworben, und ich vermute, daß es von einem der Münchener Maler herrührt, mit denen Heine 1828 verkehrte. — Das beigefügte Faksimile ist nach einer Handschrift aus der Sammlung der Freiin von König hergestellt worden.

Leipzig, Juli 1890.

Ernst Elster.

Vorspiel

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren —
Ach! wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen!

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen
Wo die Brust sich frey erschließet,
Wo die freyen Lüfte wehen

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Heinrich Heines Leben und Werke.

I. Junge Leiden (1797—1823).

Über das Geburtsjahr Heines ist noch immer keine volle Klarheit gewonnen; trotzdem der Dichter wiederholt, und namentlich in seinem weiter vorgerückten Alter, das Jahr 1799 als solches bezeichnet hat, sprechen doch wichtige Zeugnisse aus früherer Zeit von ihm selbst sowohl wie von vertrauten Freunden dafür, daß Harry (dies, nicht Heinrich, war ursprünglich sein Vorname) am 13. Dezember 1797 zu Düsseldorf das Licht der Welt erblickt hat[1]. Er stammte aus einer unbegüterten jüdischen Familie. Sein Vater Samson (1764—1828) war der Sohn eines aus Bückeburg gebürtigen, in Hannover ansässigen Händlers Heymann Heine, der mit Hinterlassung von sechs Söhnen frühzeitig starb. Von diesen Söhnen wanderte der älteste, Isaak, nach Bordeaux aus, wo er in bescheidenen Verhältnissen sein Dasein fristete, während seine zwei Söhne als geschickte Bankiers zu bedeutendem Reichtum gelangten. Der vierte Sohn Heymanns, Meyer Heine, lebte in Schwerin, der fünfte, Samuel, starb unvermählt in jüngeren Jahren; der sechste war geachteter Wechselmakler in Hamburg. Am weitesten brachte es Salomon, der dritte Sohn, der sich in Hamburg, wohin er als junger Mensch übergesiedelt war, ebensowohl durch geschäftliche Talente wie durch sein originelles gutmütig-barsches Wesen auszeichnete und durch seine große Wohlthätigkeit und sein fürstliches Vermögen zu hohem Ansehen gelangte. Samson, der Vater des Dichters, war das zweitälteste der sechs Kinder; ihm war Fortuna minder hold. Ein lebenslustiger hübscher Bursch, machte er im Dienste des Herzogs Ernst August von Cumberland (späteren Königs von Hannover) während der Revolution als Proviantmeister den Feldzug in Flandern und Brabant mit, und seit jener Zeit bewahrte er eine große Vorliebe für den Soldatenstand, für glänzende Uniformen, für Pferde, Hunde,

[1] Man vgl. meine neue Zusammenstellung der bezüglichen Zeugnisse im 4. Bande von Seufferts „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte“, S. 465 ff. (1891).

flottes Spiel und für das schöne Geschlecht. Im Jahre 1796 kam er in Geschäften nach Düsseldorf, wo er Peira van Geldern, die Tochter des jüdischen Arztes Gottschalk van Geldern, kennen lernte, mit der er sich um die Wende der Jahre 1796 und 1797 vermählte. Er ließ sich in Düsseldorf nieder und begründete ein Geschäft, in dem der Handel mit englischem Samt, Velveteen, die Hauptrolle spielte. In der Franzosenzeit ward er Armenpfleger und Offizier der Bürgergarde. Später verlor er in einer Handelskrise viel Geld, siedelte Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts nach Lüneburg über und starb, in sehr bescheidenen Verhältnissen, zu Hamburg im Dezember 1828. Er war ein liebenswürdiger Mensch, sanguinischer Optimist und von grenzenloser Lebenslust erfüllt, wozu eine gewisse vornehme Würde, die er gern hervorkehrte, einen drolligen Gegensatz bildete. Er war kein scharfer Kopf, aber durch feines Gefühl begriff er doch viele Dinge leicht, die nüchtern beanlagten und schwerfälligen Naturen verschlossen blieben. Er war unaufhörlich geschäftig, ohne daß er doch viel geleistet hätte, denn im Grunde war bei ihm alle Arbeit eine niedliche Spielerei, bei der er seine kindliche Freude fand. Der sauber gekleidete Mann mit dem wohlgepuderten Haar war höflich und freundlich gegen jedermann, besonders aber gegen Untergebene und Arme, denen er gern mit Rat und That mitfühlend beisprang, und seine wohlklingende Stimme sowie seine zierliche hannöversche Mundart machten ihn auch zu einer Erscheinung, die angenehm auffiel. Harry sagte von ihm: „Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten geliebt habe"; von ihm ererbte unser Dichter den drängenden Trieb nach Lebensgenuß und Frohsinn und die hohe Anmut seines Geistes. — Ein ganz anderes Bild gewährt die Mutter; sie war ein stärkerer Charakter und höher begabt. Peira, oder wie sie sich später nannte Betty, geboren 1771 in Düsseldorf, hatte in vieler Hinsicht eine gute Erziehung genossen; als Studiengefährtin eines Bruders, der Arzt wurde, war sie mit dem Lateinischen vertraut geworden, und wenn sie ihrem Vater Abhandlungen in dieser Sprache vorlas, so setzte sie ihn oft durch ihre klugen Fragen und Einwände in Erstaunen; sie hatte Rousseaus „Émile" gelesen und versenkte sich mit Vorliebe in die Fragen des Erziehungswesens; sie liebte Goethes Dichtungen, angeblich besonders dessen Römische Elegien, war im Flötenspiel erfahren, und sie nahm auch an den politischen Vorgängen der Zeit verständig-mitfühlenden Anteil. Dabei besaß sie große Entschiedenheit im Handeln; als ihr Verlobter, Samson Heine, sich in Düsseldorf niederlassen wollte, erhob der dortige Rabbiner Schwierigkeiten dagegen, da er fürchtete, der gänzlich mittellose Mann könne einmal der Gemeindekasse zur Last fallen. Als

Peiras eifrige Bemühungen erfolglos blieben, wandte sie sich endlich an die weltliche Behörde, die dem Rabbiner befahl, seine Bedenken fallen zu lassen. Aber bei all diesen Vorzügen zeigen sich auch Schwächen: sie beherrschte die deutsche Sprache nicht ganz vollkommen, sondern machte Fehler, die durch die frühe Gewöhnung an das Hebräische zu erklären sind; mit beschränkter Sorge blickte sie auf die dichterischen Bestrebungen ihres heranwachsenden Sohnes, auf diese phantastisch-romantischen Verirrungen, die notwendig schädlich wirken müßten auf sein bürgerliches Fortkommen. Sie strebte immer mit unruhigem Ehrgeiz nach nahe gelegenen praktischen Zielen und übte hierdurch auf ihren ältesten Sohn einen keineswegs immer günstigen Einfluß aus. Aber ihr ernster Geist, ob verständig leitend oder von falschem Ehrgeiz getrieben, herrschte ehrfurchtgebietend im Hause; und von der liebenden Verehrung, die Heinrich Heine der Mutter immer bewahrte, zeugen die an sie gerichteten Sonette, das Gedicht „Denk' ich an Deutschland in der Nacht", gefühlvolle Stellen des „Wintermärchens" u. dgl. m.

Von den Verwandten Heines blieb ihm ein Bruder der Mutter, Simon van Geldern, räumlich und geistig nahe, ein unscheinbarer altfränkischer Sonderling, der als Privatgelehrter zu Düsseldorf lebte. Ein mäßig begabter, aber herzensguter Mann, betrieb er mit rastlosem Eifer allerlei nutzlose Schriftstellerei, die er besonders in kleinen Tagesblättern zum besten gab. Er machte sich um den heranwachsenden Knaben viel zu schaffen und erregte in ihm vielleicht die Lust zu schriftstellerischer Bethätigung. — Größeren Einfluß gewann aber auf Harrys phantastisch erregtes Gemüt ein anderer Oheim, den er freilich niemals mit Augen gesehen hatte, von dem aber ein altes Notizenbuch und vor allem die wortreiche Familienlegende unglaubliche Wunderdinge berichtete. Er war längst tot, als Heine das Licht der Welt erblickte, hieß wie jener erstgenannte Oheim Simon van Geldern und hatte, um es kurz zu sagen, als Häuptling eines Beduinenstammes in Nordafrika ein höchst abenteuerliches Leben geführt. Die Geschichten von ihm ergriffen die Einbildungskraft des Knaben so sehr, daß er schier sein eignes Wesen gegen das jenes Oheims einzutauschen schien, daß er selbst dessen Räuberthaten ausgeführt zu haben glaubte, daß er ein andrer ward, in anderen Ländern lebte und anderen Zeiten angehörte. Dieser seltsame Traum, der wohl ein Jahr lang den Geist des Knaben beherrschte und alle seine Handlungen bestimmte, ist sehr bezeichnend als erste überspannte Äußerung von Heines höchst beweglicher, glühender, ja manchmal stechend-greller Phantasie.

Harry Heine war das älteste von vier Kindern. Im Oktober 1800

ward seine Schwester Charlotte geboren, die als Witwe eines Herrn Embden in Hamburg lebt. 1805 folgte ein Bruder, Gustav, der nach längeren Irrfahrten Begründer des „Wiener Fremdenblattes" wurde und 1886 als Baron Heine-Geldern in glänzenden Vermögensumständen starb. Der jüngste Bruder, Maximilian (1807—79), erwarb sich als Arzt in St. Petersburg gleichfalls eine hochgeachtete gesellschaftliche Stellung.

Von großer Bedeutung für Heines Entwickelung waren die politischen Zustände seines engeren bergischen Heimatlandes. Die französischen Revolutionstruppen hielten die Stadt Düsseldorf schon seit dem September 1795 besetzt und verließen sie erst im Mai 1801, nach dem Abschluß des Luneviller Friedens. Der bisherige Herr des vielumstrittenen Ländchens, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz (seit 1777 auch Kurfürst von Bayern), war 1799 gestorben; ihm folgte Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der das Herzogtum Berg anfangs durch einen Freiherrn von Hompesch, seit dem November 1803 jedoch durch seinen Schwager, den Herzog Wilhelm von Bayern, verwalten ließ. Aber bereits am 15. März 1806 mußte Max Joseph das Land an Napoleon abtreten, und sieben und ein halbes Jahr, bis zum November 1813, blieb die französische Herrschaft bestehen — in diese Epoche fällt die eindrucksvollste Entwickelungszeit unseres Dichters, sein neuntes bis sechzehntes Lebensjahr. Napoleon übertrug die Herrschaft über das Land, dem einige anliegende Gebiete hinzugefügt wurden, seinem Schwager Murat, der den Titel eines Großherzogs von Berg erhielt. Da er aber schon nach zwei Jahren zum König von Neapel befördert ward, so nahm Napoleon, am 15. Juli 1808, die Verwaltung selbst in die Hand und behielt sie bis zu seinem Sturze, wenn er auch dem Namen nach seinem unmündigen Neffen, dem Prinzen Napoleon Louis, die Herrschaft übertrug. Als kaiserlicher Statthalter wohnte in Düsseldorf ein Graf Beugnot. Es unterliegt keinem Zweifel, die demokratische französische Regierung war in vieler Hinsicht ein Segen für das Land. Freilich hatte sich schon Max Joseph als ein aufgeklärter Fürst bewiesen, indem er z. B. das Zensurkollegium aufhob und beinahe vollständige Preßfreiheit gewährte; aber die Franzosen räumten energischer auf mit dem feudalen Schutt der Vergangenheit: die Leibeigenschaft ward beseitigt, alle Lehen den Lehensinsassen zum Eigentum übergeben, das Verbot der Heirat Adliger mit Bürgerlichen und Bauern aufgehoben, das Rechtswesen durch Einführung des Code Napoléon erheblich verbessert. So nahmen Handel und Gewerbe einen entschiedenen Aufschwung, wenn auch anderseits durch die Folgen der Kontinentalsperre bedeutende Absatzgebiete zerstört wurden. Auch förderte Napoleon frühere Ansätze zur Bildung einer Uni-

versität in Düsseldorf derart, daß deren Eröffnung nahe bevorstand, als das Kaiserreich zusammenbrach. Aber tiefer als alle diese Besserungen empfand es die Heinische Familie, daß ihr wie allen Juden völlige bürgerliche Gleichstellung mit ihren christlichen Brüdern gewährt wurde. Man muß sich den knirschenden Ingrimm vergegenwärtigen, mit dem aufgeklärtere Israeliten die erheblichen Rechtsbeschränkungen ertrugen, die ihrem Stamme bis dahin auferlegt waren, um den dankbaren Jubel zu begreifen, mit dem sie dem Welteroberer huldigten. Derselbe Mann, der die unabhängigsten Geister zu staunender Bewunderung hinriß, gewährte auch ihnen, den Parias des Ghettos, das volle Lebenslicht, in dem sie gedeihen konnten[1]. Dankbar und beglückt durch solch freisinnige Neuerungen empfanden sie minder heftig die Schattenseiten der Napoleonischen Herrschaft. Denn schwer trotz alledem lastete auf dem Lande der furchtbare Druck der hohen Steuern und schwerer noch die rücksichtslose Härte der Konskriptionen. Bergische Landeskinder wurden in Spanien und Rußland der Ruhmgier des neuen Imperators zum Opfer gebracht, und so zahlreich mußten sie hinausziehen, daß einige Fabriken aus Mangel an Arbeitskräften gezwungen waren, den Betrieb einzustellen. Trotz alledem blieb Napoleon in den Augen vieler, und vor allem der Juden, der liberale Held und Befreier, nach dem man sich zurücksehnte, als die preußische Regierung drückende Einrichtungen früherer Zeiten neu belebte, die Juden wieder zu Bürgern zweiter Klasse stempelte und ihnen z. B. den Sitz auf der Geschworenenbank entzog. All diese Verhältnisse muß man genau berücksichtigen, wenn man den politischen Anschauungen Heines Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man das sentimentale Pathos begreifen will, mit dem er noch in vorgerückten Jahren als ein Apostel der kaiserlichen Legende auftrat[2]. Nach der Leipziger Schlacht flohen die französischen Behörden bald wie ihr Herr über den Rhein; der Statthalter Graf Beugnot verließ Düsseldorf am 4. November 1813. Die Verbündeten setzten nun ein Generalgouvernement Berg ein, das am 15. Juni 1814 Preußen vorläufig übertragen ward, und dem im Mai 1815, durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses, die endgültige Einverleibung des Landes in die preußische Monarchie folgte.

Können wir die politischen Jugendeindrücke, die Heine erfahren hat, genau verfolgen, so bleibt dagegen über seine Ausbildung in den Düsseldorfer Schulen einiges in Dunkel gehüllt. Den ersten Unterricht

---

[1] Vgl. Wedell, Geschichte der jüdischen Gemeinde Düsseldorfs, in dem Werke „Geschichte der Stadt Düsseldorf in zwölf Abhandlungen“. Düsseldorf 1888, S. 178 ff.

[2] Man vgl. z. B. Bd. III, S. 158 f.; S. 492 ff.!

erhielt der junge Erdenbürger in der ABC-Schule einer Frau Hindermans, dann besuchte er die israelitische Privatschule eines Herrn Rintelsohn aus Hamburg, und 10 oder 12 Jahre alt mochte er sein, als er in das Düsseldorfer Lyceum eintrat. Diese Anstalt, einem heutigen Gymnasium entsprechend, war an die Stelle der ehemaligen Jesuitenschule getreten, die nach Auflösung des Jesuitenordens im Jahre 1773 unter der Leitung von Kongregationisten und Franziskanern ein kümmerliches Dasein fristete und endlich im Jahre 1803 ganz einging. Durch Verordnung vom 20. November 1805 festgesetzt, erstreckte sich der Lehrplan des wohl Ostern 1806 ins Leben gerufenen Lyceums im wesentlichen auf dieselben Gegenstände, die auch jetzt auf den Gymnasien betrieben werden. Nur mit dem Griechischen haperte es einigermaßen, denn die Lehrer, meist bejahrte katholische Geistliche, verstanden selbst fast nichts davon[1]. Der Unterricht ward in fünf Sälen erteilt, die Schule zerfiel also wohl nur in fünf Klassen; da Heine 1812—13 die oberste Klasse besuchte, so ist anzunehmen, daß er nicht vor dem Jahre 1808 in das Lyceum eingetreten sei. In ebendiesem Jahre ward die bürgerliche Gleichstellung der Juden durchgeführt, und die ehrgeizige, energische Mutter Harrys glaubte, daß es jetzt lohne, ihrem begabten Ältesten eine gelehrte Bildung zu teil werden zu lassen, die es ihm einst ermöglichen werde, im Dienste des Kaisers zu bedeutenden Ehren und Ämtern zu gelangen. Ja, sie ließ ihn zu diesem Zwecke in den wichtigen mathematischen Wissenschaften noch durch Privatstunden fördern. Über die einzelnen Unterrichtsgegenstände berichtet Heine sehr ergötzlich im Buch „Le Grand" (Bd. III, S. 149 ff.) und in den „Memoiren" (Bd. VII, S. 464 ff.). Der Rektor der Schule, Jakob Schallmayer, ein katholischer Geistlicher, aber dennoch ein ausgemachter Freidenker, stand der Familie des Dichters nahe: er hatte mit einem Bruder der Mutter Harrys, Joseph van Geldern, zu Bonn studiert, und ihr Vater, Gottschalk van Geldern, der als Arzt in Düsseldorf wirkte, hatte ihn einst von einer lebensgefährlichen Krankheit geheilt. Er brachte daher dem begabten Sohne Peiras besonderen Anteil entgegen und beriet sich gern mit ihr über dessen Zukunft. Indessen er war, wie wir jetzt wissen, kein guter Pädagog, die Schulzucht kam unter seiner Leitung sehr in Verfall, ein Umstand, der für die Entwickelungsgeschichte Heines Beachtung verdient: dem heranreifenden Jüngling wurde der Begriff strenger Pflichterfüllung nicht eingeimpft, und durch die freisinnigen Vorträge Schallmayers über die neueste materialistische Philosophie der Franzosen wurde ihm obendrein das religiöse

[1] Vgl. Kniffler, Entwickelung des Schulwesens zu Düsseldorf, in der oben erwähnten Geschichte der Stadt Düsseldorf, S. 276 f.

Gefühl bis zu duldsamster Gleichgültigkeit herabgestimmt. Im Frühjahr 1813 erkrankte Schallmayer bedenklich, und am 6. Mai d. J. trat ein umsichtiger Schulmann, Namens Kortüm, an seine Stelle als Leiter der Anstalt ein. Um diese Zeit oder doch bald darauf scheint Heine das Gymnasium verlassen zu haben[1]. Die Mutter erkannte, daß auf die Zukunft des Kaisers kein Verlaß mehr sei, und erzog daher ihren Sohn, wieder ohne Berücksichtigung seiner besonderen Anlagen, für den Dienst einer fester begründeten Dynastie, der Dynastie Rothschild. Sie sandte ihn in die Vahrenkampfsche Handelsschule; wann, wissen wir nicht genau; dort blieb er bis zu seinem Weggang nach Frankfurt zu Ostern oder zu Michaelis 1815. In diesem Jahre scheint Heine auch für den Militärdienst im preußischen Heere in Frage gekommen zu sein; er hat aber thatsächlich nicht gedient, worüber eine sichere Erklärung fehlt[2].

Die religiöse Erziehung Heines war ebensowenig wie diejenige in den Wissenschaften eindringlich und streng. Wohl hielt ihn die Mutter, die eine gläubige Deistin war, zur Beobachtung der israelitischen Bräuche an, und so weigerte sich Harry z. B. einst bei einer Feuersbrunst, die Brandeimer weiter zu reichen, da gerade Schabbes war; aber ein tieferes religiöses Leben ward nicht in ihm herangebildet. Zu dem Rabbiner Scheuer, der einst Samsons Niederlassung hatte hindern wollen, standen die Heines vermutlich nicht in besten Beziehungen, obwohl auch sie dem hochverdienten Manne den Zoll der Achtung nicht werden versagt haben; willig, ja mit Eifer, übernahmen sie die Verpflichtung, für die katholischen Prozessionen, die durch die Bolkerstraße hindurchzogen, an ihrem Hause einen Altar anzubringen; und mit Schallmayer ließ sich die Mutter in Erörterungen darüber ein, ob ihr Sohn Harry nicht katholischer Priester werden solle. Heine machte sich später den Scherz, die glänzenden Aussichten, die sich ihm in solchem Beruf eröffnet hätten, mit grellen Farben auszumalen (Bd. VI, S. 69).

Bemerkenswert ist es, daß unter den Büchern, die frühzeitig auf Heine Eindruck gewannen, der „Don Quichotte" des Cervantes und „Gullivers Reisen" von Swift in erster Linie stehen; so wurde seine satirische Ader durch Musterbeispiele tiefsinniger Weltkomik frühzeitig angeregt, belebt und verstärkt. Aber auch das phantastisch Schauerliche, das er grell in den „Traumbildern", geläuterter in späteren Schöpfungen an den Tag legte, ist außer durch Lebenseindrücke durch litterarische Werke in

---

[1] Genaueres war nicht zu ermitteln. Der jetzige Direktor des Gymnasiums teilte mir auf eine bezügliche Anfrage gütigst mit, daß die betr. Schulakten aus jener Zeit verloren gegangen seien.

[2] Vgl. „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte", Bd. IV.

ihm befördert worden. Verschollene Schundromane, wie der „Rinaldo Rinaldini" und der „Orlando Orlandini" des Vulpius, der „Schinderhannes" von Arnold, ferner wilde Phantasiestücke von E. T. A. Hoffmann und ebenso auch Schillers „Räuber", setzten die bewegliche Seele des Knaben in schauerliche Spannung. Die geläuterte liebliche Romantik der Uhlandschen Balladen entwickelte dann auch bald die sentimental-gemütvolle Seite seiner Seele, die insbesondere im „Buch der Lieder" noch zu ergreifendem Ausdruck gelangte.

In frühesten Kinderjahren bildete Harrys Schwester Charlotte, der er immer herzliche Liebe bewahrt hat, seinen nächsten Verkehr; ihr widmete er später das Gedicht „Mein Kind, wir waren Kinder" (Bd. I, S. 113), das in lieblichster Weise das spielende Glück erster Jugend verewigt hat. Auch ein junger Freund, Fritz von Wizewski, lebt in Heines Gedichten fort, da sein früher Tod, an dem Harry schuld war, auf diesen den tiefsten Eindruck machte (Bd. I, S. 418; Bd. III, S. 144). Und die „Wallfahrt nach Kevlaar" ward, wenigstens in zweiter Linie, ebenfalls durch das Erlebnis eines Schulkameraden Heines angeregt. Näher aber traten ihm schon in der israelitischen Privatschule Joseph Neunzig und Samuel Prag und später auf dem Lyceum der brave, treffliche Christian Sethe. Dieser, aus einer tüchtigen preußischen Beamtenfamilie stammend, bildete mit seinem nüchtern-rechtschaffenen Wesen einen beruhigenden Gegensatz zu Heines genialem Phantasieleben. Oft, besonders als gereiftere Jünglinge, platzten die beiden heftig auf einander, aber ihre gegenseitige Liebe und Schätzung erlosch erst mit ihrem Tode[1]. An ihn richtete Heine die Freskosonette, ein beachtenswertes Denkmal seiner dichterischen Entwickelung. — Aber auch die ersten Regungen der Liebe zum schönen Geschlecht begegnen bei Heine, dem Sänger hoher und niederer Minne, begreiflicherweise schon früh. Eine junge Schöne, die mehreren der Düsseldorfer Gymnasiasten der Gegenstand erster Schwärmerei war, soll Harry, als er bei einer Prüfung im Lyceum öffentlich deklamieren sollte, durch ihren bloßen Anblick so sehr in Verwirrung gesetzt haben, daß er ohnmächtig zu Boden sank. Aber tiefer berührte ihn Josepha, die bleiche Scharfrichterstochter, von der er in den „Memoiren" so romantische Dinge erzählt (Bd. VII, S. 502 ff.). Das träumerische Mädchen, das als Tochter eines Mannes von verrufenem Stande in den Augen der wahngläubigen Menge selbst als verrufen und unehrlich galt, förderte Heines Sinn für Grabes- und Schauerphantasien, sang ihm ernste und wehmütige Volkslieder vor und gab ihm Anlaß zu mehreren Traum-

---

[1] Vgl. Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heines, Berlin 1878, S. 1—73.

bildern, die nur durch die besondere Beziehung zu ihr, der „Unehrlichen", verständlich werden. Freilich können wir in diesen Herzensbeziehungen noch keine die Brust ausfüllende Liebe erkennen, sondern nur ein fernes melancholisches Wetterleuchten jener Gewalten, die einst mit Sturm und Gewitter über des Dichters Haupt einherziehen sollten.

Im Jahre 1815 nahm Samson Heine, als er die Frankfurter Messe besuchte, seinen Sohn Harry mit sich, um ihn in dieser Stadt in die aussichtsreiche kaufmännische Laufbahn einzuführen. Die Mutter hoffte, er werde einst Millionär werden wie Onkel Salomon, der große Bankier in Hamburg. Doch Harrys Verhalten stimmte bald solch kühne Träume herab. Bei einem Bankier Rindskopff, wo er als Volontär eintrat, erschien er so unbrauchbar, daß er sich nach wenigen Wochen wieder empfehlen mußte, und ziemlich dasselbe Schicksal erfuhr er bei einem Spezereihändler, der ebenfalls bei dem jungen Dichter durchaus keine kaufmännischen Talente wahrzunehmen vermochte. Dieser beobachtete dafür emsig das Treiben der Stadt, gewann einen traurigen Eindruck von der schmachvoll bedrückten Lage seiner Stammesgenossen in ihrem schmutzigen Ghetto, sah zum erstenmal den Dr. Ludwig Börne, vor dessen scharfer Feder die Frankfurter Bühnengötter und -Göttinnen zitterten, und verlor sich auch, wie es scheint, mit Leib und Seele in den ersten holden Rausch flüchtiger Minne.

Nach wenigen Monaten kehrte Harry zu den Eltern zurück, die den ungeratenen Sohn kopfschüttelnd und mit ernsten Gesichtern empfingen. Aber noch gab man die Hoffnung nicht auf, aus ihm einen brauchbaren Kaufmann zu machen. Nachdem er etliche Monate im Hause der Eltern verbracht hatte, sandte man ihn im Sommer 1816 nach Hamburg, wo er im Kontor des Oheims Salomon zu besserer Zucht gedeihen sollte. Denn wenn es ihm dort nicht gelang, unter der Führung eines solchen Mannes, so durfte man ruhig annehmen, daß einst Gott Merkur von der Wiege dieses Knaben sein Antlitz grollend abgewendet habe.

Nicht ungern fügte sich Harry dem Willen der Eltern, denn in Hamburg leuchtete ihm „ein goldener Stern", der Stern der Liebe. Wohl nicht lange Zeit vor seiner Abreise hatte er in der rheinischen Heimat Amalie Heine kennen gelernt, die Tochter des Hamburger Oheims, zu der er sich bald in unwiderstehlicher Liebe hingezogen fühlte. Aber Hamburg wurde nicht die Stätte seines Glückes, es wurde vielmehr die „Wiege seiner Leiden"! — Von allen Menschen, mit denen Heine in Berührung gekommen ist, hat keiner mittelbar und unmittelbar auf sein inneres und äußeres Leben einen so großen Einfluß geübt wie Salomon Heine; ja

über das Grab hinaus wirkte er bestimmend auf das Schicksal des Dichters. Der tüchtige Mann, im Grunde wohlwollend und gut, aber im Vollgefühl seiner Millionen überall wie ein Pascha gebietend und wie ein Pascha jeder barsch auffahrenden Laune nachgebend, war einer der angesehensten Bürger der Stadt; tief zogen die würdigen Senatoren Hamburgs ihren Hut vor dem Emporkömmling, dem „großen Heine"; in seinem Hause verkehrten die ersten und berühmtesten Männer, die in Hamburg dauernd oder vorübergehend weilten: Harry traf dort im Jahre 1816 bei einem Festmahl den Fürsten Blücher von Wahlstadt. Salomon wohnte zumeist auf seinem Landhaus in Ottensen, das mit seinem Park, seinem Springbrunnen, seinen Statuen, Rosenbüschen und singenden Nachtigallen so oft den landschaftlichen Hintergrund bilden sollte in Heines Versen. Nicht ungern sah sich der junge Dichter als zugehörig zu diesem vornehmen Kreise, aber sein innerstes Wesen fühlte sich doch abgestoßen von dem Geiste materiellster Betriebsamkeit, der hier herrschte; sein Genius lebte vereinsamt wie in einer fremden Welt. — Und ebenso wie von dem Leben im Hause des Oheims fühlte sich Heine bald beengt von dem Treiben der Stadt Hamburg im allgemeinen: das einseitige kaufmännische Leben, die steif-engherzigen Sitten, das geistlose Behagen an gutem Essen und Trinken, der englisch-unhöfliche Gruß u. a. m. ärgerten ihn und machten ihn unempfänglich für die Größe und die Kulturbedeutung der alten Hansestadt. Oft, besonders im „Schnabelewopski", hat er die Hamburger seinen satirischen Groll bitter fühlen lassen.

Kaufmännisch thätig war Heine zuerst im Geschäfte des Onkels, und er muß sich doch wohl Mühe gegeben und allmählich leidlich bewährt haben, denn im Jahre 1818 gewährte Salomon dem Neffen die Mittel zur Begründung einer eigenen Handlung. Freilich war das ein allzu gewagter Schritt gewesen. Das Manufakturwarengeschäft mit der Firma „Harry Heine u. Komp." gedieh so wenig, daß es schon im Frühsommer 1819 liquidieren mußte. Und damit war das kaufmännische Experiment Gott sei Dank beendigt; man sah, Harry hatte kein Talent zum Rothschild. Großherzig ließ sich der Oheim jetzt bewegen, dem „dummen Jungen", wie er ihn mit Vorliebe nannte, die Mittel zum Studieren zu gewähren, aber er verlangte, daß er einen praktischen Beruf ergreife, in dem sich auch einmal Geld verdienen lasse: er sollte die Rechte studieren und sich als Anwalt einst in Hamburg niederlassen.

Wichtiger als all die andern bedeutenden Erlebnisse in Hamburg waren für ihn, den Dichter, die leidvoll-süßen Erfahrungen der ersten tiefgehenden Liebe. Amalie Heine, geboren im Jahre 1800, war ein schönes, anziehendes Mädchen; ihr großes, klares Auge fesselte unwill-

kürlich und stieß doch wieder ab durch eine gewisse berechnende Kälte. Die vielbegehrte Schöne lebte aber ganz und gar im Glanz jener äußeren Welt, die Heine bedrückend und schal erschien, sie war durchaus die Tochter ihres Vaters. Über die zärtlichen Gedichte, die Heine ihr widmete, lachte und spottete sie; sein phantastisches Brüten, sein poetischer Schwung blieben ihr unverständlich und fremd; und es hat den Anschein, als ob sie ihm nie Aussicht gemacht habe auf den Besitz ihrer Hand. Er aber hat sie zweifellos leidenschaftlich geliebt mit der ganzen Heftigkeit seines beweglichen Gemüts, und diese Liebe zu ihr beherrschte jahrelang, auch nachdem er sie endgültig verloren hatte, sein ganzes Dichten und Denken, bis im Sommer 1823 ein von fern leuchtender Stern den Glanz des alten erbleichen ließ.

Um schmerzliche Erfahrungen reicher verließ Heine im Sommer 1819 die Stadt an der Elbe, um sich zu Düsseldorf im Hause der Eltern für die Universitätsstudien vorzubereiten. Mit seinem Freunde Joseph Neunzig zusammen nahm er dort Privatstunden bei einem alten Lehrer aus der Schule der Jesuiten und bestand dann Anfang Dezember desselben Jahres zu Bonn mit Nr. III die Prüfung, die ihn zum Universitätsstudium berechtigte[1].

Die Universität Bonn, auf der Heine seine ersten beiden Semester, vom Herbst 1819 bis zum Herbst 1820, verbrachte, stand schon damals in hoher Blüte. An die erst am 18. Oktober 1818 durch Friedrich Wilhelm III. begründete Hochschule waren tüchtige Lehrkräfte, zum Teil Männer ersten Ranges, berufen worden. In der juristischen Fakultät waren Mackeldey, Mittermaier und Welcker, in der philosophischen vor allem Ernst Moritz Arndt und Aug. Wilh. v. Schlegel besonders geachtet und berühmt. Unter den Studenten, deren Anzahl sich schon im Sommer 1819 auf 700 belief, befanden sich außer Heine mehrere, deren Namen einst weit genannt werden sollten: Justus Liebig, Dieffenbach, Johannes Müller, Karl Simrock, Hoffmann von Fallersleben, der Theolog Hengstenberg u. a. Heine besuchte die Vorlesungen mit großem Fleiß, der ausdrücklich bezeugt ist, und zwar hörte er außer einigen juristischen Kollegien vor allem solche über deutsche Litteratur und Sprache sowie über Geschichte und deutsche Altertumskunde. Unter den Lehrern trat ihm Schlegel persönlich nahe: er prüfte Heines Gedichte mit wohlwollendem Anteil, zollte ihnen reiches Lob und feuerte den aufstrebenden Dichter durch seinen Zuspruch zu lebhafter Thätigkeit an. Er führte ihn ein in die Geheim-

---

[1] Vgl. über „Heines Abgangszeugnis" Hüffer, a. a. O., S. 99 ff.

nisse der Metrik, über die er auch im Sommer 1820 ein zweifellos bedeutendes Kolleg las, das Heine besuchte; in diesen Dingen war Schlegel ein sehr feiner Kenner. Seine Aufmunterung wird unsern Dichter auch veranlaßt haben, sich auf dem Gebiete der Tragödie zu versuchen: in dem Dorfe Beuel bei Bonn, auf dem rechten Rheinufer gelegen, arbeitete er im Sommer 1820 mit lebhaftem Eifer an seinem Trauerspiel „Almansor".

Ward Heine so durch die Vorlesungen ganz erfüllt mit der herrschenden romantisch-altdeutschen Begeisterung, so bot das studentische Leben ihm Eindrücke, die diese Richtung beförderten. Eine tüchtige sittliche Gesinnung und ein starkes Nationalgefühl, das gelegentlich freilich schon in Deutschtümelei umschlug, herrschte wie auf anderen Universitäten, so insbesondere auf der neubegründeten rheinischen Hochschule, und Heine war damals ein entschiedener Anhänger dieser sittlich-national-freiheitlichen Bestrebungen. Es war der Geist der Burschenschaft, der das akademische Leben durchdrang und beseelte. Die Burschenschaft, anfangs ausschließlich der Pflege christlich-deutschen Wesens gewidmet und von akademischen und Staatsbehörden gern gelitten, hatte sich namentlich durch die Turnerkreise des alten Bramarbas Jahn zu unbesonnener Befehdung der Polizei sowie zu starker Betonung liberaler Gesinnungen verleiten lassen. Die Regierungen, hierdurch aufgebracht und durch die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand (am 23. März 1819) vollends in Schrecken gesetzt, faßten unter Metternichs Leitung und Obhut im August 1819 die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, kraft deren die Preßfreiheit beschränkt und, was uns hier vor allem angeht, die Universitäten, diese Brutstätten der Demagogie, sorgfältigst überwacht und alle Studentenverbindungen aufgehoben werden sollten. In Mainz wurde sogar eine besondere Kommission eingesetzt zur Beobachtung demagogischer Umtriebe. Aber der Geist, der in der Burschenschaft herrschte, ließ sich durch solche Maßnahmen nicht aus der Welt schaffen. Die Verbindung blieb in Wahrheit doch bestehen und hatte ihre Zusammenkünfte beibehalten, wenn man auch jede anstoßerregende Kundgebung thunlichst zu verbergen suchte. Zu diesem Kreis burschenschaftlich gesinnter Jünglinge hielt sich auch Heine als aufrichtiger Bekenner derselben Bestrebungen. Und er sollte auch bald nach seiner Ankunft in Bonn selbst ein Pröbchen der sich soeben entwickelnden Demagogenriecherei kennen lernen. Am 18. Oktober 1819 hatte sich ein Teil der Studentenschaft nach dem Kreuzberg bei Bonn begeben, wo zur Gedenkfeier der Leipziger Schlacht ein Freudenfeuer abgebrannt, von einem Berliner Theologen, Namens Schweder, eine durchaus tugendhafte und harmlose Rede gehalten und schließlich auf den seligen Blücher und auf die deutsche Frei-

heit ein Hoch ausgebracht wurde. Ein ungeschickter Zeitungsbericht hierüber, den Heines Freund Neunzig geschrieben hatte, machte die Behörden auf den gefährlichen Vorgang aufmerksam, und man schritt zu einer sorgfältigen Untersuchung, bei der auch Harry Heine vernommen ward[1]. Die Sache verlief aber im Sande, und keinem der Staatsverbrecher ward ein Härchen gekrümmt. — Aber wenn Heine auch an der Burschenschaft teilnahm, ein flotter Student ist er nie gewesen. Seine geistigen Interessen überwogen zu sehr, die alten Liebessorgen lebten in ihm fort, er hatte schon zu viel in seinem Innern erfahren und war nicht mehr ein ganz unbefangener Idealist. An den studentischen Paukübungen beteiligte er sich, aber Tabakrauch war ihm verhaßt, und auch im Genuß geistiger Getränke war er für einen Studenten allzu mäßig. In größerem Kreise war er still und zurückgezogen, in kleinerem schon damals durch seine satirische Schlagfertigkeit bald geliebt, bald gefürchtet, aber immer anregend. Von Freunden standen ihm außer Neunzig vor allem wieder der wackere Sethe nahe, den er wegen seines bedächtigen Wesens den Staatsrat nannte; ferner Dieffenbach, der einst ein berühmter Mediziner wurde, sodann ein lustiger junger Adliger, Friedrich von Beughem, ein Prinz von Wittgenstein und drei litterarisch Strebende: Karl Simrock, der als Dichter und fleißiger Germanist später nicht geringe Erfolge errang, Jean Baptiste Rousseau, der ein entbehrungsreiches Litteratenleben im Elend beendigte, und Friedrich Steinmann, der später durch erbärmliche Fälschung mehrerer Bände „Heinischer Gedichte" seinen Namen mit untilgbarer Schande befleckte.

Alles in allem war das Leben in Bonn für Heine gewinnreich und heiter, und nur die Schatten der Erinnerung trübten seine Seele. Er verließ die Stadt im Herbst 1820, besuchte die Eltern in Düsseldorf und zog dann nach einer genußreichen Wanderung durch Westfalen in die für ihn minder erfreuliche Universitätsstadt Göttingen ein, um dort in fleißiger Arbeit seine juristischen Studien zu betreiben. Das prosaische Wesen der hannöverschen Junker, die, ebenso unwissend wie stolz, sich für eine besonders auserwählte Menschenklasse hielten, sowie die steifgelahrte Pedanterei der Georgia Augusta waren ihm von vornherein verdrießlich. Von den 1300 Studenten hörten zur Entrüstung Heines nur 9 die altdeutsche Vorlesung des tüchtigen Germanisten Benecke; außerdem erregten der Ästhetiker Bouterwek und der Geschichtsprofessor Sartorius Heines besondere Verehrung. Der letztere prüfte mit beifälligem Anteil die dichterischen Leistungen seines Schülers. — Aber wie

---

[1] Vgl. Hüffer, a. a. O., S. 74 ff.

bald ward diesem das Göttinger Leben völlig verleidet! Er geriet in Händel mit einem Studenten, Namens Wiebel, der ihn um ganz nichtiger Dinge willen derart beleidigte, daß Heine ihm am 2. Dezember 1820 eine Forderung auf Pistolen zuschickte. Die Sache ward jedoch bereits am selben Tage dem Universitätsrektor hinterbracht, der eine Untersuchung anordnete, welche nach längeren Zwischenfällen damit endete, daß Heine am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr relegiert wurde. Eine Krankheit, die er sich zugezogen hatte, hielt ihn aber noch etwa fünf Wochen in Göttingen zurück; und eben diese Krankheit soll nach Karl Goedekes Behauptung[1] der Grund gewesen sein, daß die tugendhafte Göttinger Burschenschaft Heine fortan nicht mehr als zu den Ihrigen gehörig betrachtete. Um dieselbe Zeit etwa muß ihm auch die Nachricht gekommen sein, daß sich seine Jugendgeliebte Amalie Heine einem Herrn John Friedländer, Rittergutsbesitzer in Königsberg, verlobt habe. Im August 1821 vermählte sie sich. So schüttelte denn Heine, von mannigfachem Kummer und Verdruß erfüllt, den Göttinger Staub von seinen Füßen und zog in den letzten Tagen des Februars der preußischen Hauptstadt entgegen. Er stand an einem wichtigen Wendepunkt seines Lebens.

In Berlin eröffnete sich für Heine in Wissenschaft, Kunst und Leben eine neue Welt. Die junge Universität, schon damals eine der bedeutendsten in Deutschland, hatte ausgezeichnete Lehrkräfte. Unter den Juristen las der berühmte Romanist Savigny über Institutionen und Pandekten; aber für ihn, das Haupt der historischen Schule, konnte sich Heine nicht begeistern; noch weniger für den Professor Schmalz (vgl. Bd. III, S. 156), dessen reaktionäre Gesinnung er haßte. Aber in der philosophischen Fakultät boten ihm die beiden großen Philologen Franz Bopp und Fr. A. Wolff reiche und dankbar aufgenommene Belehrung und Anregung: der erstere dürfte in ihm das schon von Schlegel geweckte Interesse an der indischen Litteratur gefördert haben, bei dem letzteren hat er vermutlich Vorlesungen über Aristophanes gehört. Der große Historiker Friedrich von Raumer, der gleichfalls an der Berliner Hochschule lehrte, wird ihm wohl schon damals zu zahm erschienen sein; ob Heine die Vorlesungen Friedrich Schleiermachers und des später so berühmt gewordenen Privatdozenten Arthur Schopenhauer besucht hat, ist zweifelhaft; dagegen hat er die schale Weisheit des Herrn Prof. A. Zeune über das Nibelungenlied wohl ruhig über sich ergehen lassen. Der bedeutendste von allen akademischen Lehrern war aber der große Philosoph Hegel. Er las in der Zeit, als Heine in Berlin studierte, über

[1] Grundriß, Bd. III, S. 439.

Logik und Metaphysik, über Religionsphilosophie, über Naturphilosophie, über Rechtsphilosophie, über Psychologie und über Geschichte der Philosophie. Schwerlich wird sich Heine auch nur eine dieser Vorlesungen haben entgehen lassen; und der Eindruck dieser Lehren auf Heines Geist ging außerordentlich tief: übte die scharfe dialektische Methode das logische Denken, so bewirkte der Inhalt dieser die Welt gleichsam neu schaffenden Philosophie eine keck=selbstbewußte Loslösung des Individuums von allen hergebrachten Anschauungen. Der schlummernde Satiriker in Heine, der sich ohnehin durch das Bestehende auf Schritt und Tritt verletzt fühlte, entnahm aus Hegels Vorträgen die philosophische Berechtigung, seine eigne Persönlichkeit der Welt gegenüber mit rücksichtsloser Selbstgewißheit geltend zu machen, er war „selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis“. Später, nach seiner Bekehrung zum Deismus, hat Heine den Lehren Hegels die Schuld zugeschoben an der Auflockerung des religiösen Gefühls, die er, wie viele seiner Zeitgenossen, in seinem Innern erfahren hatte.

Das Leben in der großen, regelmäßig gebauten Stadt, das Heine selbst in den „Briefen aus Berlin“ (Bd. VII) nach vielen Richtungen hin beschrieben hat, war mannigfaltig und bedeutend; nur vollständig niedergehalten und erstickt war jede Teilnahme an den politischen Ereignissen. Die geweckten Berliner suchten sich schadlos zu halten durch angeregte soziale und künstlerische Vergnügungen, und vor allem das Theater, Oper und Schauspiel, nahm sie ganz in Anspruch. Da stritt man sich, ob der ungeheure Spektakel in den Ausstattungsopern Spontinis oder der romantische Zauber von Webers „Freischütz“ höher zu stellen sei; da pries und lobte man die geschichtliche Treue der Kleider und Geräte, auf die Graf Brühl, der Intendant, so viel hielt; da begeisterte man sich an den kühnen Sprüngen des Balletts. — Zwei Dichternamen waren in aller Munde, Sir Walter Scott und — der erbärmliche Clauren, dessen süßlich=lüsterne Erzählungen vom Publikum verschlungen wurden. Nur ein kleiner Kreis tieferer Naturen schaute andächtig nach einem größeren und reineren Gestirn empor, die Goethe=Gemeinde, die sich um Varnhagen und seine geistvolle Gemahlin Rahel Levin versammelte. Rahel, eine heftig empfindende, geniale, hochgebildete, aber nicht abgeklärte Natur, besaß alle Gaben des Geistes und Herzens, um die Größe des weimarischen Dichterfürsten mitfühlend zu begreifen, und staunend sah sie es, daß dieser Mann, der alle Leidenschaften der Menschenbrust durchgekostet und erfahren hatte, mit der heiteren Ruhe eines Olympiers auf die Dinge dieser Welt herabschaute. Heine ward sicherlich aufs günstigste beeinflußt von diesem weitgeistigen Kreise, er lernte Goethes Größe schätzen und

empfinden, und dieser Gesinnung ist er auch später im wesentlichen treu geblieben. In Rahels Hause sowie in dem gleich geistreichen Kreise der liebenswürdigen Dichterin Elise von Hohenhausen war Heine ein gern gesehener Gast; seine dichterischen Leistungen fanden hier verständnisvolle Anerkennung, und Berührung wie Gedankenaustausch mit der Aristokratie des Geistes, die hier verkehrte, wirkte auf ihn belebend, anspornend und belehrend. So trat er außer zu den erwähnten Personen in nähere Beziehung zu Ludwig Robert und seiner schönen Gemahlin Friederike, zu Chamisso, Hitzig, Helmine von Chezy, Wilibald Alexis, Michael Beer, Fouqué, Schleiermacher, Bopp u. v. a.; kurz, das ganze gebildete Berlin war ihm durch jene Salons zugänglich und mehr oder minder genau vertraut geworden. — Außer in diesen wohlgesitteten ästhetischen Thees sah man Heine nicht selten in einem Kreise wüst-genialer Gesellen in der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener. Vor allem E. T. A. Hoffmann, der freilich schon im Juli 1822 einem qualvollen Rückenmarksleiden erlag, Ludwig Devrient und Dietrich Grabbe waren hier die Löwen des Tages oder vielmehr der Nacht; man überbot sich in tollen Einfällen, und Heine mochte wohl in dieser Hinsicht allen gewachsen sein, wenn er auch in der Kunst des Zechens als ein Stümper zurückstand. — Sehr bemerkenswert für Heines Berliner Aufenthalt ist endlich die eifrige Thätigkeit, die er im Interesse eines „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden" entwickelte. Erfüllt von dem Wunsch, ihre Stammesgenossen zu höherer Bildung und freieren Anschauungen zu erheben und sie gleichwohl bei dem Glauben ihrer Väter zu erhalten, hatten drei hochgebildete Jünglinge, Leopold Zunz, Eduard Gans und Moses Moser, sich im Jahre 1819 zur Begründung jenes Vereins verbunden. Eine durchgreifende Reform und Läuterung ihres von langer Knechtung niedergedrückten Stammes lag ihnen am Herzen, gleichzeitig aber mutvolle, ja märtyrerfreudige Beibehaltung ihrer religiösen Eigentümlichkeiten. Heine ward im August 1822 für den Verein gewonnen, und er nahm sich dessen mit großem Eifer an; so erteilte er z. B. mehrere Monate lang in der Vereinsschule wöchentlich dreimal Unterricht über Litteratur und Geschichte. Aber es war verlorene Liebesmüh': der Verein löste sich nach einigen Jahren auf, und mehrere Mitglieder, Gans an der Spitze, traten zur christlichen Kirche über. — Außer mit diesen Freunden aus dem Verein, von denen der vortreffliche, edle Moser Heines Herzen am nächsten stand, lebte er wie früher in vertraulichem Verkehr mit dem braven „Staatsrat", mit Sethe, dem er wohl erst hier in Berlin die Freskosonette gewidmet haben dürfte, mit Steinmann und einem polnischen Grafen Breza, dessen wunderliche Witze und Einfälle ihn in

mancherlei Lebensbedrängnis erheiterten. Einer Einladung Brezas folgend, besuchte Heine im Spätsommer 1822 die Provinz Posen, die er in seinem Aufsatz „Über Polen" ansprechend beschrieb. Brieflich knüpfte er freundschaftliche Beziehungen an mit Karl Immermann, der in wohlwollender Weise Heines erste Gedichtsammlung besprochen hatte. Auch in Berlin hatte Heine einmal Händel mit einem Studenten, Namens Schaller, die aber harmloser verliefen als die in Göttingen: es kam zu einer einfachen Mensur, bei der sich die jungen Helden höchst ungeschickt benahmen, und die damit endete, daß Heine einen unbedeutenden Stich in den Schenkel erhielt. — Nach allem, was wir erfahren, dürfen wir annehmen, daß Heine in Berlin mit Ernst und Eifer an seiner geistigen Ausbildung fortgearbeitet hat. Er erwarb sich hier einen großen Teil jener vielseitigen bedeutenden Kenntnisse, die in seinen Schriften oft nur wie im Vorbeigehen, in einer knappen Andeutung oder in einem Vergleich zum Vorschein kommen. Und emsig förderte und übte er sein dichterisches Talent; hier entstanden noch etliche Gedichte der „Jungen Leiden", hier das „Lyrische Intermezzo" und andre Lieder, hier beendigte er den „Almansor", schrieb den „Ratcliff", die „Briefe aus Berlin", das Memoire über Polen und mehrere ausführliche Kritiken. Hier veröffentlichte er zahlreiche Gedichte in Gubitzens „Gesellschafter", nachdem er schon in Hamburg unter dem Namen „Sy Freudhold Riesenharf" (Anagramm von Harry Heine Düsseldorf) vor die Öffentlichkeit getreten war und von Bonn aus an den „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" in Hamm Beiträge gesandt hatte; hier in Berlin fand sich die Maurersche Buchhandlung bereit, im Dezember 1821 die erste Sammlung der Gedichte Heines in die Welt zu senden, und hier erschienen, im April 1823, kurz ehe Heine die Hauptstadt verließ, die „Tragödien nebst einem Lyrischen Intermezzo". Aber trotz all solcher Fortschritte, Anregungen und großer ehrenvoller Erfolge fühlte sich Heine in Berlin keineswegs immer wohl und befriedigt. Körperliches Siechtum, das sich vor allem in heftigen Kopfschmerzen äußerte, drückte ihn nieder, der endgültige Verlust von Amalie Heine machte ihn tief unglücklich, und seine Stimmung war nicht selten so gereizt, durch Worte und Schriften fühlte er sich nicht selten so verletzt, daß er sich förmlich verfolgt glaubte, den besten Freunden, wie Sethe, die Freundschaft aufkündigte und sich in bitterem Ingrimm verzehrte.

Im Mai 1823 kehrte Heine in das Haus der Eltern zurück, die inzwischen nach Lüneburg übergesiedelt waren. Er trug sich schon damals mit dem Gedanken, Deutschland zu verlassen und in Paris sein Heil zu suchen. Im Juli reiste er nach Hamburg, um den Plan mit dem Oheim Salomon zu besprechen. Dieser indessen zeigte sich nicht geneigt; er

gewährte jedoch dem Neffen die Mittel zu weiterer Fortsetzung seiner juristischen Studien und zu einer Badereise nach Kuxhaven, wo Heine vermutlich zum ersten Male das bald von ihm so herrlich besungene Meer erblickte. Doch darüber Genaueres weiter unten! In Hamburg, der alten Stätte seiner Leiden und Hoffnungen, erwachte mit furchtbarer Gewalt der alte Liebesschmerz in seiner Seele, aber hier erblühten ihm auch neue Gefühle, die ihn der Zukunft mit gespanntem Lebensmut entgegensehen ließen.

Das litterarische Erbe, das Heine überkam, war bedeutungsvoll und reichhaltig, aber nicht in jeder Hinsicht fördernd und gesund. Die deutsche Kultur, politisch unfertig, ungeläutert und unfrei, wies eine gewisse litterarische Überbildung auf, die aufstrebenden Talenten gefährlich werden konnte. Die klassische und die romantische Dichtung, die miteinander innerlich verwandt sind, waren unter politischen und sozialen Verhältnissen emporgewachsen, die sonst die Blüte des litterarischen Lebens nicht zu begünstigen scheinen. Denn während wir sonst bei den Griechen und Römern, bei den Italienern, Spaniern, Engländern, Franzosen und auch bei den Deutschen zu Anfang des 13. Jahrhunderts in den klassischen Leistungen der Dichtkunst ästhetische Abbilder des gehobenen politischen und sozialen Lebens, des Wohlstands und der stolzen Daseinsfreude erkennen, entwickelte sich die klassische deutsche Litteratur zu Ende des 18. Jahrhunderts aus engen, ärmlichen sozialen Verhältnissen heraus, ohne die Gunst äußerer Umstände, ohne die unmittelbare Förderung der Fürsten und Reichen, einzig getragen durch den hohen Ernst ihrer Priester und gefördert durch die gediegene Bildung stiller, redlicher Bürgerkreise. Das Feuer, das da erglomm, wurde erweckt durch einsichtige Kritik und durch die weitschauende Beherzigung litterarischer Vorbilder. Nachdem Lessing aufgeräumt hatte mit dem Wust falscher Theorien, nachdem er gezeigt, unter welch besseren Sternen man zum Siege gelangen könne, wies Herder, der Rousseau der Litteratur, tiefsinnig auf die verborgenen Quellen lebensvoller Poesie bei den verschiedensten Völkern hin, durchbrach die Überlieferung des verständig-klügelnden, prosaisch-berechnenden, gelehrt-pedantischen litterarischen Betriebs und erschloß die Bedeutung lebendiger und wahrer Empfindung, unmittelbarer Leidenschaft, freier, ungelehrter, natürlicher Dichtung. Vordringend zu den tiefsten Geheimnissen der Kunst, ward er der Erwecker ungeahnten dichterischen Lebens. Nachdem im Sturm und Drang das erste Frühlingsbrausen des neuen Geistes vorübergerauscht war, ließ eine selten günstige Fügung des Geschickes zwei Männer erstehen, die inmitten der beengten Wirklichkeit ein

selbständiges litterarisches Reich von unvergleichlichem Glanz errichteten. Indem sie mehr und mehr die Beziehungen zu den trüben Zufälligkeiten des wirklichen Lebens lösten, fragten sie nur: was ist poetisch; und ohne ihre Seelen durch den künstlerischen Kampf mit dem rohen Stoff der Gegenwart abzustumpfen, strebten sie meist nur danach, einen hohen ideellen Gehalt in zeitlosen, allgemein menschlichen Bildern zu verewigen. Der ideelle Gehalt, den sie verkörperten, war die harmonische Geistesfreiheit, die schöne Sittlichkeit und sittliche Schönheit der Griechen, die Humanität. Die stille Einfalt und Größe antiker Kunstgebilde blieb ihr förderndes Vorbild, und ihm folgend, erreichten sie in ihren Darstellungen die reine Plastik einfach überschaulicher und gefälliger Formen. Engherzig bürgerlichen Sitten abhold, waren beide von hohem sittlichen Geist erfüllt, stempelten ihr eigenes Leben zu harmonisch freien Kunstwerken, und, die Dinge der Welt sub specie aeternitatis erschauend, wurden sie wahre Priester eines weltlichen Evangeliums.

In unmittelbarem Anschluß an die klassische Poesie stellte sich die Romantische Schule gleichfalls in Gegensatz zu der rohen Wirklichkeit. Nicht diese zu bemeistern strebte man, sondern sie zu mißachten. Die harmonische Freiheit der Klassiker erschien ihnen aber unzulänglich und der Erweiterung bedürftig. Die Entfesselung des Individuums mußte noch weiter gehen, wollte man das Ideal der romantisch gesteigerten Poesie erreichen. Die idealistische Fichtische Philosophie mit ihrem oft mißverstandenen absoluten Ich förderte die subjektivistische Richtung; über sittliche Dinge dachte man mit übergenialer Freiheit; dem selbstherrlichen entfesselten Genius geziemte völlige Loslösung von den prosaischen Bürgerpflichten, nur idealer Müßiggang und zweckloses Schweifen der Gedanken stand ihm an; erst hierdurch werde die freie Entwickelung seines Innern ermöglicht. Mit stolzer Verachtung sah man auf die nüchternen Bestrebungen der Philisterwelt herab, und der höchste Gegenstand der Kunst war die Kunst selbst und die Feier des göttlichen künstlerischen Genius. Ja, im letzten Grunde war nicht mehr das Kunstwerk, sondern diese souveräne Stimmung des poetisch Schaffenden und Genießenden das letzte Ziel und der eigentliche Gegenstand der Kunst geworden; das höchste Gesetz, das es gab, war „die absolute Willkür des Dichters". Aus dieser Erhebung des Individuums über das Werk folgte die berühmte Forderung der romantischen Ironie, die ursprünglich nichts anderes besagte, als daß der beherrschende Genius des Dichters zeigen solle, wie er über dem Stoffe stehe, und daß er dies auch durch absichtliche ironische Zerstörung der Illusion thun dürfe. — Statt des Ideals der Humanität, nach dem die Klassiker strebten, war jetzt zügelloser Gefühlsschwung des

Individuums als letztes Kunstziel hingestellt worden: eine solche Theorie konnte auf die Dauer an den reinen antiken Vorbildern kein Genüge finden. Anschließend an Herders Universalität erschloß man durch ausgezeichnete Leistungen die Schätze der romanischen Poesie, Dante, Ariost, Tasso, Calderon, die deutschen und französischen Dichtungen des Mittelalters, die indische Litteratur, und durch treffliche Sammlungen und Verdeutschungen vertiefte man das Verständnis des Volksliedes und Shakespeares. So erweiterte man den litterarischen Gesichtskreis bedeutend und erntete reichen Gewinn für Ausbildung der Sprache und der metrischen Formen. Aber bei diesen lehrreichen Wanderungen durch alle Reiche der Dichtung erschienen den Romantikern doch einzelne Erscheinungen besonderer Beherzigung wert. Die katholische Poesie der Romanen und des Mittelalters war wie Manna für ihren Gefühlshunger. Jetzt eröffnete sich ihnen ein unabsehbares Feld zu ausschweifenden Verzückungen, und die Dichtungen des Rittertums und des Katholizismus schwebten ihnen fortan als ideale Vorbilder vor Augen wie den Klassikern die reinen Gebilde der Antike. Nun vertiefte man sich mehr und mehr in die Vorstellungen des berückenden Wunder- und Zauberglaubens, der heidnischen und christlichen Mythologie, der Heiligenlegenden, der Engel, Teufel, Dämonen, Kobolde, Elfen, Nixen, Gespenster und Doppelgänger, man erfreute sich an der bunten Herrlichkeit schillernder Märchen, wühlte in allen Schrecknissen der Kirchhofs- und Grabesschauer, verstrickte sich in wirre, phantastische Träume und versank in die blauen Tiefen der Mystik. Solche entnervende Ausschweifungen der Phantasie ließen aber die ursprüngliche zarte Innerlichkeit des romantischen Gefühls bald in krankhafte, hysterische Überschwenglichkeit ausarten, die dann bei mehreren Dichtern die stumpfsinnigste Ermattung zur Folge hatte. Die große Kunstperiode, wie Heine die Zeit der klassischen und romantischen Geistesherrschaft genannt hat, endigte damit, daß die erschöpften Romantiker sich dem Leben der Wirklichkeit zuwandten und ihre wüsten Theorien auf dieses zu übertragen suchten. Sie wurden zu Priestern einer krankhaft-sinnlosen kirchlichen und politischen Reaktion, von der jeder gesunde Mensch sich unwillig abwenden mußte. — Bei all dieser Überspannung des romantischen Geistes war die plastische Formenreinheit, die die Klassiker erstrebt und erreicht hatten, verloren gegangen, und an deren Stelle war eine magisch-dämmernde, verworrene Ausdrucksweise getreten; statt der gefälligen, wohl erwogenen Architektonik poetischer Gebilde bot man breite, zerfahrene Kompositionen und gefiel sich in willkürlicher Auflösung der Illusion. — So sehen wir, daß das geistige Leben, das Heine vorfand und das durch tausend feine Kanälchen in seine

Seele eindrang, groß, mannigfaltig und tief bewegt war, aber auch krankhaft, überspannt, verworren, unplastisch und wie von geheimem Wurme zerfressen. Die wichtigsten Züge des romantischen Geistes waren: zügellose Entfesselung des selbstbewußten Genies; ausgeprägte Subjektivität der Kunstwerke; romantische Ironie; Illusionszerstörung; unkünstlerischer Gedankenbau; dämmernde Sprache; Reichtum der metrischen Formen; weitschauende litterarische Bildung (Volkslied); schwärmerisch-deutschtümelnde Bevorzugung des ritterlich-katholischen Mittelalters; Mißachtung der Gegenwart; Mondscheinpoesie; Wunder- und Zauberglaube; allseitige Naturbeseelung; Märchendichtung; Kirchhofs-Schauer- und Gespensterphantasie; Mystik; Gemütstaumel und -Erschlaffung; endlich Übergang zur Wirklichkeit im Sinne reaktionärster Beschränktheit.

Heine, dessen geschichtliche Sendung es war, einen nicht unbedeutenden Teil dieses litterarischen Erbes zu zerstören, zeigte sich doch von vielen Strömungen des romantischen Geistes in seiner Jugend, von manchen Zeit seines Lebens beeinflußt; ja er hat etliche Forderungen der romantischen Theorie durch die Macht seines Talentes zuerst verwirklicht und zu vollendetem Ausdruck gebracht.

Die Werke, deren Betrachtung uns hier zunächst obliegt, sind: die „Jungen Leiden", das „Lyrische Intermezzo", die Tragödien und einige kleine Prosastücke[1]. In früher Zeit hat Heines Talent sich reich bethätigt, verhältnismäßig zahlreiche Leistungen zeugen von seinem ergiebigen Fleiße, aber inhaltlich sind diese Leistungen zwar durch hohen poetischen Wert, nicht aber durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände ausgezeichnet. Vielmehr ergibt ein flüchtiger Blick auf die erwähnten Werke, daß Heines Jugenddichtung[2] von Einem großen Thema fast ganz beherrscht wird, dem Thema unglücklicher Liebe. — Die ältesten Traumbilder (Nr. 2, 6, 7, 8, 9), auf Josepha bezüglich, sind, obwohl gespenstisch und überspannt, doch nur ein Vorspiel dieser ernsteren Liebesklänge. Anknüpfend an die überlieferte romantische Vorliebe für Geister- und Kirchhofsschauer, die er infolge seiner Beziehungen zu der Scharfrichterstochter besonders lebensvoll durchfühlte, entrollt uns der Dichter unheimliche Traumgebilde von phantastischer Größe: das Mädchen, das wegen des verrufenen Standes

[1] Über die Chronologie vgl. die Übersicht über die Entstehungszeit der Werke Heines am Schluß des VII. Bandes.

[2] Die Jugendgedichte Heines bis 1827 habe ich ausführlich zergliedert in meiner Ausgabe von Heinrich Heines „Buch der Lieder" nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften (Nr. 27 von Seufferts „Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts", Heilbronn 1887). — Ferner vgl. man Wilh. Bölsche, Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung. Erste selbständige Abteilung. Leipzig 1888.

seines Vaters selbst für unehrlich und verrufen galt, will sich dem Dichter hingeben, wenn er ihr seine Seligkeit opfern will — in Prosa übertragen heißt dies: durch die Verbindung mit ihr werde auch er dem Fluche ihrer Geburt verfallen; aber er scheut sich nicht; die Liebe drängt ihn, auf die verhängnisvolle Bedingung einzugehen, und Satan selbst knüpft nun den phantastisch-unheimlichen Ehebund (6. und 7. Traumbild). Es ist sehr beachtenswert, daß der Dichter mit der litterarischen Überlieferung Einbildungen verwebt, die aus eigener Lebenserfahrung hervorgegangen waren. Eben diese Glut des Selbsterlebten hebt die Traumbilder aus der ältesten Zeit (vor allem noch das 2. und 8.) über ähnliche Erzeugnisse empor. Heine war aber so tief von der Vorliebe für das Schauerliche und Gespenstische durchdrungen, daß er derartige Darstellungen noch in seinem höheren Mannesalter, bis in seine letzten Lebensjahre, bevorzugte.

Das Thema der unglücklichen Liebe, soweit es die Dichtungen dieser Zeit beherrscht, ist in Heines Seele angeregt worden durch die schmerzvollen Gefühle, die Amalie Heine in ihm weckte. Die Lieder, die diesen Gefühlen Ausdruck geben, müssen wir aber in drei Gruppen scheiden: in solche, die 1816—21 entstanden und die Erlebnisse des Dichters unmittelbar widerspiegeln, dann in solche, die, 1822 verfaßt, den ganzen Roman noch einmal im Zusammenhang darstellen und im „Lyrischen Intermezzo" vereinigt sind, und endlich in solche, die entstanden, als der Dichter 1823 bei der Rückkehr nach Hamburg die Schmerzen der Erinnerung noch einmal durchlebte. — Kaum ein einziges Lied beglückter Empfindung bietet die erste Gruppe dar. Der holden Spannung des ersten Liebeserwachens folgt bald die Klage unerhörten Sehnens: der Dichter, menschenscheu und freudlos, verbringt die schlaflosen Nächte unter Thränen, sein heißer Wunsch, nur einmal „mit Wahnsinnlust" die Geliebte küssen zu dürfen, bleibt unerfüllt; die Lieder, die er mit zierlichen Widmungsversen ihr widmet, machen keinen Eindruck auf ihr Gemüt. Und als er von Hamburg, der „Wiege seiner Leiden", scheidet, ruft er der Geliebten die wehmütig-zärtlichen Abschiedsworte zu:

> „Nie wollt' ich dein Herze rühren,
> Liebe hab' ich nie erfleht;
> Nur ein stilles Leben führen
> Wollt' ich, wo dein Odem weht."

Aber er fährt fort:

> „Doch du drängst mich selbst von hinnen,
> Bittre Worte spricht dein Mund."

Und diese bittre Kälte, die sie ihm zeigte, ließ ihn bald in seinen Versen

aus elegischer Klage in flammenden Haß übergehen. Schon in dem „Liedchen von der Reue“ und in dem „Wunden Ritter“ (Bd. I, S. 49 u. 48) sind die herben Worte über die treulose Geliebte ohne Zweifel aus des Dichters eigner Herzenserfahrung hervorgegangen; und in den Freskosonetten wirft er ihrem frostigen Gemüt Hochmut und Übermut vor, sie habe ihm den Todesstoß versetzt und weide sich an seinen letzten Zuckungen. Er peinigt sich mit phantastischer Vergegenwärtigung des Augenblickes, da er sie als Braut beglückwünschen muß, und sieht sich im Geiste der Hochzeitsfeier beiwohnen, wo sie statt des Weines sein Blut trinkt und statt des Apfels sein Herz verzehrt. So folgt den wehmütigen Klängen, die zuerst des Dichters Liebesleben begleiten, ein wilder Aufschrei der Verzweiflung, so herb und hart, wie er in deutschen Versen nie zuvor gehört worden war. Doch endlich, als die schlimme Enttäuschung überstanden ist, ruft er der Vermählten nach: „Ich grolle nicht“; denn er sieht auch sie in tiefem Elend, er sieht die Schlange, die ihr am Herzen frißt, er weiß, daß kein Strahl ihrer Diamantenpracht ihr Herz erhellt, und erkennt die schwere Schicksalsfügung: „Mein Lieb, wir sollen beide elend sein[1].“

Die zweite Gruppe der Lieder, die, 1822 verfaßt, im „Lyrischen Intermezzo“ gesammelt vorliegt, bietet denselben Stoff noch einmal dar, aber in künstlerisch idealisierter Form und zwiefach erweitert. Die erste Erweiterung besteht in der Hinzufügung einleitender Lieder, die die frohe Beglückung des ersten Liebeserwachens feiern, während in den älteren Gedichten von vornherein nur der düstre Schmerz zum Ausdruck gekommen war. Die zweite Erweiterung ist keine Besserung. Heine hat in seinen Liedern nicht ganz selten die „niedere Minne“ besungen, die Liebe zu Mädchen niederen Standes, und unter ihnen hat er namentlich diejenigen Schönen mit Versen bedacht, die, um nach Mephisto zu reden, die Männer ein für allemal im Plural denken. Zu diesen ästhetisch verwerflichen Gedichten mag ihn außer persönlichen Anlässen die Lust am Widerspruch gegen die allzu geistige Liebeslyrik und ein übelberatenes Streben nach Originalität veranlaßt haben. Derartige Lieder der niederen Minne hat nun Heine an mehreren Stellen des „Lyrischen Intermezzos“ zum Schaden des herrlichen Cyklus eingeflochten.

Der bedeutungsvolle „Prolog“ erzählt in symbolischer Form, wie der Dichter in der Erinnerung des holdesten Liebesglückes schwelgt, dann aber plötzlich wieder die armselige Prosa seines Elends und seiner Verlassenheit empfindet. Die ersten elf Lieder, die der zuerst erwähnten

[1] Die Lieder „Lyrisches Intermezzo“ Nr. 15—17 sind nicht 1822, sondern bereits im Spätsommer oder Herbst 1821, kurz nach Amaliens Vermählung, geschrieben.

künstlerischen Erweiterung dienen, gehören zu den zartesten und lieblichsten, die je in deutscher Sprache gedichtet worden sind. Der Dichter, dem der Mai die holde Liebesblüte darbringt, liebt nicht mehr die Rose, das Sinnbild der Schönheit, nicht mehr die Lilie, das Sinnbild der Reinheit, nicht mehr die Taube, das Sinnbild der Unschuld, nicht mehr die Sonne, die Urschöpferin alles Lebens — denn Schönheit, Reinheit, Unschuld und alle Lebenswonne sind ihm jetzt vereinigt in der Person des geliebten Mädchens, das schön ist wie die Madonna im heiligen Dome, und das in keuscher Liebe zitternd erglüht wie die Lotosblume beim Anblick des Mondes. Um sie würdig zu feiern, taucht er seine Seele in den Kelch der Lilie, denn nur so wird sein Gesang zu zartester Innigkeit geläutert. Nach solchen Versen voll süßen, überschwenglichen Gefühls und märchenhafter Bilderpracht folgen dann freilich leichtfertige Worte der niederen Minne (Nr. 12—15); die nächsten Lieder (Nr. 17—19), unvergleichlich tief empfunden, sind älteren Datums; und hierauf (von Nr. 20 ab) wird das alte Thema der unglücklichen Liebe in mannigfaltigster Weise neu besungen. Die Engel im Himmel weinen mit dem Dichter, und die ganze Natur ist mit ihm leidvoll verändert; der Liebende gleicht dem Fichtenbaum in nordischer Höh', der von der fernen Palme sehnend träumt; die Geliebte ist das blasse Königskind, das im Grabe ruht und ihn nur noch des Nachts als Gespenst besucht; sie ist für ihn tot, nur ihr Schatten, ihr Bild lebt in seinem Herzen, und diesem Schatten ruft er zu: nicht Thron, Zepter und Krone deines Vaters (nicht Salomon Heines unendliche Reichtümer) wollte ich erwerben, sondern nur dich selber, du Holde! (Nr. 41). Noch allnächtlich erscheint sie ihm im Traume, und das heimliche Wort, das sie ihm sagt, bringt ihm das Geständnis, daß sie ihn dennoch liebe; aber sie reicht ihm auch den Cypressenstrauch dar als Sinnbild dafür, daß diese Liebe tot und begraben sein müsse (Nr. 56). Im Traume sieht er sich und die Geliebte, trostlos und schweigend, an der Insel der Seligen vorüberfahren (Nr. 42), und seine Liebe erscheint ihm höchst bezeichnend wie ein traurig-trübes Märchen (Nr. 46), denn märchenhaft zart und traumhaft sind die Schilderungen seiner Lieder, aber gleichzeitig traurig-trübe und beengend wie eine schwüle Sommernacht. Die letzten Gedichte (Nr. 59, 61—64) erzählen in sinnbildlicher Form von dem vermeintlichen Tod des liebegeprüften Dichters; die trauernde Natur bereitet das Ereignis gleichsam vor: der Stern der Liebe fällt vom Himmel herab, die Blüten vom Baum, und der Schwan taucht singend ins Flutengrab hernieder; nun rüttelt der einsam im Walde umherirrende Dichter, von Selbstmordsgedanken bewegt, die Bäume aus dem Schlafe, wie man alle Be-

wohner eines Hauses erweckt, wenn der Tod nachts einen der Angehörigen hinwegrafft[1]. Er sieht am Kreuzweg, wo die Selbstmörder begraben werden, die Armesünderblume, das Sinnbild unglücklicher Liebe, sich langsam im Mondschein hin- und herbewegen; er deutet auf diese Weise an, daß an der Stelle, wo sein Grab sein werde, auch die Erklärung für sein Thun gegeben sei. So ruft er denn aus: nimm mich auf, uralte Nacht; er stirbt durch eigne Hand, und erst am Jüngsten Tage, als die Toten auferstehen, endigt sein düstrer Liebestraum (Nr. 64). — Neben solchen kunstvoll ausgeschmückten und sinnbildlich zu verstehenden Liedern stehen etliche, die einen fast nüchternen Bericht der Thatsachen geben (so z. B. Nr. 24, 26, 27, 29, 39, 47). Mehrere dieser Gedichte, vor allem das Lied „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen", sind durch ihre schlichte, bezeichnende Wahrheit besonders bekannt und beliebt geworden. Der ganze farbenreiche Cyklus wird durch einen phantasievollen Epilog beschlossen (Nr. 65), der, ursprünglich als Silvesterlied gedacht, Liebe und Schmerz in großem Sarge ins Meer versenkt. — Das „Lyrische Intermezzo" ist in seiner ganzen Tiefe zum Teil schwer verständlich und bedarf des deutenden Erklärers; die Art, wie der Dichter die spröde Prosa des Erlebten idealisiert und zu zartester Poesie heraufgestimmt hat, ist der höchsten Bewunderung wert.

Aber noch eine dritte Gruppe von Liedern verkörpert das Leid um die verlorene Geliebte; etliche Lieder der „Heimkehr" (die Nrn. 6, 16—27) geben den Schmerzen der Erinnerung Ausdruck, die Heine bedrückten, als er im Jahre 1823 die Stätte seiner Leiden wiedersah. Auch unter diesen Liedern finden sich ergreifende Klänge (vor allem die Nummern 20, 24, 27). Wir kommen weiter unten darauf zurück.

Endlich hat Heine das vielbesungene Thema der unglücklichen Liebe auch in einer Anzahl Balladen zum Ausdruck gebracht: so in den Gedichten „Zwei Brüder", „Die Botschaft", „Die Heimführung", „Don Ramiro", „Die Minnesänger", „Der wunde Ritter", „Das Liedchen von der Reue"; aber viel bedeutender als diese zum Teil recht mäßigen Verse sind der im echten Volksliedston gehaltene „Arme Peter" und die rührende „Wallfahrt nach Kevlaar".

Gegenüber diesem Hauptthema der Jugendlyrik Heines, gegenüber dem Thema der unglücklichen Liebe, tritt der übrige Inhalt seiner Verse an Umfang ganz in den Hintergrund; nicht aber an Bedeutung. Von Gedichten, die er Verwandten und Freunden gewidmet hat, verdienen die beiden tiefempfundenen Sonette an die Mutter rühmende Erwäh-

[1] Vgl. Karl Hessel, Heine und das deutsche Volkslied, „Kölnische Zeitung" vom 22. Februar 1887, Nr. 53.

nung, und in geringerem Grade sind die Freskosonette an Sethe bemerkenswert, die in dem zierlichen Wohlklang dieser Dichtform den aufgeregtesten Schmerz zum Ausdruck bringen und so die innere Disharmonie auch durch das Mißverhältnis von Form und Inhalt äußerlich empfinden lassen. — Auch satirische Gedichte fallen bereits in diese Periode, doch sind sie unbedeutend gegenüber späteren Leistungen derselben Art; aber Beachtung verdienen noch die Lieder religiösen und nationalen Gehaltes. In dieser Zeit hat Heine freilich dem „großen Judenschmerz" noch keine Worte verliehen außer in der Tragödie „Almansor"; auffällig, und doch wieder erklärlich, ist dagegen eine gewisse Vorliebe für die Poesie des katholischen Glaubens, die wir bei ihm wahrnehmen. Heine war von katholischen Geistlichen erzogen worden, an seinem Vaterhaus war für Prozessionen ein Altar errichtet, er hatte mit vielen katholischen Freunden und Bekannten verkehrt. So verstehen wir es denn, wenn er im Jahre 1816, bald nach seiner Ankunft in Hamburg, von freilich nur vorübergehender Schwärmerei für den katholischen Ritus erfüllt war. In jener Zeit entstand das Gedicht „Die Weihe" (Bd. II, S. 111). Aber die Eindrücke wirkten nach, und als Heine um die Wende der Jahre 1821—1822 aufs neue auf die wunderbare Heilung aufmerksam gemacht wurde, die frommen Pilgern zu Kevlaar zu teil geworden sein sollte, da fühlte er sich angeregt zu einer seiner lieblichsten Balladen (vgl. Bd. I, S. 492). Es gelang ihm, den Wunderglauben in einer Weise poetisch zu verkörpern, die frommen und aufgeklärten Gemütern in gleichem Maße gerecht wird, denn die Wunder, die da geschehen, bestehen nur im Gemüte der gläubigen Wallfahrer, während diejenigen, die solchem Glauben entwachsen sind, in dem ganzen Vorgang nur die Erlösung des Knaben von bitterem Liebesschmerz erkennen. — Unter den Gedichten politischen Inhaltes treten uns vor allem die berühmten „Grenadiere" entgegen. Sie sind und bleiben eine begeisterte Feier Napoleons und seiner treuen Garde. Mit diesem Gedanken muß man sich abfinden. Das Gedicht entstand 1819, als Heine in Düsseldorf sich für die Universitätsstudien vorbereitete; auf der Bank des alten Hofgartens sitzend, hörte er hinter sich „verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Feldzuge nach Sibirien geschleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten" (vgl. Bd. III, S. 164 ff.). Dies rührende Ereignis begeisterte ihn zu seiner Ballade, und so verkörperte er einen weltgeschichtlichen Stoff der unmittelbaren Gegenwart in unvergänglichen Versen. In dieser poetischen Bewältigung der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit zeigte der Dichter die ganze Fülle seiner Kraft.

Ähnliches hatte Bürger in der „Lenore" erstrebt, aber wie hat Heine ihn übertroffen! Dort bei allem Schwung große Breite und ein traurig moralisierender Grundgedanke: die Strafe des Todes für gottloses Klagen; hier gedrungene Knappheit, keine moralisierende Zuthat, sondern nur der elementare Ausdruck einer alles beherrschenden Leidenschaft, der weltverachtenden Hingebung des Soldaten an seinen gewaltigen Feldherrn. — Gegenüber diesem Liede sind andre, deutschtümelnde Klänge aus der Burschenschaftszeit (Bd. II, S. 159 f.), zumal sie sehr bald verhallten, nur geringerer Beachtung wert.

Fragen wir schließlich, wodurch sich bei all diesen dichterischen Kundgebungen die Wirkung auf unser Gemüt erklärt, so ist es die Wahrheit, Kraft und Zartheit des Gefühls: wahr ist der Inhalt dieser Verse, denn sie sind aus der eigensten Lebenserfahrung geschöpft, wie wir dies fast überall nachweisen können; und in der That kann dem Unterrichteten nichts thörichter erscheinen als die weitverbreitete Ansicht, daß Heine seine Gedichte ohne inneren Anteil, bloß als ein geschickter Nachahmer seiner Vorgänger, verfaßt habe. Die Kraft des Gefühls und Affektes zeigt sich aber in den „Grenadieren" und in den furchtbaren Schmerzausbrüchen der unglücklichen Liebe, die Zartheit in den duftig-märchenhaften Anfängen des „Intermezzos", in dem Lied „Schöne Wiege meiner Leiden", im „Armen Peter", in der „Wallfahrt" u. dgl. m. Überall aber äußert sich Heine mit rücksichtsloser Unmittelbarkeit, er steht mit frei-teilnehmendem Mitgefühl inmitten der konkreten Wirklichkeit. Seine Subjektivität ist noch nicht mit all ihrer Schärfe zum Durchbruch gekommen; wohl tritt schon gelegentlich eine gewisse selbstgefällige Art, den Schmerz zu äußern, hervor, in der man das Besondere des Heinischen Weltschmerzes erkannt hat; aber die Neigung, durch ironische Schlußwendungen den Inhalt des Gesagten zu zerstören und aufzulösen, ist noch so selten, daß sie erst bei späterer Gelegenheit genauere Erwähnung verdient.

Gleich dem Inhalt ist auch die innere Form der Jugendgedichte Heines schon großer Beachtung wert. In seinem Aufsatz „Die Romantik" (Bd. VII, S. 149), den er 1820 verfaßte, und in dem er, als getreuer Schüler Schlegels, sich noch ganz als Anhänger der romantischen Dichtung bekannt, nimmt er doch in zwiefacher Hinsicht eine selbständige Stellung ein: er verlangt erstens, daß auch die romantische Poesie in plastisch anschaulichen Formen erscheine, und zweitens, daß sie sich abwende von der Bevorzugung des christlich-ritterlichen Mittelalters. Beide Grundsätze sind unserm Dichter zu größestem Vorteil gediehen: durch die lebensvolle Anschaulichkeit seiner Verse überragt er all seine romantischen Ge-

nossen, und indem er statt des verschollenen Mittelalters die unmittelbare Wirklichkeit seiner Zeit mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen in den Bereich seiner Darstellung hineinzog, wurde er, nachdem die „Kunstperiode" sich überlebt hatte, bahnbrechend für die moderne Poesie des aktiven Lebens. — Aber eben aus dieser Kunstperiode bewahrte er sich die sieghafte Beherrschung all jener reichen poetischen Darstellungsmittel, die dazu dienten, den Stoff der Erfahrung zu idealisieren. All die im Gemüte des Volkes fortlebenden mythologischen Gestalten, die Gebilde der „dritten Welt", wie Scherer sie nannte, die Elfen, Nixen, Berggeister, Doppelgänger und Schattengestalten, leben in seinen Versen fort. Die Blumen sehen sich bräutlich an, die Veilchen kichern und kosen, die Rosen erzählen sich duftige Märchen, die Bäume singen, die Lüfte klingen und wunderliche Nebelbilder gaukeln dahin im Mondschein. Vor allem im „Lyrischen Intermezzo" hat Heine diese Beseelung der Natur mit bewußter Absicht zum Ausdruck gebracht. Gerade auf dieses Kunstmittel sind viele Wirkungen der herrlichen Lieder zurückzuführen. Die Natur erscheint ganz und gar durchdrungen von den subjektiven Gefühlen des Dichters: als die Liebe erblüht, prangt draußen der Mai; als sie abstirbt, sinken die welken Blätter vom Baume. Als die Geliebte treulos geworden, da sind die Rosen blaß, die Veilchen stumm, die Lerche singt trübe Klagelaute, und die Sterne, Blumen und Nachtigallen würden mit ihm trauern und weinen, wenn sie sein Leid erführen. In dem Gleichnis vom Fichtenbaum und der Palme findet diese Naturbeseelung ihren vollkommensten Ausdruck. Aber auch abstrakte Dinge werden derart belebt: Hamburg ist die Wiege von des Dichters Leiden, das Grabmal seiner Ruhe; die Lieder werden eingesargt, aber sie erwachen aus ihrem Totenschlummer, wenn der Geist der Liebe über sie weht, wenn sie der Geliebten zur Hand kommen, und zum Schluß des Intermezzos umfaßt der große Sarg, größer als das Heidelberger Faß, die Lieder, die Liebe und den Schmerz des Dichters. — Zu dieser Beseelung der Natur und abstrakter Dinge kommt bei Heine eine ausgedehnte Verwertung des Traummotivs. Die grellsten Phantasien, die namentlich in den „Traumbildern", am eigenartigsten im achten, dargestellt werden, erhalten plastisches Leben, große Bewegung und echt dichterische Handlung dadurch, daß Heine sie in der Form des Traumes verkörpert. Statt einen unanschaulichen Bericht über die Regungen seiner Seele zu geben, legt er die Gefühle in greifbaren Bildern auseinander und spricht so als ein echter Dichter allein durch das Mittel der Phantasie zu unserm Herzen. — Zu all diesen Darstellungsmitteln kommen glänzende Vergleiche und Metaphern, auf die zum Teil schon hingewiesen wurde; so z. B. meint der

Dichter — wie schon das Volkslied — Mädchen, wenn er von Blumen spricht; statt blaue Augen sagt er blaue Veilchen der Äugelein, statt rote Wangen — rote Rosen der Wängelein, statt weiße Hände — weiße Lilien der Händchen klein; auf Flügeln des Gesanges trägt er die Geliebte von dannen; die Schlange frißt an ihrem Herzen; in sein blühendes Leben ist ihm Gift hineingegossen. Er vergleicht Sinnliches mit Geistigem und umgekehrt. — Und schließlich bedient er sich nicht selten wirksamer Antithesen; so wenn er sagt: „Aus meinen großen Schmerzen Mach' ich die kleinen Lieder", oder: „Es ist eine alte Geschichte, Doch bleibt sie immer neu" u. dgl. m.

Wie in diesen Darstellungsmitteln, so schließt sich Heine auch in den Wendungen der Sprache vielfach an das Volkslied an; im Inhalt nur wenig — der gehört vielmehr, nach seinem eigenen Geständnis, überwiegend der konventionellen Gesellschaft an; er entbehrt der schlichten Einfalt des Volksgemütes. Aber in der knapp-gedrängten Fassung der Gedanken, in flüchtiger Andeutung des Sinnes (z. B. in Nr. 59, 61, 62 des „Lyrischen Intermezzos"), in Bildern und Vergleichen, einzelnen Ausdrücken und in der metrischen Form ist Heine ganz und gar der gelehrige Schüler des Volksliedes. Freilich ist seine Sprache in den ältesten Gedichten oft gesucht kindlich, unbeholfen, hart, durch Fehler und häßliche Apostrophen entstellt; dies gilt indessen nur von der ersten Fassung dieser Lieder[1]. Es mag hier auch kurz gesagt sein, daß Heine, durch ungünstige Familieneinflüsse berührt (vgl. oben, S. 5), in seinen jüngeren Jahren mit der Grammatik auf etwas gespanntem Fuße stand. „Wir armen Deutschen, die wir schon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfsteuern und tausenderlei Abgaben genug geplagt sind, wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgesackt und quälen uns einander mit dem Akkusativ und Dativ" — sagt er noch seufzend im „Buch Le Grand" (Bd. III, S. 151 f.). Ja, der Dativ und Akkusativ waren ihm der Stein des Anstoßes! So finden wir bei ihm z. B. folgende Stellen: „Ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben" — „Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen" — „Heldengedicht in zwei Gesänge" — Die neue Thorheit ist „auf der alten gepfropft" — Und ähnliches begegnet auch gelegentlich in den Gedichten, doch verliert sich die Unsicherheit bald. Und so wie Heine im Ausdruck seiner Gedichte von unbeholfenen Anfängen bald zu sieghafter Sprachbeherrschung vordrang, ebenso ward er ein Meister des Prosastils. Schon in den „Grenadieren", vor allem aber im „Lyrischen

[1] Vgl. meine oben, S. 23, angeführte Ausgabe des „Buchs der Lieder".

Intermezzo" zeigt sich Heine als unbedingter Herr der poetischen Sprache, und nur in den „Nordseebildern" übertraf er später noch die bisherigen Leistungen. Freilich lehnt er sich in den Gedichten des „Intermezzos", die über die Liebeserlebnisse einen nüchtern-thatsächlichen Bericht erstatten, etwas gar zu sehr an die nachlässigen Wendungen der Umgangssprache an, offenbar um den Eindruck der Natürlichkeit noch zu steigern. So z. B. „Sie hat mit zärtlichen Armen umschlungen Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen" — „Ich aber bin nicht zum Lachen kapabel" — „Ich finde alles miserabel" u. dgl. m. — Heines Verdienste um die rhythmischen Formen werden erst in neuerer Zeit nach Gebühr gewürdigt. Man erkennt das Unheil der Platenschen Verskünste; man sieht, daß die Nachahmung der antiken Metrik im innersten Widerspruch steht mit den deutschen Versgesetzen, die nicht einen regelmäßigen Aufbau einer bestimmten Anzahl langer und kurzer Silben verlangen, sondern vielmehr die deutliche Hervorhebung zweier stark betonten Silben in jeder Verszeile. Zu diesen zwei Silben gesellen sich in der Regel in jedem Verse zwei andere, die einen minder starken Ton haben, aber immerhin auch betont sind. Der übrige Inhalt der Zeile wird durch die Senkungen gebildet, die nach der Vorschrift der klassischen Metriker entweder aus einer oder aus zwei Silben bestehen (wenigstens bei den gewöhnlichen Versmaßen). Heine hat nun, wie in geringerem Maße schon Goethe, in den Senkungen beliebig zwischen ein und zwei Silben abgewechselt[1]; er hat ferner, ohne Rücksicht auf Länge und Kürze, die inhaltlich betonten Wörter an diejenigen Stellen des Verses gesetzt, die den stärksten Ton tragen, und hat so eine rhythmische Leichtigkeit und Natürlichkeit erreicht, eine gefällige Hebung des Sinnes durch die Form, der gegenüber die mühseligen Künste der antikisierenden Metrik im Grunde genommen als übelberatener Dilettantismus erscheinen. Heine ist auch als Rhythmiker mit dem sicheren Takt des Genies, allen falschen Theorien zum Trotz, die rechten Wege gewandelt.

Aus all dem Gesagten ergibt sich, daß Heine mit einer Sicherheit über die lyrischen Ausdrucksmittel gebot, die ihresgleichen sucht. Ja, man kann nicht leugnen, daß diese Beherrschung der Ausdrucksmittel seinen poetischen Stil bereits in dieser Zeit in Manier übergehen läßt. Aber wie mancher Künstler, der dennoch Großartiges leistet, handhabt sein künstlerisches Werkzeug mit einer gewissen stereotypen Gewandheit, die eben das Charakteristische der Manier ausmacht! Wo die Manier ohne tiefen Inhalt erscheint, da ist sie gewiß verwerflich; aber wir glauben

---

[1] Vgl. dazu noch das unten über die Nordseebilder Gesagte.

gezeigt zu haben, daß Heines Verse aus tiefer, leidenschaftlich erregter Seele geschöpft sind. Bei ihm steht die bewußte künstlerische Einsicht ganz im Dienste der wahren Empfindung. Das kunstvolle Idealisieren, das Heine vermöge jener Darstellungsmittel vollführte, konnte ihm aber nur deshalb gelingen, weil seine Phantasie gleichmäßig durch große Anschaulichkeit wie durch Erfindungs- und Verbindungsgabe sich auszeichnete. Die entlegensten Vorstellungen verknüpfte er miteinander und entdeckte geistvoll-tiefsinnige Beziehungen; die Anschaulichkeit seiner Phantasiebilder geht aber nicht selten bis zu einschneidender Schärfe über; so z. B. in mehreren Traumbildern, in der phantastischen Trauung des Dichters und der Geliebten durch Satanas selbst, in der Kirchhofsphantasie u. dgl. m.

Heines Stellung zur Romantik ist bis dahin in folgenden Zügen zu erkennen: statt des unplastischen Gedankenbaus und der dämmernden Sprache ist er durch klare, knappe Gliederung und treffenden Ausdruck ausgezeichnet; das ritterlich-katholische Mittelalter steht bei ihm ganz zurück gegenüber beherzter Ergreifung des persönlichen wirklichen Lebens. Die allseitige Naturbeseelung, Traum-, Schauer- und Gespensterpoesie, macht er sich vollauf zu eigen. Den Reichtum der metrischen Formen, vor allem derer, die der romanischen und orientalischen Dichtung entnommen waren, verschmäht er (bis auf das Sonett und selten erscheinende Stanzen) und huldigt der schlichten, freien Rhythmik des Volksliedes.

Wenn wir aber mit Bewunderung die Lyrik Heines betrachten, so stehen wir seinen dramatischen Versuchen kopfschüttelnd gegenüber. Im „Almansor“ verbindet der Dichter den Schmerz über den Verlust der Geliebten mit dem Schmerz über die Befehdungen ob seines jüdischen Glaubens; denn die Mauren sind, wie leicht ersichtlich, nichts anderes als verkappte Juden. Er läßt das Liebesunglück hervorgehen aus dem Unglück, das der Glaube über ihn verhängte, wozu seine persönliche Erfahrung mit Amalie Heine freilich keinen Anhalt bot. Einige Äußerungen über die getauften Mauren-Juden, die nicht mehr bei ihrem ehemaligen Namen genannt werden wollen, sind gut und der Wirklichkeit abgelauscht; und auch sonst finden sich in dem Stück einige wohlgelungene Einzelheiten. Aber die sentimental-flaue Liebeshandlung, der alberne, schurkische und beschränkte Nebenbuhler Almansors, Don Enrique, der stockende Fortgang der Ereignisse, der thörichte Chor, welcher eine Privatvorlesung über die Geschichte der Mauren hält, und die aufgedonnerte weitschweifige Bilderpracht der Sprache lassen den genialen Lyriker kaum wieder erkennen. — Besser als der „Almansor“ ist die kleine Tragödie „William Ratcliff“, die gleichfalls der Liebe zu Amalie Heine ihre Ent-

stehung verdankt. Nach der Vermählung Amaliens bemächtigte sich Heines eine schier unbeschreibliche Erregung: er haßte die Treulose und noch mehr den begünstigten Nebenbuhler, den er des Glückes, das er genoß, nicht für würdig hielt. Diesen Haß verkörperte Heine dichterisch in der mörderischen Wut, mit der William Ratcliff den Grafen Duncan und den Lord McDonald, die zwei ersten Nebenbuhler, am Schwarzenstein im schottischen Walde erschlägt. Als aber der dritte Nebenbuhler, Graf Douglas, aus dem Kampfe an gleicher Stelle als Sieger hervorgeht, ermordet Ratcliff des Nachts die Geliebte Maria, ihren Vater McGregor und endlich sich selbst. Maria und Ratcliff gehen beide zu Grunde, ähnlich, wie es in dem wenige Monate vorher gedichteten Liede hieß: „Mein Lieb, wir sollen beide elend sein". Die schauerliche Wut von Ratcliffs Haß hebt der Dichter durch die kunstvoll eingeflochtene schottische Ballade von Edward (die er schon für die „Grenadiere" benutzt hatte; Bd. VII, S. 624) mächtig heraus. — Um aber die schicksalsgewaltige, alles verschlingende Liebe Ratcliffs und Marias in ihrer ganzen Tiefe darzustellen, läßt er sie wie ein mystisches Erbteil von den Eltern her erscheinen: Ratcliffs Vater liebte bereits Marias Mutter, aber die beiden konnten nicht vereinigt werden. Die Schatten der früh Verstorbenen umschweben jedoch den William Ratcliff in allen bedeutenden Augenblicken seines Lebens als sehnsüchtige Nebelgestalten, die endlich miteinander verbunden werden, als der Tod William und Maria zusammenführt. Dieser mystische Zwang, der an die Darstellungen der Schicksalsdramatiker erinnert, ist nichts als eine phantastisch gesteigerte Verkörperung der unendlichen Liebe Heines zu Amalie. Der Dichter schrieb das Werk in krankhafter Erregung; ihm war dabei zu Mute, als hörte er über seinem Haupte ein Rauschen wie der Flügelschlag eines Vogels (Bd. II, S. 522). Weniger Wert möchten wir legen auf die in dem Stück gegebene Hinweisung auf die soziale Frage, die Heine später so stark betonte, auf die Scheidung der Menschen in die Armen und Reichen, die Hungerleider und die Satten. Noch hatten diese Dinge in seiner Seele nicht den Gefühlswert wie später. Wohl gelungen sind dem Dichter die Gauner- und Banditenszenen; und die Sprache ist gedrängter und kräftiger als im „Almansor". Die pathologische Überspannung des Ganzen läßt aber doch bei dem Leser keinen frohen Genuß aufkommen; und will man die Bedeutung des Werkchens kurz zusammenfassen, so ist es eine rein subjektive: es zeigt die mystisch-tiefe Gewalt der schmerzlichsten Leidenschaft in einer schwer bedrückten Lebensepoche. Daher auch wohl des Dichters dauernde Vorliebe für diese Arbeit.

Von den Prosastücken dieser Zeit haben wir den wichtigen Aufsatz

über die Romantik schon erwähnt. Die kritischen Aufsätze aus den Berliner Tagen sind ohne nennenswerte Bedeutung. Dagegen haben wir in den „Briefen aus Berlin“ und in dem Aufsatz „Über Polen“ Vorläufer der „Reisebilder“ zu erkennen. Offener Sinn und gute Beobachtungsgabe zeigen sich schon hier; aber noch klebt der Verfasser am Stoff, und das Urteil ist noch ungeübt und unfrei. Nur die Ansätze zu späteren glänzenderen Leistungen und die Hinwendung zu beherzter Erfassung der weiten politisch-sozialen Wirklichkeit sind in diesen Aufsätzen teilnehmender Beachtung wert.

II. Der Dichter der Reisebilder (1823—31).

In dem Zeitabschnitt, dessen Betrachtung wir uns jetzt nähern, tritt Heines politische Thätigkeit mehr und mehr in den Vordergrund. Es ist daher erforderlich, daß wir uns die wichtigsten Züge der politischen Lage Europas und insbesondere Deutschlands und Preußens vergegenwärtigen, denn man thut Heine meist das Unrecht an, seine Äußerungen über die öffentlichen Zustände Deutschlands mit dem Maßstabe zu messen, den uns unsere glücklichere Gegenwart an die Hand gibt.

Nach den gewaltigen Ereignissen der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege bemächtigte sich der europäischen Völker das Gefühl, daß alle Verhältnisse der staatlichen und sozialen Ordnung ins Wanken geraten seien. Daß die freisinnigen Ideen nach aller Wahrscheinlichkeit weiter um sich greifen würden, erkannten die einen mit Schrecken und Sorge, die anderen mit Freude und Hoffnung. Die Machthaber, die eine eingreifende Veränderung des Bestehenden befürchten mußten, suchten nach Kräften die fortschrittliche Bewegung aufzuhalten, und sie errichteten zu diesem Zwecke ein starkes Bollwerk in der Heiligen Allianz. Anfangs war es freilich die aufrichtige, durch den jähen Schicksalswechsel der letzten 15 Jahre geweckte religiöse Stimmung, die den empfindsamen Kaiser Alexander, den frommen Friedrich Wilhelm und den Kaiser Franz zur Begründung dieses Bundes bestimmte, der gegenüber den zersetzenden Ideen der Revolution die Pflege der Religion, des Friedens und einer patriarchalisch-sittlichen Staatsordnung zum Ziele hatte. Aber nur zu bald wurde er zum Träger der einseitigsten absolutistischen Ideen, zum Werkzeug der Reaktion, der Heuchelei und Völkerbedrückung. Vor allem Metternich und sein Herr, der „gute“ Kaiser Franz, brachten in der Heiligen Allianz, der außer England alle europäischen Mächte beitraten, die rückschrittlich-legitimistischen Anschauungen

mehr und mehr zur Herrschaft. So wirkte der Bund seit dem September 1815 bis zum Ausbruch der französischen Julirevolution, freilich in den letzten Jahren, seit Alexanders Tode (1825), nur noch ein kümmerliches Dasein fristend. Nur Einen großen Gewinn brachte er den erschöpften europäischen Staaten: die Erhaltung des Friedens.

Hand in Hand mit dieser Reaktion der weltlichen Mächte ging die der katholischen Kirche. Der Papst Pius VII. (1800—1823) verfluchte die protestantischen Bibelgesellschaften wie eine gefährliche Pest, rief den Jesuitenorden wieder ins Leben, der nun über Italien, Frankreich, Belgien, Österreich &c. seine kulturfeindlichen Scharen ausbreitete; er erneute abgelebte Institute, wie den Johanniterorden, der in Preußen eine traurige Nachahmung fand, und war, von vielen Seiten unterstützt, eifrig bemüht, das Leben des freien Geistes der Humanität zu unterdrücken.

Für Deutschland entsprang eine Quelle langer politischer Leiden aus der von übelm Geiste eingegebenen neuen Bundesverfassung. Die deutsche Nation empfing von ihren Fürsten für die großen Opfer, die sie während der Befreiungskriege gebracht hatte, nicht den gebührenden Lohn. Statt der erwarteten Staatseinheit schuf man einen Staatenbund mit machtloser Vertretung nach außen, das Bundesheer war mangelhaft organisiert, das Post- und Münzwesen unselig zersplittert; die allmählich durchgeführte Zoll- und Handelseinigung ging nicht von dem Bunde, sondern von den Einzelstaaten, namentlich von Preußen aus. Der Artikel 13 der Bundesakte, der Preußens Antrag auf Einführung landständischer Verfassungen freilich nur in verstümmelter Form zum Ausdruck brachte, blieb in den größeren deutschen Staaten so gut wie unbeachtet; er erfuhr durch die Wiener Schlußakte vom Jahre 1820 noch eine wesentliche Einschränkung. Nur in Einer Hinsicht brachte es die unfruchtbare, von Metternich geleitete Bundesregierung zu positiven Leistungen: sie wußte ihren reaktionären Beschlüssen für ganz Deutschland Kraft und Geltung zu verschaffen.

Von Einem deutschen Staate hätte man erwarten dürfen, daß er sich den volksfeindlichen Maßnahmen des allmächtigen Fürsten Metternich entgegenstellen würde: von Preußen. Kein anderer Staat hatte sich so große Verdienste um die Befreiung Deutschlands erworben, kein andrer war in seinem Grunde so fest gefügt und kräftig, kein anderer verfügte über solch einsichtige und edle staatsmännische Kräfte wie er. Aber Preußen befriedigte die Erwartungen des gebildeten Teils seiner Unterthanen nicht. Das Versprechen Friedrich Wilhelms in dem Erlaß vom 22. Mai 1815, eine preußische Volksvertretung (Reichsstände) einführen zu wollen, blieb trotz Hardenbergs Drängen unerfüllt. Zwar ward im Sep-

tember 1815 eine Kommission zur Abfassung einer Verfassungsurkunde eingesetzt, aber ängstliche Bedenklichkeit hinderte den Fortgang des wichtigen Werkes; man fürchtete die Volksvertretung der widerspenstigen neuen Provinzen, man fürchtete den Widerspruch Metternichs und des Kaisers Alexander, die recht wohl die Vorteile erkannten, die die Einführung einer Verfassung dem preußischen Staate gegeben haben würde. Vor allem aber sah Friedrich Wilhelm mit ängstlicher Sorge auf die freisinnigen Regungen, die unter seinen Unterthanen zum Vorschein kamen. So ließ sich der schwache, wenn auch wohlmeinende Fürst mehr und mehr von Metternichs Politik umgarnen und zu den reaktionärsten Maßregeln hinreißen. Görres' „Rheinischer Merkur" ward im Jahre 1816 unterdrückt, der Tugendbund aufgehoben, und die Karlsbader Beschlüsse gegen die Demagogen (1819) wurden am strengsten von der gewissenhaften, aber rauhen preußischen Polizei durchgeführt. Jetzt wurden Männer wie Jahn, Arndt und Welcker verhaftet, Gneisenau und Schleiermacher von Spionen verfolgt — kein Wunder, daß ein Boyen, ein Grolmann, ein Beyme, ein Humboldt einer solchen Regierung unwillig den Rücken kehrten und ihren Abschied nahmen. Ihre Zeit war vorüber, wenn Kamptz und Schmalz ihre guten Tage hatten! — Und wie in der inneren Politik, so zeigte Preußen auch in der äußeren nicht mehr die Kraft und Tugenden früherer Zeiten; derselbe Staat, der im Befreiungskriege die führende Rolle gespielt hatte, zeigte sich jetzt in unwürdiger Abhängigkeit von den leitenden Mächten in St. Petersburg und Wien. Auch in kirchlichen Dingen handelte die Berliner Regierung nicht glücklich; wohl war es ein guter Gedanke, bei der dritten Jahrhundertfeier der Reformation (1817) eine Versöhnung des kleinlichen Haders der Reformierten und Lutheraner durch die Union anzubahnen, aber eine solche Versöhnung erzwingen zu wollen, das Wort „Protestantismus" (seit 1821) in öffentlichen Schriften zu verbieten und eine von dem König selbst ausgearbeitete Agende der Kirche mit Gewalt aufzudrängen — das hieß sich in sehr unpolitischer Weise in Gegensatz stellen zu dem aufgeklärten Geiste der Zeit. — Gegenüber solchen Fehlern und Schwächen der Regierung Friedrich Wilhelms, die vor aller Welt offenkundig zu Tage lagen, blieben ihre guten Leistungen mehr und mehr unbeachtet: die politisch wie sittlich gleich bedeutungsvolle Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die sparsame Finanzverwaltung, die Heranbildung eines trefflichen Beamtentums, die hervorragenden Bemühungen um Hebung des höheren sowohl wie niederen Unterrichtes und das erfolgreiche Streben nach Erweiterung des Zollgebietes fanden bei den Zeitgenossen nur geringe Würdigung.

Der Druck, den so die herrschenden Gewalten in weiteren und engeren Kreisen auf die Völker ausübten, veranlaßte allmählich das Entstehen einer scharfen Opposition, die sich gerade aus den Reihen der edelsten Vaterlandsfreunde zusammensetzte. Die politische Welt schied sich in zwei schroff getrennte Parteien, in die Anhänger der alten hergebrachten Verhältnisse und in die Verfechter der neuen freiheitlichen Anschauungen. Suchten jene das Herkommen zu verteidigen, auch wenn die Ungerechtigkeit auf der Hand lag, so gaben sich diese, die Liberalen, bedenkliche Blößen durch die Unklarheit ihrer Ziele. Da wollten die einen, die deutschtümelnden romantischen Burschenschafter, versunken in die angebliche Herrlichkeit der Vorzeit, allerlei mittelalterliche Einrichtungen wieder ins Leben rufen, die anderen, die Doktrinäre, schufen einen ganz neuen Staat aus der Idee heraus, und wieder andere verfielen in die alte deutsche Krankheit des Weltbürgertums, kannten nur Parteien, aber keine Nationen, und übersahen, daß die Ausbildung eines starken Nationalgefühles die Grundbedingung aller politischen Macht ist und die notwendige Vorstufe zu einer weitgeistigen Würdigung des Fremden. Verhältnismäßig am schlimmsten standen die Dinge in den zurückeroberten westlichen Provinzen Deutschlands. In den Rheinlanden war das Nationalgefühl fast erloschen; man hatte so lange mit dem schönen Frankreich geliebäugelt, daß man sich nur schwer an die rauhe Gegenwart des preußischen Polizeistaates gewöhnen konnte; die Rheinländer waren flaue Deutsche wie heutzutage die Elsässer; und wir haben gesehen, daß man vom rheinländischen Standpunkte aus nicht so ganz unrecht hatte, mit einer gewissen Sehnsucht an die Zeit der von manchen liberalen Ideen getragenen französischen Herrschaft zurückzudenken. Wo immer man aber lebte und aufgewachsen war, überall nahmen die Gebildeten jetzt lebhafteren Anteil an den politischen Vorgängen, sie nahmen Partei im konservativen oder liberalen Sinne. Das Parteileben, so sehr es die Klarheit der Einsicht trübte und die Ehrlichkeit der Meinung beeinträchtigte, arbeitete wie in allen Zeiten regen Lebens so auch damals an dem Fortschritt der Menschheit. Noch hatten die reaktionären Mächte fast überall die Macht in Händen, bis abermals in Frankreich eine bedeutende Wandelung zum Durchbruch kam. Die Julirevolution erfocht einen hervorragenden Sieg der liberalen Ideen, einen Sieg, der durch die Mäßigung der Sieger an Glanz gewann, einen Sieg, der Frankreich wiederum zur tonangebenden europäischen Macht erhob, und dessen moralische Wirkung in ganz Europa empfunden wurde. Die Anhänger des Franzosentums erhielten durch die Thatsachen eine bedeutende Rechtfertigung ihrer politischen Neigungen, und aus allen deutschen Gauen zogen jetzt die liberalen

Pilger nach dem neuen Mekka der Freiheit, nach Paris. — Bis zu diesem Zeitpunkte verfolgen wir hier Schicksal und Lebensgang unseres Dichters.

Als Heine im Mai 1823, bedrückt von manchen trüben Erfahrungen, Berlin verließ, trug er sich mit dem Plan, seine Studien abzubrechen und nach Paris überzusiedeln, wo er hoffte, in die diplomatische Laufbahn eintreten oder für Verbreitung der deutschen Litteratur wirken zu können. Zur Durchführung dieses Planes bedurfte es aber der Zustimmung und Hülfe des Oheims Salomon, und mit ihm und allen Hamburger Verwandten kam Heine im Sommer 1823 nach einer Trennung von vier Jahren wiederum in längere persönliche Berührung. Zunächst begrüßte er die ganze Familie bei der auf dem Zollenspieker in den Vierlanden stattfindenden Hochzeit seiner Schwester, zu Ende des Monats Juni; dann sah er sie zu Anfang Juli in Hamburg, als jedoch Salomon gerade im Begriff war, eine Reise anzutreten; und endlich verweilte unser Dichter, nach der Rückkehr von Kuxhaven, etwa die ersten drei Wochen des Septembers auf Salomons Landgute. Mit dem Oheim selbst kam es erst in dieser Zeit zu ausführlichen mündlichen Verhandlungen; vorher, bei der Hochzeit und Anfang Juli in Hamburg, hatte sich der große Pascha dem Neffen gegenüber im allgemeinen gnädig erwiesen, hatte ihm 10 Louisdor für die Reise ins Seebad geschenkt und war über die kühne Widmung des „Lyrischen Intermezzos" mit einigen polternden Worten hinweggegangen. Heine hatte ihm nämlich ebendiesen Gedichtcyklus zugeeignet, in dem sich die bittersten Worte gegen die Tochter Amalie fanden (wenn auch nur für die Nächststehenden verständlich), und in dem der Bräutigam Amaliens als dümmster der dummen Jungen bezeichnet war. In Kuxhaven erhielt der Dichter einen Brief Salomons, in dem er ihm Vorwürfe machte über zu frühe Erhebung von Geldern bei einem Berliner Bankhaus, und in dem er durch ein Mißverständnis die früher für zwei Jahre versprochene Unterstützung von zusammen 800 Thalern auf 500 Thaler verkürzte. Heine gelang es, im September den Oheim zur Auszahlung von weiteren 100 Louisdor für die Frist vom 1. Januar 1824 bis 1. Januar 1825 zu bewegen, aber gleichzeitig ward bestimmt, daß Heine die Studien bis zur Erledigung des Examens fortsetzen und die Pariser Reise aufgeben solle.

Dieser Vorschrift scheint er sich jetzt gerne gefügt zu haben, denn inzwischen waren Veränderungen in seinem Innern vorgegangen, die ihm selbst die Entfernung von Deutschland nicht mehr wünschenswert erscheinen ließen. Das Wiedersehen von Hamburg hatte zwar seinen alten Liebesschmerz aufs tiefste wieder aufgeregt, und in ergreifenden Liedern gab er diesem Schmerz Ausdruck; aber eben hier erblühten ihm jetzt im

Schoße derselben Familie neue Gefühle, die viele Jahre lang seine Seele in Glück, Hoffnung, Sorge und Kummer gefangen hielten, und die ihn noch auf dem späten Krankenlager in wehmütiger Erinnerung verfolgten. Als Heine im Sommer 1819 Hamburg verließ, sagte er auch einer jüngeren Schwester Amaliens, Therese Heine, lebewohl, die, damals noch ein Kind, ihm jetzt, 1823, als ein nahezu erwachsenes Mädchen wieder entgegentrat. Therese war am 17. Dezember 1807 geboren, damals also noch nicht 16 Jahre alt. Anfangs erinnerte sie den Dichter lebhaft an die ältere Schwester und war ihm auf diese Weise anziehend und bedeutend; bald aber ward sie ihm selbst der Gegenstand leidenschaftlicher Liebe, und nachdem er zunächst lange sein Gefühl ängstlich verborgen hatte, scheint er ihr im September sein Herz ausgeschüttet zu haben, ohne aber von dem noch nicht liebereifen Mädchen völlig verstanden und erhört zu werden [1]. Aber gleichviel! Er gab die Hoffnung nicht auf, dennoch das Glück, das ihm bisher so abhold gewesen war, mutig zu erjagen und in den Armen der schönen Geliebten sowohl Heilung für sein schmerzlich verwundetes Herz als Befreiung von der äußeren Not des Daseins zu erlangen. Jetzt gab er die Pariser Pläne auf und sang aus erleichterter Brust:

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht!

In Kuxhaven, wo Heine vom 22. Juli ab sechs Wochen verweilte, lernte er, wie es scheint, zum ersten Male die See kennen, die ihn schon damals zu herrlichen Liedern begeisterte. Dann verbrachte er noch die erwähnten glücklichen und bedeutungsvollen drei Wochen im Hause des Oheims, um hierauf, körperlich gestärkt und voll neuen Lebensmutes, in das Elternhaus nach Lüneburg zurückzukehren, wo er in eifriger Arbeit, juristischer wie dichterischer, vier Monate verlebte. Nach dreivierteljähriger Unterbrechung seiner akademischen Studien zog Heine am 19. Januar 1824 wiederum der Göttinger Universität zu, wo er vor drei Jahren so viel kummervolle Stunden erduldet hatte, und ließ sich daselbst am 30. Januar, mitten im Semester, aufs neue immatrikulieren. Sein Leben in

[1] Ich habe zuerst auf das Verhältnis Heines zu Therese hingewiesen in meiner oben S. 23 erwähnten Ausgabe des „Buchs der Lieder", S. XXVII ff. Seitdem haben Karl Hessel („Kölnische Zeitung" vom 8. und 9. Juni 1888) und Bernhard Seuffert („Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte", Bd. III) zustimmende genauere Erörterungen und Zusätze gegeben. Eine ausführlichere Darstellung des ganzen Verhältnisses bringt mein Aufsatz im 4. Bande der „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte". Hier muß ich mich auf Andeutungen beschränken.

der ehrwürdigen Georgia Augusta verlief äußerlich einfach und ohne größere Zwischenfälle. Er arbeitete eifrig für das Examen und hatte seine liebe Not mit den Begriffsgespinsten des alten römischen Rechts, das ihm zu erfassen äußerst schwer fiel, und dem er durchaus keinen inneren Anteil entgegenbrachte. Aber mit Hilfe Meisters, eines trockenen akademischen Lehrers, der ein Pandektenrepetitorium abhielt, hoffte er des aufgezwungenen Studiums Herr zu werden. Daneben betrieb er seine dichterischen Arbeiten mit Eifer fort und hatte die Freude, bei hoch und niedrig jetzt bereits als Dichter anerkannt und geschätzt zu werden. Er verkehrte wie früher im Hause des Professors Sartorius und jetzt auch in dem des Professors Eichhorn, der neben Savigny der bedeutendste Vorkämpfer der historischen Schule war. Daneben hatte er freundschaftlichen Umgang mit mehreren Altersgenossen, die wie er, die Universität besuchten, mit den beiden Wedekinds, von denen der eine in seinem Tagebuche wichtige Nachrichten über Heines damaliges Leben aufbewahrt hat, mit Otto von Raumer, Donndorf, Knille u. a. Auch an den studentischen Paukübungen beteiligte er sich wie in früherer Zeit; bei den meisten Duellen war er gegenwärtig, entweder als Sekundant oder als Unparteiischer oder doch als Zuschauer. — Zweimal unternahm er von Göttingen aus Reisen, die ihm nach dem einförmigen Göttinger Leben angenehme Erfrischung gwährten. Zu Ostern 1824 reiste er nach Berlin, wo er vorher 33 seiner schönsten Heimkehrlieder im „Gesellschafter“ hatte abdrucken lassen. Dort verbrachte er frohe und eindrucksvolle Stunden mit Varnhagen und Rahel, mit Ludwig Robert und seiner schönen Gemahlin Friederike, mit dem treuen Moses Moser und anderen Freunden des Kulturvereins. Und die Stadt selbst mit ihren anregenden Zerstreuungen bot ihm eine Fülle mannigfaltigen Genusses. Auf der Hinreise nach der Hauptstadt besuchte Heine seinen innig verehrten „hohen Mitstrebenden“ Karl Immermann, dem er, wie es scheint, nur damals persönlich gegenübertrat. Das kräftige Unabhängigkeitsgefühl des gedankenreichen Dichters fesselte ihn ungemein, in aufrichtiger und stets unveränderter Freundschaft blieb er ihm bis zum Tode treu ergeben, und als Immermann im Jahre 1840 in ein frühes Grab sank, war Heine tief erschüttert wie durch den Verlust eines der nächsten Angehörigen. — Die zweite Reise, die er unternahm, führte er im Herbste desselben Jahres 1824 aus; sie brachte ihn nach dem Harz und nach Thüringen und ist unvergeßlich geblieben durch die berühmte Schilderung, die Heine bald darauf in der „Harzreise“ davon entwarf. Sie führte ihn unter anderem auch nach Weimar, wo Heine nicht versäumte, Goethe seine Aufwartung zu machen. Er hatte ihm bereits 1821 seine „Gedichte“ und 1823 die „Tragödien nebst einem

lyrischen Intermezzo" zugesandt, jetzt bat er durch einen kurzen Brief vom 1. Oktober 1824 um die Ehre, den gefeierten Meister aufsuchen zu dürfen, ihm „nur die Hand zu küssen" und dann wieder wegzugehen. Goethe empfing den jungen Dichter mit freundlicher Herablassung; als er ihn aber fragte, mit welchen poetischen Arbeiten sich Heine zur Zeit beschäftige, antwortete dieser schnell und unvorsichtig: „Mit einem Faust"; und das mochte Goethe wohl nicht angenehm zu hören sein, denn kecke Dilettanten hatten es gewagt, eine Fortsetzung zu dem ersten Teile seines Meisterwerkes zu unternehmen (der zweite erschien erst nach Goethes Tode), und Heine, der thatsächlich damals einen „Faust" plante (vgl. Bd. VI, S. 467 ff.), schien ihm so zur Reihe jener dünkelhaften Jünglinge zu gehören, die sich erkühnten, mit Goethes gewaltigster Leistung in Wettbewerb zu treten. Wir dürfen es dem Altmeister nicht verargen, wenn ihn diese Äußerung eines Anfängers, eines Studenten, verdroß, zumal ihm die Jugend so oft Anlaß zur Klage über eingebildetes Wesen und Pietätlosigkeit gab; in spitzem Tone brach er die Unterhaltung mit der Frage ab, ob Heine weiter keine Geschäfte in Weimar habe, worauf sich dieser mit den Worten empfahl: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet". Nur widerwillig rückte Heine in seinen Briefen an Moser über die Aufnahme bei Goethe mit der Sprache heraus; als er aber nach dem Tode des Meisters die „Romantische Schule" schrieb, gab er eine begeisterte Schilderung von dem Eindruck, den dieser damals auf ihn gemacht habe, und deutete in humoristischer Weise an, wie sehr er in Gegenwart des Gefeierten von Verlegenheit befallen gewesen sei (Bd. V, S. 265).

Bevor Heine im Sommer 1825 die Göttinger Hochschule verließ, entschloß er sich zu einem wichtigen Schritte, der, lange erwogen, nun endlich ausgeführt werden sollte: er ließ sich in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnehmen. Der jüdische Reformverein, dem Heine in Berlin angehört hatte, war in die Brüche gegangen, mehrere seiner Anhänger, vor allem der begabte Streber Eduard Gans, hatten sich taufen lassen; Heine selbst fühlte sich seit Jahren der jüdischen Religion entwachsen, die, wie er sich im Anschluß an den „Nathan" (und „Don Karlos") ausdrückt, zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht habe, die den Israeliten damals so viel Schmerzen verursachte. Aber darum hatte er doch noch keineswegs ein innerliches Verhältnis zum Christentum gewonnen, und mit immerhin achtbarer Offenheit gestand er den Näherstehenden jetzt und später bereitwillig ein, daß er sich der Taufe nur durch die Not gezwungen und um äußerer Vorteile willen unterworfen habe. Er hoffte, sich jetzt mehr als zuvor seiner unterdrückten Stammesgenossen

annehmen zu können, er wollte, die Religion preisgebend, den semitischen Brüdern treu angehörig bleiben und ihre Sache in Wort und Schrift vertreten. Eben damals, als er sich taufen ließ, schrieb er an dem „Rabbi von Bacherach", in dem ungerechte Bedrückungen der Juden den Gegenstand der Handlung abgeben. Er erging sich zu ebendieser Zeit in heftigen Schmähungen auf die christliche Kirche und den „germanischen Pöbel", schalt in erbitterten Versen auf die, welche der gemeinsamen Sache abtrünnig wurden, und gestand sich nach einiger Zeit in knirschendem Unmute, daß es ihm seit der Taufe nicht besser ergangen, daß der unter schweren Gewissensbissen ausgeführte Schritt vergeblich gewesen sei. Er stand jetzt gleichsam zwischen Thür und Angel: die Juden hielten ihn für einen Abgefallenen, und die Christen sahen in ihm trotz des Taufwassers nach wie vor den Juden. Der Druck, der fortan auf seiner Seele lag, vermehrte seinen Groll gegen die herrschenden kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, die es ihm unmöglich machten, unangefochten als Anhänger einer abgesonderten Glaubens- und Rassengemeinschaft, aber dennoch als vollbürtiger Deutscher im Dienste des Gemeinwohls auf seine Weise zu wirken. Der Stachel blieb ihm zeitlebens im Herzen sitzen. Den Taufakt ließ Heine nicht in Göttingen vornehmen, sondern in der nahe gelegenen preußischen Stadt Heiligenstadt; es war am 28. Juni 1825. Der Pfarrer Gottlob Christian Grimm führte die kirchliche Handlung aus, als Zeuge war der Superintendent Karl Friedrich Bonitz zugegen. Heine nahm statt des bisherigen Harry die Namen Christian Johann Heinrich an. Als Geburtsdatum nannte er den 13. Dezember 1799. — Leichter als bei dem Taufakte war Heine bei dem juristischen Doktorexamen zu Mute, obwohl auch dieses ihm nicht eben die angenehmsten Empfindungen weckte. Er meldete sich bei der Fakultät durch ein Schreiben an den Dekan, Prof. Hugo, vom 16. April 1825; am 20. Juli folgte der Promotionsakt, bei welchem Heine in lateinischer Rede fünf Thesen (vgl. Bd. VII, S. 528) öffentlich zu verteidigen hatte. Als Opponenten standen ihm gegenüber Dr. phil. E. F. Eulemann und Stud. iur. Th. Geppert. Obwohl der Professor Hugo den Examinanden ernst ins Gebet nahm, verliefen doch die schweren Augenblicke leidlich befriedigend. Heine erhielt freilich nur die Zensur Nr. III, aber das Examen war bestanden. Der erwähnte Examinator gedachte in einer Schlußrede mit rühmenden Worten der dichterischen Leistungen seines Kandidaten und verglich ihn in höchst schmeichelhafter Weise mit Goethe, der auch ein größerer Dichter als Jurist sei. — Innig erfreut über die glückliche Erledigung der lange hinausgeschobenen lästigen Prüfung rüstete sich Heine schleunigst, der hannöverschen Musenstadt lebewohl zu sagen. Noch gab er einen Doktor-

schmaus, begrüßte eines Abends den durchreisenden Oheim Salomon, der sich sehr gnädig und zufrieden zeigte, und dann zog er, Ende Juli 1825, in die Welt hinaus, wie er glaubte, einer froheren und glücklicheren Zukunft entgegen.

In den Monaten August und September sehen wir Heine in Norderney weilen, zu welcher Reise ihm von dem Oheim Salomon 50 Louisdor geschenkt worden waren. Damals war Norderney noch nicht das übervölkerte Modebad wie in unserer Zeit, es herrschte hier ursprünglicheres Leben, man wohnte in den bescheidenen Fischerhütten, hatte enge Berührung mit den Einwohnern und ward leichter als heute aus ihrem Munde über die schönen Sagen der Insel unterrichtet. Aber die Hauptsache war unserm Dichter das Meer in seinem ewigen Wechsel! Er unternahm häufige Seefahrten, begab sich auf die Möwenjagd, fand in der Beobachtung des mannigfaltigen Wellenspiels eine träumerisch-gedankenvolle Anregung und betrachtete mit immer erneutem Anteil die bunte Beleuchtung der Wolken und des Meeres. Der ernste Anblick all dieser Erscheinungen regte ihn an zu philosophisch-religiöser Einkehr und weitschauender Betrachtung. Aber auch der Badegesellschaft blieb Heine nicht fern. Von seinen Bekanntschaften nennen wir zunächst die geistvolle Fürstin Solms, eine Freundin Varnhagens und Rahels, dann eine schöne Frau aus Celle, die aber keinen tiefern Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben scheint, wenn er ihr auch manche zarte Aufmerksamkeit erwiesen hat. Auch mit den hannöverschen Offizieren hatte er häufigen Umgang; es waren gebildete Leute, die ein großes Stück der Welt gesehen hatten. Sie hatten zu einem nicht geringen Teile in der von der englischen Regierung gebildeten deutschen Legion gedient und brachten von ihren Kriegszügen, die sie in entfernte Gegenden geführt hatten, mannigfaltige Eindrücke und gereifte Anschauungen mit heim. Neben ihnen aber fand er Vertreter des beschränkten hannöverschen Junkertums, welches er von Göttingen her bereits zur Genüge kannte. — Eine herzliche Freude war es ihm, hier seinen alten Freund, den „Staatsrat" Sethe, wiederzusehen, der zu Heines Überraschung sich inzwischen verheiratet hatte. Zwei Tage waren beide vereinigt, und bald nach Sethes Abfahrt richtete Heine Briefe an ihn, in denen er um ein Darlehen von 6 Louisdor bat: denn die verführerische Spielbank in Norderney hatte auch auf Heine ihre gefährliche Anziehungskraft geübt, und er sah sich trotz der mitgebrachten 50 Louisdor infolge des Spielverlustes in große Verlegenheit versetzt. Im ganzen war es eine glückliche, hoffnungsfrohe Zeit, die er auf der Insel verbrachte. Er ward von schönen Damen verzogen und hatte selbst den Eindruck, daß er liebenswürdiger sei als je.

Er beabsichtigte zu Ende des Monats September von Norderney unmittelbar nach Hamburg zu segeln; ungünstiger Wind hielt ihn aber sechs Tage auf der See zurück. Er gab daher vorläufig die Reise nach Hamburg auf und eilte zu seinen Eltern nach Lüneburg. Von dort aus fragte er Anfang Oktober seinen Freund Moser, ob er als Dr. juris wohl in der philosophischen Fakultät in Berlin sich werde habilitieren können. Die Antwort des Freundes scheint indessen, wie sich erwarten ließ, verneinend ausgefallen zu sein. Nun faßte er energischer den Plan ins Auge, sich als Rechtsanwalt in Hamburg niederzulassen. Seinem Freunde Sethe gegenüber äußerte er am 12. November: „Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben, vielleicht kann ich Dir die Nachricht mitteilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heurate, viel schreibe u. s. w." Mitte November 1825 traf Heine in der alten Hansastadt ein. Er hatte, wie jene letzten Worte an Sethe erkennen lassen, jetzt die größeste Hoffnung, Therese zu der Seinen zu machen; aber aufs neue mußte er eine bittere Enttäuschung erfahren, denn die Antwort des Vaters, seines Oheims Salomon, scheint nicht günstig gelautet zu haben. Lagen jenem doch fortwährend böswillige Neider in den Ohren, welche die schlechtesten Gerüchte über den Lebenswandel Heinrich Heines und über seine Charakterlosigkeit verbreiteten. Der Dichter war tief unglücklich über die neuen schmerzlichen Erfahrungen, die er in seinen Briefen nur andeutet; er war so erschüttert, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Dann aber belebte ihn wieder die Hoffnung, bei der Tochter das durchzusetzen, was bei den Eltern fehlgeschlagen war. Doch den Plan, dauernd in Hamburg als Advokat zu bleiben, gab er auf. Schon nach vier Wochen sehen wir indessen, daß seine Lage sich gebessert hatte. „Es steht mit mir besser, als ich selbst weiß", äußerte er seinem Freunde Moser gegenüber; und diese günstige Veränderung schrieb er dem Einfluß eines Freundes, Cohen, zu. Indessen ebendieser Freund schadete ihm bald darauf aufs empfindlichste. Wir sehen dies aus einem Briefe Heines an Moser vom 24. Februar: „Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bei der ganzen Welt verleumdete und unter anderem auch Cohen antrieb, bei meinem Oheim zu meinem eigenen Besten meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzuspornen, mich von hier zu entfernen. Da soll nun Cohen im Hause meines Oheims geäußert haben: ich sei ein Spieler, lebte müßig, müsse in schlechten Händen sein, ich hätte keinen Charakter, kurz dergleichen mehr, sei es um sich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte." Wehmütig fügte er, auf jenen

Zwiespalt mit dem Schwager hindeutend, hinzu: „Ich habe diese Tage meine Schwester verloren". Doch diese durch Cohen geweckte üble Stimmung des einflußreichen Oheims war wohl nicht dauernd. Heine, der bei Therese einen Umschwung durchzusetzen und durch schriftstellerischen Ruhm auf Salomon Eindruck zu machen hoffte, hatte, wie es scheint, im Januar 1826 einen Vertrag mit Campe über den Verlag des ersten Bandes der „Reisebilder" abgeschlossen. Da das Buch in Hamburg gedruckt wurde, blieb er noch längere Zeit dort; im Mai erschien es. Der Eindruck auf die Familie blieb scheinbar nicht aus: enthielt doch der Band einige unzweideutige Huldigungen für Therese. In froherer Stimmung schrieb Heine damals an Varnhagen (14./5. 1826): „Glauben Sie nur nicht, daß ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen." Doch auch diesmal trog ihn falsche Hoffnung: als er im Juli zum zweitenmal nach Norderney fuhr, schien das ersehnte Glück, das er durch Theresens Hand erwerben wollte, endgültig verloren zu sein. Er beabsichtigte im Winter nach Berlin zu gehen und von dort zu dauerndem Aufenthalt nach Paris. Deutschland war ihm verhaßt geworden, überall fand er Enttäuschung, Mißerfolge und Kränkungen, und am schlimmsten empfand er es, daß ihm nach wie vor seine jüdische Abkunft zum Vorwurf gemacht wurde. Das Leben, das Heine in dieser Zeit vom November 1825 bis zum Juli 1826 in Hamburg verbrachte, war still und zurückgezogen; er hatte nur Verkehr mit seinen Verwandten, mit dem Syndikus Sieveking, dem Komponisten Albert Methfessel, dem Dr. Assing, dem Gymnasialprofessor Zimmermann und einigen anderen

Erholungsbedürftig reiste er Mitte Juli nach Norderney, wo er zwei Damen, die er im vorigen Jahr dort kennen gelernt hatte, die Fürstin Solms und die schöne Frau aus Celle, abermals antraf; außerdem trat er in Verkehr mit dem Fürsten Koslowsky, der ein geistvoller und freimütiger russischer Diplomat war. Auf häufigen Reisen hatte er sich einen weiten Blick erworben und lenkte Heines Aufmerksamkeit insbesondere auf England. Seit dieser Zeit lebte in unserem Dichter der Wunsch, die große Nation jenseit des Kanals aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Abermals konnte Heine in Norderney den Versuchungen des Hasardspieles nicht widerstehen; doch hören wir nicht von peinlichen Verlusten wie im vorigen Jahre. Aber nicht nur dem Vergnügen war er ergeben, er war auch litterarisch thätig und schrieb einen großen Teil von der zweiten und dritten Abteilung der „Nordseebilder". Den Plan, über Holland heimzukehren, gab er auf, da ihm von einer

dort herrschenden Typhus-Epidemie berichtet wurde; und so eilte er über Bremen nach dem Hause der Eltern in Lüneburg. Hier weilte er vom September 1826 bis zum 15. Januar 1827; er führte ein stilles und fleißiges Leben; die Familie und der Freund Christiani bildeten seinen einzigen Verkehr. Noch immer trug er sich mit Hoffnungen auf Thereses Hand: war auch der Oheim abgeneigt, so blieb es doch möglich, die zweifelnde Tochter zu einem entschiedenen Schritte zu bestimmen. Daher entschloß er sich zu einer Handlung, die, wenn irgend eine, seine Wünsche fördern konnte: er verfaßte eine neue Huldigungsschrift für Therese, in der er in humoristischer Form seine eigene Lebensgeschichte gab, die falschen Beschuldigungen, daß er geringe Kenntnisse besitze und unfähig sei, Geld zu verdienen, durch überaus witzige Schilderungen zurückwies, und in der er seine politischen Anschauungen, die einen besonders wichtigen Besitz seiner Seele ausmachten, in offenster Weise darlegte. Vor allem aber gab er seinem leidenschaftlichen Liebesschmerz den beredtesten Ausdruck.

Um den Druck des zweiten Bandes der „Reisebilder", der eben jene Huldigungsschrift, das „Buch Legrand", enthielt, persönlich zu überwachen, reiste er am 15. Januar 1827 abermals nach Hamburg. Er lebte dort äußerst still und zurückgezogen, nur mit dem Abschluß des neuen Werkes beschäftigt.

Als dieses Mitte April erschien, führte Heine die seit langer Zeit beabsichtigte Reise nach London aus. Er wollte die öffentliche und private Wirkung des Werkes in der Ferne abwarten. „Der Hauptzweck meiner Reise (schreibt er von London aus an Moser) war, Hamburg zu verlassen." Mit großen Erwartungen ging Heine nach England, er glaubte dort zu finden, was er in Deutschland so schmerzlich vermißte: ein großes öffentliches Leben. Kurze Zeit vor seiner Abreise hatte er noch geschrieben: „Oft, wenn ich die ‚Morning Chronicle' lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinen Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten &c., da nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde nichts als litterarische Fraubasereien und Theater-Geklätsche." Das englische Leben hatte in der That in vieler Hinsicht eine außerordentliche Blüte und Entwickelung erlangt. In den Kriegen gegen die Revolution und Napoleon hatte sich England trotz mancher Niederlagen glänzend bewährt, es war Napoleons stärkster Gegner gewesen, und wenn es auch von ihm mannigfachen Schaden erlitten hatte, so war es doch niemals von ihm unterjocht worden. Der Friede von 1815 brachte England einen

großen Gebietszuwachs an Kolonien ein, und unangefochten war der reiche Kriegsruhm, den das zähe, stolze Albion jetzt für sich in Anspruch nahm. Aber in höchst ungünstiger Verfassung befanden sich die Finanzen des Staats, ja sie kamen einem Bankrott nahe. Die engherzige Toryregierung war zu wahrhaft staatsmännischen Leistungen unfähig, und ein neuer Geist drang erst durch, als George Canning (1770—1827) zu größerem Einfluß im öffentlichen Leben gelangte. Dieser, lange Zeit der Politik Pitts eifrig zugethan und unter ihm schon in bedeutender Stellung, dann seit 1807 mehrmals Mitglied des Ministeriums, entfaltete, seit er im Jahre 1822 Minister des Auswärtigen geworden war, eine höchst segensreiche Thätigkeit. Im Februar des Jahres 1827 wurde er Ministerpräsident. Er hatte seit 1822 einen erfolgreichen Kampf gegen die absolutistischen Ränke der Heiligen Allianz unternommen; er begünstigte den Aufstand der spanischen Kolonien in Südamerika, brachte das Bündnis von England, Frankreich und Rußland zu gunsten Griechenlands zu stande (6. Juli 1827) und war so der geistige Urheber der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche, die freilich erst nach Cannings Tode, vor allem durch den Sieg bei Navarino (20. Oktober 1827), durchgeführt wurde. Canning bahnte außerdem die Aufhebung der britischen Korngesetze an sowie die Emanzipation der irischen Katholiken, die aber erst im April 1829 zur Ausführung kam. Er ward als der befreiende Held gegen jede Art von Unterdrückung in dem ganzen liberalen Europa bewundert und geliebt. Heine lauschte mit Begeisterung seinen eindrucksvollen Reden! Und wie Canning, der Held des Tages, sein Herz bewegte, so machten die geistvollen Parlamentsreden überhaupt auf den Sinn unseres politischen Dichters großen Eindruck. Mit Bewunderung nahm er wahr, in wie tiefe Kreise hinab die allgemeine politische Bildung in England gedrungen war. Welch ein Unterschied gegen die unfreien deutschen Zustände! Mehr als je fühlte sich Heine hier in London inmitten des großen politischen Treibens zum Apostel der freisinnigen Ideen berufen. Dazu verfehlten natürlich auch die geschichtlich bedeutungsvollen Stätten in London nicht ihren Eindruck auf das Gemüt des Dichters: der Tower weckte ihm mannigfaltige Erinnerungen aus der blutigen englischen Geschichte, und wenn er die Westminster-Abtei betrat, so mußte er sich sagen, daß mit dieser historisch bedeutungsvollen Stätte sich nichts auf dem ganzen Erdball vergleichen ließe. Dazu kam das gewaltige Treiben der Weltstadt; die Hast des großartigen Verkehrs und das hochentwickelte Maschinenwesen mußte ihn in Erstaunen setzen. Nur in religiöser und ästhetischer Hinsicht gefielen ihm Land und Leute sehr wenig. „Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch

immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen; sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern." Mit diesen Worten zeigt Heine, wie wenig ihm das äußerliche und beschränkte religiöse Leben jenseit des Kanals, insbesondere auch die trübsinnige Sonntagsfeier, behagte. Und ebenso war die ästhetische Seite des englischen Lebens ihm wenig erfreulich. Freilich traten ihm überall die Erinnerungen an Shakespeare im Tower, in der Westminster-Abtei, in der Stephens Hall entgegen; und wie das Zeitalter der Elisabeth den größten englischen Dichter hervorgebracht hatte, so besaß auch das damalige Britannien ein bahnbrechendes Erzählertalent in Walter Scott. Doch das hinderte den Dichter nicht, die graue Alltäglichkeit des hastig geschäftigen englischen Lebens scharf zu erkennen. Die eckigen Manieren der Engländer, ihre maschinenartig regelmäßige Lebensweise, die einförmige Konversation, vor allem ihre langweiligen Toaste, ihre würzlose Küche und ihr überall wahrnehmbarer plumper Egoismus waren ihm im hohen Grade verdrießlich. Und über dieser hastig geistlosen Krämerwelt lag ein trüber, nebeliger Himmel, der durch den dicken Kohlendampf noch dunkler und ungemütlicher wurde. In späteren Jahren hat Heine, beeinflußt durch die französischen Vorurteile, die Schattenseiten des englischen Lebens noch stärker betont. Aber jetzt und später war er nicht unempfänglich für die Vorzüge des schönen Geschlechts in England, die er mit Begeisterung als ein Sachverständiger rühmte. Von London machte Heine einen 14tägigen Ausflug nach Ramsgate, wo er ein überaus frohes und angeregtes Leben in dem großen und vornehmen Bade führte. Den Rückweg nach Deutschland nahm er über Holland, wo er seine Studien für den „Schnabelewopski" gemacht zu haben scheint; hierauf fuhr er nach Norderney, wo er trotz seiner Angriffe auf die dort tonangebenden hannöverschen Junker (im 2. Bande der „Reisebilder") 14 Tage unangefochten verbrachte; dann ging er nach dem einfachen ursprünglichen Nordseebad Wangeroge und traf Ende September wieder in Hamburg ein. — Noch verdient erwähnt zu werden, auf welche Weise sich Heine das Geld zu der Reise nach London, Holland und den deutschen Seebädern verschaffte. Er hatte zunächst über das Honorar, welches ihm der zweite Band der „Reisebilder" eingebracht hatte, zu verfügen; außerdem aber hatte der Oheim Salomon ihm lediglich zur Repräsentation und etwa für den Notfall einen Kreditbrief auf Rothschild ausgestellt im Betrage von 400 Pfd. Sterl. Heine hatte, als er nun nach London kam, nichts Eiligeres zu thun, als diese bedeutende Summe sofort zu erheben; hierauf machte er dem Herrn von Rothschild seinen Besuch, der den Neffen Salomon Heines aufs liebens-

würdigste empfing und bald zu Tisch lud. Im Besitze der überaus reichen Mittel führte Heine in London ein Leben als grand Seigneur; er gestand später, daß er durch Unglück und Dummheit während der Reise etwa 300 Guineen, d. h. eine Summe von mehr als 6300 Mk., verbraucht hätte. Trotz solcher unerhört großen Ausgaben war Heine durch diese unfreiwillige Zuwendung des Oheims im stande, seinem Freunde Varnhagen 800 Thaler zur Aufbewahrung für den Notfall zu übersenden.

In Hamburg, wo Heine Ende September eintraf, verbrachte er etwa vier Wochen. Es hat den Anschein, daß er um diese Zeit Theresens Herz für sich gewonnen hatte, derart, daß er glaubte, sie würde nun die Schwierigkeiten, die ihrer Verbindung noch im Wege standen, überwinden. Heine sah damals zum ersten Male auch Amalie, seine Jugendgeliebte, wieder, am 19. Oktober 1827. Natürlich mußte ihm diese Begegnung schmerzliche Erinnerungen erwecken, über die ihn aber erneute Hoffnung auf Theresens Hand leichter hinweggesetzt haben dürften. Freilich glaubte die Welt, sein Herz sei ganz anderweitig beschäftigt: er hatte nämlich einer jungen, anmutigen Schauspielerin, Therese Peche, die er als Julia, Cordelia und als Estrella im „Stern von Sevilla" bewundert hatte, manche Aufmerksamkeit erwiesen. Hamburger Klatsch bauschte diesen Anteil des Dichters für die junge Schöne zu einer regelrechten Liebschaft auf, was ihm bei seinen Hoffnungen auf Therese Heine doppelt unlieb sein mußte. Er schrieb daher an Merckel: „Der Stern von Sevilla hätte leicht mein Unstern werden können" (7. November 1827). Heine war in Hamburg mit dem Druck des „Buchs der Lieder" beschäftigt, welches indessen nur eine Zusammenstellung früher bereits veröffentlichter Gedicht-Cyklen enthielt. Campe zahlte dem Dichter für die erste und alle folgenden Auflagen die Gesamtsumme von 50 Louisdor, ein schlechthin erbärmliches Honorar, das uns recht deutlich zeigt, wie wenig Heine seinem geriebenen Verleger in geschäftlichen Dingen gewachsen war.

Schon von Norderney aus hatte Heine mit Cotta Beziehungen angeknüpft, und jetzt, Ende Oktober 1827, folgte er gerne einem Rufe des genialen Mannes nach München, wo Heine mit dem Dr. Lindner zusammen die Redaktion der „Neuen Allgemeinen Politischen Annalen" übernehmen sollte. Zunächst reiste er für kurze Zeit nach Lüneburg zu den Eltern, fuhr hierauf über Göttingen, wo er Sartorius besuchte, nach Kassel, machte daselbst die Bekanntschaft von Jakob und Wilhelm Grimm, deren jüngerer Bruder Ludwig eine etwas theatralische, aber gelungene Zeichnung des Dichters entwarf, und reiste von hier nach Frankfurt, wo er mehrere Tage im Verkehr mit Ludwig Börne verbrachte. Beide kamen damals trefflich miteinander aus, obwohl sich auch schon die Gegensätze

ihrer Naturen geltend machten[1]. In Heidelberg besuchte Heine seinen Bruder Max, mit dem er einen Ausflug nach dem Wartberg bei Weinsberg, in der Nähe von Heilbronn, machte. Hier trat ein württembergischer Polizeimann auf Heine zu, fragte ihn, ob er der Verfasser der „Reisebilder" sei, und als der Dichter dies bejahte, verhaftete er ihn und befahl ihm, das württembergische Gebiet schleunigst zu verlassen. In Heidelberg machte Heine auch die Bekanntschaft des jungen Detmold, mit dem er bis zu seinem Lebensende in freundschaftlichen Beziehungen blieb (vgl. Bd. IV, S. 521). Heine besuchte auf der Durchreise durch Stuttgart bald darauf dann auch den Herausgeber des Litteraturblattes, Wolfgang Menzel, mit dem er mehrere Jahre lang auf gutem Fuße lebte, bis 1835 der jähe Bruch ihres bis dahin ziemlich freundschaftlichen Verhältnisses erfolgte. Ende November traf Heine in München ein.

Er trat hier in gewisser Hinsicht einer neuen Welt gegenüber, die ihm mannigfaltige Aussichten eröffnete. König Ludwig I. hatte erst vor zwei Jahren, am 13. Oktober 1825, die Herrschaft angetreten. Er war ein feinsinniger, liberaler Fürst. Hatte er auch als Jüngling mit Auszeichnung auf der Seite Napoleons gefochten; hatte er auch den 30,000 Bayern, die im russischen Feldzuge geblieben waren, den seltsamen Spruch gewidmet: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung", so war er dennoch ein echt deutscher oder, mit ihm zu reden, „teutscher" Mann, ja er war sogar von dem überspannten Nationalgefühl der burschenschaftlichen Kreise erfüllt. Seine liberale Gesinnung zeigte sich bald nach seinem Regierungsantritt durch die Beseitigung mancher veralteten Mißstände. Die Zensur wurde in Bayern fast ganz aufgehoben, und ausgesprochen freisinnigen Männern räumte der König einflußreiche Ämter ein. Durch die sparsame Finanzverwaltung, die er sich angelegen sein ließ, ward es ihm möglich, manche Verbesserung durchzuführen. Er stattete die laut dem Konkordat von 1817 wieder ins Leben gerufenen Klöster neu aus und verlegte im Jahre 1826 die Universität von Landshut nach München, berief die ersten Kräfte hierher und war aufs eifrigste bedacht, die Einrichtungen der Hochschule durch reiche Mittel zu den besten in Deutschland zu erheben. Aber sein Hauptaugenmerk war auf die Förderung der Kunst gerichtet; das moderne München ist im wesentlichen sein Werk. Er berief Cornelius und Klenze, und ihnen folgten bald zahlreiche lernbegierige Schüler. Die Stadt hatte damals im Gegensatz zu Berlin noch keineswegs einen regelmäßigen und abgezirkelten Charakter, sondern sie zeigte vielmehr deutlich die Spuren der allmählichen geschichtlichen Ent-

[1] Vgl. die ausführliche Schilderung Bd. VII, S. 18—41.

wickelung. Viele Prachtbauten, die jetzt die Stadt zieren, waren damals zum Teil noch gar nicht geplant, zum Teil noch nicht vollendet. Zu den letztern gehörten die Alte Pinakothek, der Königsbau, die Glyptothek.

Hier in München machte Heine einen Versuch, sich mit den herrschenden Gewalten auszusöhnen. Da er einer freisinnigen Regierung gegenüberstand, so hielt er es für erlaubt, seine eigenen radikalen politischen Anschauungen herabzustimmen und zu mildern. Seine Aufsätze in den „Politischen Annalen" waren zahmer als manches früher Geschriebene; er hoffte die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen, der in der That das Cottasche Blatt mit Anteil las. Vor allem aber hoffte Heine seit dem Frühjahr 1828 in München eine Professur der Litteraturgeschichte zu erlangen. Er meinte, daß Ludwig I., der so manche liberale Männer angestellt hatte, auch an Heines politischer Thätigkeit keinen Anstoß nehmen werde, und bat daher den Baron von Cotta, dem König die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" zu überreichen. „Es käme mir auch sehr zu gute", schreibt er dem befreundeten Verleger, „wenn Sie ihm andeuten wollten, der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht auch jetzt ganz anders als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der etwa schon davon gemacht worden." Insbesondere wirkte der mit Heine befreundete Dichter und Minister von Schenk für die Anstellung. Es ist nicht zu leugnen, daß Heine, um zu einem Amte zu gelangen, seine politischen Grundsätze leichter nahm als sonst, daß er sich geradezu anschickte, eine Versöhnung mit den herrschenden Gewalten anzubahnen. Insbesondere ist sein Verkehr mit Wit von Dörring bedenklich. Dieser charakterlose Abenteurer, der in dem Rufe eines agent provocateur stand, hatte damals eine Schrift zu gunsten des Diamantenherzogs von Braunschweig geschrieben, und Heine stellte die „Politischen Annalen" dem Wit zu weiterem Wirken für den Herzog zur Verfügung. Dafür aber bat er, daß Wit sich bemühen möge, Heine einen braunschweigischen Orden zu verschaffen. Man muß gestehen, daß eine derartige Schwenkung einen Flecken auf Heines politischer Gesinnung zurückläßt.

Die Stellung Heines als Redakteur der „Politischen Annalen" war in vieler Hinsicht für ihn angenehm und befriedigend, vor allem mußte es ihm von Wert sein, mit einem Verleger zu thun zu haben, der gleichmäßig durch die Gaben des Geistes wie des Herzens in hohem Grade ausgezeichnet war. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf (1764 bis 1832) hatte, nachdem er Theologie und Jurisprudenz studiert hatte und auch kurze Zeit als Anwalt in Tübingen thätig gewesen war, die

alte, etwas verrottete Cottasche Buchhandlung übernommen und durch Fleiß und Genie bald zu der ersten in Deutschland erhoben. Auch als Politiker trat er hervor, und zwar als mutiger, aber ruhig-einsichtiger Bekenner der liberalen Anschauungen. Seit 1811 den württembergischen Landständen angehörig, 1815 mit Bertuch als Vertreter der deutschen Buchhändler auf dem Wiener Kongreß thätig, dann lange Zeit als Abgeordneter und Vizepräsident der württembergischen Zweiten Kammer mannigfaltig bewährt, hatte er immer in freisinnig aufgeklärter Weise die praktische Förderung des Bürgerwohles im Auge behalten. Bemerkenswert ist, daß er sich als einer der ersten für die bürgerliche Gleichstellung der Juden aussprach. Aus seiner praktisch-geschäftlichen Thätigkeit mag kurz angeführt werden, daß er 1824 in Augsburg die erste Dampfschnellpresse einführte, daß er 1825 auf dem Bodensee die Dampfschiffahrt eröffnete und im nächsten Jahre auch die Dampfschiffahrt auf dem Rhein mit den betreffenden Regierungen regelte. Von den Zeitschriften und Zeitungen, die er ins Leben rief, erwähnen wir die von Schiller herausgegebenen „Horen", die „Allgemeine Zeitung", das „Morgenblatt" mit den sich daranschließenden Beilagen: „Das Kunstblatt" und „Das Litteraturblatt", dann das „Polytechnische Journal", das „Ausland" und das „Inland". Vor allem ist er aber als Verleger Goethes, Schillers und anderer hervorragender Dichter bekannt geworden. Seit 1827 hatte er auch in München eine litterarisch-artistische Anstalt gegründet, und ebenhierher berief er Heine, um ihm die Redaktion der „Annalen" zu übertragen. Die Verpflichtungen, die er ihm auferlegte, waren gering; das Honorar, das er ihm für die verhältnismäßig leichte Arbeit zahlte, sehr anständig: er gab ihm für die sechs Monate vom 1. Januar bis 1. Juli 1828, für welche allein Heine sich verbinden wollte, 100 Karolin, d. h. also ungefähr 2000 Mark. Heine hätte unbedingt solche Beziehungen zu einem so freigebigen, unternehmenden und edlen Mann pflegen und immer enger knüpfen müssen, statt sie nach kurzer Zeit wieder zu lösen. — Von den Personen, mit denen Heine in München verkehrte, nennen wir noch den Minister Schenk, den Baron von Tutchef, Michael Beer u. a. Vor allem pflegte er Umgang mit den jungen Malern, den Schülern des Cornelius, unter denen Theophil Gassen, sein Hausgenosse, besonders erwähnt werden mag. Auch Cornelius selbst dürfte er begegnet sein: er bewahrte dauernd ein vollkommenes Verständnis für die Größe dieses Mannes, wenn er auch die wenig lebensfrohe Richtung seiner Kunst nicht eben billigte.

Heine hatte während seines Aufenthalts in München sehr viel unter dem Klima zu leiden, durch das er gleich anfangs in eine Krankheit ver-

fiel, die ihm ernste Besorgnisse einflößte. Aber schlimmer als dies war eine neue Enttäuschung, die er hier in der bayrischen Hauptstadt erfuhr, und die er sicher zu den schwersten seines Lebens gerechnet hat. Im Februar erhielt er die Nachricht, daß Therese Heine, auf deren Liebe er sich erneute Hoffnungen gemacht hatte, einem anderen, dem Dr. Halle in Hamburg, ihre Hand versprochen hätte. Er war aufs tiefste erschüttert. Seinem Freunde Varnhagen schrieb er: „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren; es sind mir dort Dinge von der äußersten Bitterkeit passiert, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen ohne den Umstand, daß nur ich sie weiß." Aber so sehr Heine durch diesen Schlag niedergeschmettert war, er suchte den Lebensmut aufrecht zu halten! Und aufs neue in die Fluten des geselligen Lebens hinabtauchend, begegnete er einer jungen Schönen, die abermals seinem Herzen einen wenn auch nur vorübergehenden Anteil abgewann. Es war eine Gräfin Bothmer, die Schwägerin des Barons Tutchef, die sein liebebedürftiges Herz durch ihr feinsinniges Wesen tröstete und entzückte. Doch scheint er nie ernstlich auf den Besitz ihrer Hand gehofft und gerechnet zu haben.

Als Heine Mitte Juli 1828 München verließ, erwartete er eine baldige Bestätigung der Professur von seiten des Königs. Aber während solche Erwartungen sich nicht erfüllten, sollten drohende Wetter, die sich am Horizonte zusammenzogen, bald über seinem Haupte zum Ausbruch kommen. Die Pfaffenpartei hatte natürlich mit scheelem Blick den liberalen Verfasser der „Reisebilder" in München eine einflußreiche Stellung einnehmen sehen, und sie bemühte sich, mannigfache Ränke gegen ihn anzuspinnen. Ferner bereitete sich damals bereits der Graf Platen zu den Angriffen vor, die er bald darauf in dem „Romantischen Ödipus" gegen Heine veröffentlichte. Dieser erfuhr davon, als er seinem Freunde Kolb in München lebewohl sagte.

Mitte Juli verließ Heine die Stadt an der Isar und brach nach Italien auf, wo er bis Ende November verweilte. Sein Weg führte ihn über Innsbruck, Trient, Verona, Mailand, das Schlachtfeld von Marengo, nach Genua und von dort über Livorno nach den Bädern von Lucca[1]. Es war eine glückliche Zeit, die Heine in Italien verbrachte, insbesondere in Lucca fand er in der herrlichen Natur und in romantischem Liebesleben reiche Erquickung seines glückverlangenden Herzens. Er schrieb damals bereits an der „Reise von München nach Genua". Auf der Rückreise verweilte er mehrere Wochen in Florenz, wo er indessen vergeblich auf ein Schreiben des Ministers von Schenk wartete, welches

[1] Genaueres über die Reise haben wir bereits Bd. III, S. 197 ff. erzählt.

ihm die Nachricht, daß der König Heines Professur billige, bringen sollte. Beunruhigt schrieb daher Heine an den befreundeten Minister und Dichter, und auch an den Baron Tutchef wandte er sich mit der Bitte, sich dieser Angelegenheit anzunehmen. Aber vergeblich wartete er in dem schönen Florenz, dessen Kunstschätze er wegen der Unruhe, die ihn beherrschte, nicht vollkommen genießen konnte, auf Antwort. Dazu kam, daß ihn eine krankhafte Sehnsucht nach seinem Vater befiel, und diese sowohl wie die Sorge wegen der Professur trieben ihn plötzlich über die Alpen zurück der Heimat entgegen. In Würzburg erhielt Heine die Nachricht, daß sein geliebter Vater am 2. Dezember 1828 gestorben sei. Tief erschüttert über diese Trauerbotschaft, eilte er nach Hamburg, um die niedergebeugte Mutter zu trösten. Nach einer Zeit jubelnden Liebesglückes, reichen Naturgenusses und froher Hoffnungen auf eine ehrenvolle Staatsanstellung ereilte ihn jetzt ein schwerer Schicksalsschlag nach dem andern. Er verlor in dem Vater den Menschen, den er von allen auf dieser Welt am meisten geliebt hatte; er erfuhr, daß der König von Bayern zu Heines Anstellung seine Einwilligung nicht erteilt hatte; er mußte nach Hamburg zurückkehren, wo er die schlimmsten Kränkungen von Nahe- und Fernestehenden erlitten hatte. Wir können begreifen, daß er es nicht über sich vermochte, hier lange zu verweilen.

Zu Anfang des Jahres 1829 siedelte Heine nach Berlin über, wo er in stiller Zurückgezogenheit kummervolle Wochen verbrachte. Das einzige, was ihn in seiner gedrückten Lage aufrecht erhielt, war das stolze Bewußtsein seiner Kraft als Schriftsteller und der Ruhm, der ihm willig von dem ganzen gebildeten Deutschland zugestanden wurde. In Berlin verkehrte er mit den alten Freunden. Aber ein Zeichen für seine reizbare, trübe Stimmung in jener Zeit ist es, daß er selbst mit der innigverehrten Rahel sich damals wegen einer abfälligen Bemerkung, die sie über sein anspruchvolles Wesen gemacht hatte, entzweite. Doch nicht lange währte diese Trennung zweier Menschen, die sich gegenseitig aufrichtig achteten und verehrten. Bei Varnhagens lernte Heine jetzt Achim von Arnim und seine Gemahlin Bettina kennen; auch verkehrte er im Mendelssohnschen Hause, wo er dem 20jährigen Sohne Felix begegnete, dessen musikalische Talente bereits damals das größeste Aufsehen erregten. Auch trat Heine dem 21jährigen Franz Kugler näher, der am 6. April 1829 eine gelungene Federzeichnung von ihm entwarf. Er hatte ferner im Februar die Freude, den edlen Baron Cotta in Berlin zu begrüßen; aber eben hier lernte er auch das neueste Werk des Grafen Platen, den „Romantischen Ödipus“, kennen, in welchem sich in der That alle die niedrigen Ausfälle fanden, von denen Heine schon durch seinen Freund Kolb

in München Mitteilung gemacht worden war. Man kann sich denken, daß unser Dichter gerade in dieser Zeit der tiefsten Mißstimmung durch die unedlen Angriffe Platens in heftigste Aufregung geriet.

Mitte April zog sich Heine nach Potsdam zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit am dritten Bande der „Reisebilder" arbeitete. Am 7. Juni konnte er die zweite Hälfte der „Reise von München nach Genua" dem Baron Cotta fürs „Morgenblatt" (mit dem Verlangen unverkürzten Abdruckes) zusenden. In Potsdam weilte er mehrere Tage in Gesellschaft des Schriftstellers Heinrich Stieglitz und seiner jungen Gattin Charlotte, die einige Jahre später so tragisch endete. Das junge Paar machte schon damals einen krankhaft erregten Eindruck. Beide litten darunter, daß der Gatte noch keine Leistungen aufzuweisen hatte, die allgemeine Anerkennung finden konnten. Im Jahre 1834 hatte sich dieses Schriftstellerfieber der beiden in so hohem Grade bemächtigt, daß die Gattin meinte, durch einen Gewaltschritt die schriftstellerische Thätigkeit ihres Mannes fördern zu sollen; da sie hoffte, daß ein großer Schmerz ihm neue dichterische Anregung geben würde, nahm sie sich selbst am 29. Dezember 1834 durch einen Dolchstoß das Leben. Das gewaltsame Mittel blieb freilich ohne Erfolg. — Im August und September weilte Heine wiederum im Seebade, diesmal auf Helgoland, wo er in den Fahrten um die Insel bei bewegter See ein besonders reizvolles Vergnügen fand. Seinen Hauptverkehr bildete ein Herr Vogt, der wie Heine von schwerem Schmerz niedergedrückt war; tiefer Liebeskummer raubte ihm alle Freude des Lebens und veranlaßte ihn schließlich, durch einen Pistolenschuß aller Not ein Ende zu machen.

Am 30. September 1829 traf Heine zu längerem Aufenthalt wiederum in Hamburg ein. Anfangs wohnte er allein, später zog er zu der Mutter auf den Neuen Wall. Vor allem um ihretwillen dürfte er sich entschlossen haben, das „verdammte" Hamburg, wie er sich ausdrückte, wiederzusehen, hatte er doch im Februar 1828 noch geäußert: „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren." Hier besorgte er zunächst den Druck des dritten Bandes der „Reisebilder", welcher im Dezember des Jahres 1829 erschien. Nach dem Erscheinen dieser Schrift, die so manche radikale politische Stelle enthielt, schien es ihm ohnehin nicht ratsam, nach Berlin zurückzukehren. Das Buch hatte für Heine eine vorwiegend ungünstige Wirkung, fast alle Welt war empört über die harte, ja geradezu gemeine Behandlung des Grafen Platen; die Juden waren nicht weniger aufgebracht über die Zerrbilder, die er von ihresgleichen im Gumpelino und Hirsch Hyacinth entworfen hatte; daher hielten sie sich meist von Heine zurück, der aber in anderem Verkehr reichliche Entschädigung fand. Seit

dem Februar 1830 sah er häufiger den jungdeutschen Schriftsteller Ludolf Wienbarg, ferner August Lewald, dann den sarkastischen Gymnasialprofessor Zimmermann, den alten geweckten Freund Friedrich Merckel, den Dr. Assing, den etwas langsamen biederen Musiker Albert Methfessel, den Dr. Runkel, der Redakteur des „Hamburgischen Korrespondenten" war, ferner den freisinnigen Baron von Maltitz, der in Hamburg den „Norddeutschen Kurier" herausgab, nachdem er im Jahre 1828 aus Berlin wegen seiner Sympathien für Polen ausgewiesen worden war. Er war ein etwas seltsamer Bramarbas, zu dessen liberaler Gesinnung der ausgesprochene Adelsstolz in eigentümlichem Gegensatz stand. Auch der taube Maler Peter Lyser, der die bekannten Bilder zu der Geschichte vom Hasen und Swinegel geschaffen hat, gehörte zu denen, mit welchen Heine häufig zusammentraf. Lyser entwarf auch ein Porträt des Dichters, welches ihn in Gesellschaft der Bergmannstochter zeigt, von der die Bergidylle in der „Harzreise" so lieblich berichtet. Heine hat dem genialen tauben Maler in den „Florentinischen Nächten" ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Auch der Schriftsteller Theodor von Kobbe begegnete hier unserem Dichter, der ihm für die „Wesernymphe" und später auch für die „Humoristischen Blätter" poetische Beiträge spendete. Am meisten aber fesselte ihn der unvergleichliche Paganini, der damals in Hamburg auftrat und wie überall so auch hier ein außerordentliches Aufsehen erregte. Die Art, wie Heine in den „Florentinischen Nächten" Paganinis Spiel charakterisiert hat, gehört zu dem Genialsten, was seiner Feder entflossen ist. Eine andere Person, die Heine wiederholt sah, mag hier flüchtig erwähnt werden: der Gastwirt Marr, der Besitzer der Wirtschaft „Zum König von England" (vgl. Bd. III, S. 177, und Bd. IV, S. 100). Auch die schöne keusche Marianne in Eimsbüttel war für Heine wie für viele andere ein Gegenstand verehrungsvollen Anteils (vgl. Bd. IV, S. 99). Doch auch in einem wüsten Vergnügungsleben erging sich der Dichter längere Zeit, vor allem wohl, um mancherlei Druck und Schmerz seiner Seele zu übertäuben. So zeigte er sich häufig auf den Bällen der berüchtigten Lokale von Peter Ahrens und Dorgerloh. — Im Februar 1830 erkrankte unser Dichter an einem heftigen Bluthusten, und er hielt es daher für geraten, sich in die stille Einsamkeit zurückzuziehen. Am 26. März siedelte er nach Wandsbeck über, wo er drei Monate blieb, nach den tollen Vergnügungen in einsamen, ernsten Studien sich wieder aufrichtend und stärkend. Namentlich las er hier die Revolutionsgeschichte des Thiers und vertiefte sich in die Geheimnisse der Bibel, mit denen er sich stets ganz besonders vertraut erwiesen hat. Eine angenehme Unterbrechung seiner Wandsbecker Einsamkeit bot ihm der Besuch des

Barons Tutchef, der mit seiner Frau und der geliebten Schwägerin bei Heine vorsprach.

Ende Juni reiste er zum zweiten Male nach dem roten Felsen von Helgoland. Hier ereilte ihn in den ersten Tagen des August die Nachricht von der Julirevolution, die ihn in unbeschreibliche Aufregung versetzte: der Tag der Freiheit schien ihm angebrochen zu sein. Der alte Gedanke, nach Paris zu ziehen, wurde aufs neue in ihm wach. In Deutschland freilich fand die Revolution nur geringen Widerhall; kleine Tumulte waren hier und dort wahrgenommen worden; aber von einer allgemeinen Erhebung, auf welche die Radikalen gerechnet hatten, war nichts zu verspüren. Bald nachdem Heine Ende August nach Hamburg zurückgekehrt war, mußte er vielmehr Zeuge und Mitleidender eines Auftrittes sein, der keineswegs von liberalem Geist eingegeben war. Es erhob sich nämlich ein nicht unbedeutender Krawall gegen die Juden, der sich in Beschimpfungen, Steinwürfen und auch in thätlichen Angriffen äußerte; selbst das Haus Salomon Heines auf dem Jungfernstieg war nur mit Mühe und Not den Steinwürfen des Janhagels entgangen. Schnell aber bot die Hamburger Obrigkeit militärischen Schutz auf und brachte die aufgeregten Massen wieder zur Ruhe. Im Sommer und Herbst 1830 arbeitete Heine eifrig an der Vollendung des vierten Bandes der „Reisebilder", der zunächst unter dem Titel „Nachträge zu den Reisebildern" erschien. Manches darin, namentlich die „Englischen Fragmente" bis auf das Schlußkapitel, waren alt, der größte Teil der „Stadt Lucca" aber war erst jetzt unter dem Eindruck der Julirevolution geschrieben worden; im selben Geiste, nur noch schärfer gefaßt, schrieb Heine im März 1831 das Vorwort zu „Kahldorf über den Adel". — Das Verhältnis zu dem Oheim Salomon war auch in dieser Zeit wie gewöhnlich abwechselnd, bald gut, bald schlecht. Im Jahre 1829 hatte der Millionär seinem Neffen „Holland und Brabant" versprochen, aber Ende 1830 hatte es wieder einmal unfreundliche Auseinandersetzungen zwischen den beiden hartköpfigen Männern gegeben. Daher plante Heine aufs neue, sich unabhängig zu machen von der Unterstützung des Oheims; er schrieb an Varnhagen, ob nicht doch trotz aller Bedenken seine Anstellung in Preußen oder in Österreich möglich sei, er würde in solchem Fall auch seinerseits zu einem Entgegenkommen bereit sein. Der kluge Varnhagen mochte wohl bei solchen Worten des Dichters den Kopf schütteln; er riet ihm zunächst dringlichst, sich mit seinem Oheim wieder zu versöhnen. Dies geschah denn auch, aber Heines Hauptstreben blieb doch darauf gerichtet, sich selbst ein sicheres Auskommen zu verschaffen; noch einmal, im Januar 1831, machte er den Versuch, zu einer Anstellung zu gelangen. Der Platz eines Hamburger

Ratssyndikus war frei geworden, abermals suchte Heine durch Varnhagens Vermittelung für dieses Amt befürwortet zu werden, aber er mochte sich selbst wohl sagen, daß er sehr geringe Aussicht auf Erfolg habe; und als ihm dies durch die Entscheidung der Hamburger Regierung vollends klar geworden war, entschloß er sich, den alten Plan, nach Frankreich überzusiedeln, nun thatsächlich ins Werk zu setzen; er sagte im Mai des Jahres 1831 dem Vaterlande lebewohl. Acht Tage verweilte er noch in Frankfurt a. M., wo er durch die Aufmerksamkeit, welche ihm die liberalen Stimmführer erwiesen, nicht wenig geschmeichelt war. Über Heidelberg und Karlsruhe zog er dann weiter nach der neuen Hauptstadt der Freiheit, nach Paris, wo er Ende des Monats Mai eingetroffen zu sein scheint.

Werfen wir einen Blick auf die Gesamtheit dieses wichtigen Lebensabschnittes zurück, so erkennen wir, es war für Heine eine Zeit mannigfaltigen Unglücks und schwerer Enttäuschung; zunächst erfuhr er zum zweitenmal die bittersten Schmerzen unglücklicher Liebe; freilich hat es den Anschein, daß Therese Heines Herz dem Dichter mehr als ihrem Gatten gehört hat, manche Stellen seiner Werke lassen vermuten, daß sie, zartsinnig und mitfühlend, wie sie war, dem Vetter Harry keinen Zweifel gelassen habe, daß sie auch nach ihrer Vermählung ihn liebe. Zu dem Liebesschmerz kamen die fortgesetzten Enttäuschungen hinsichtlich einer Anstellung, sei es in Preußen, Bayern, Österreich oder Hamburg. Heine hatte sich an der Berliner Hochschule habilitieren wollen, er hatte in Hamburg sich als Anwalt niederlassen wollen, er hatte auf eine Professur in München gehofft, auf ein Syndikat in Hamburg — alle Aussichten zerschlugen sich wieder, und auch die annehmbare Stellung bei Cotta verscherzte er in unverantwortlicher Weise. Hierzu kam, daß er während dieser Zeit ebenso wie zuvor unaufhörlich von Krankheit niedergedrückt wurde; und nicht zum geringsten fühlte er unter allen seinen Leiden die Verfolgung, die er als Jude von den eingebornen Deutschen zu erfahren hatte und wiederum als getaufter Jude von den Stammesgenossen; die Gewissensbisse über die aus unlauteren Beweggründen angenommene Taufe quälten ihn ebenfalls nicht wenig. So schied denn Heine, als er Deutschland verließ, von einer Welt der Leiden; und was er erwartete, erfüllte sich thatsächlich — in Paris blieb er frei von den zahlreichen Bedrückungen und Nöten, die ihn in der Heimat aufgeregt und niedergedrückt hatten. Aber wer all seine bezüglichen Äußerungen kennen gelernt hat, weiß dennoch, daß Deutschland, das Land seiner Schmerzen, immer, trotz aller Schmähungen, die er gegen dasselbe ausstieß, das Land seiner Liebe blieb.

Die Werke dieses Zeitraums sind: die letzten Abteilungen des „Buches der Lieder“, nämlich „Die Heimkehr“, die Lieder der „Harzreise“ und die „Nordseebilder“; ferner aus den „Neuen Gedichten“ der „Neue Frühling“; sodann von Prosawerken die vier Bände der „Reisebilder“ und der „Rabbi von Bacherach“. Die Lieder der „Heimkehr“ zeigen uns mannigfache Abweichungen gegenüber denen des „Lyrischen Intermezzos“ und mannigfache Erweiterungen von Heines lyrischem Talent. Nicht ausschließlich wie in dem „Lyrischen Intermezzo“ bilden hier die Schmerzen der Liebe den Gegenstand der Gedichte, sondern vielmehr Gefühle und Anschauungen der verschiedensten Art. Aber auch die Grundauffassung, die lyrische Weltanschauung des Dichters, zeigt einige deutliche Veränderungen. Im „Lyrischen Intermezzo“ fanden wir, abgesehen von der Wahrheit und Kraft der Gefühle, neben der zartesten Innigkeit den aufgeregtesten Haß gegen die Geliebte ausgedrückt. Heine suchte ferner, um dem Vorwurf einer gewissen sentimentalen Überschwenglichkeit zu entgehen, in diese Gedichte Lieder der niedren Minne einzufügen. In der „Heimkehr“ ist nun zunächst das Frühere, die Innigkeit, der Haß und die niedere Minne, beibehalten, aber manche neue hervorstechende Elemente von Heines Lyrik kommen hier zum erstenmal zum Vorschein. Die zarte Innigkeit erkennen wir z. B. in dem Liede von der einsamen Thräne (Nr. 27), in dem Liede „Sie liebten sich beide, doch keiner Wollt' es dem andern gestehn“ (Nr. 33), in dem Gedicht an die Schwester Charlotte (Nr. 38), in dem Gedicht von der verarmten Geliebten (Nr. 41), in dem unvergleichlich schönen Liede „Du bist wie eine Blume“ (Nr. 47), ferner in dem Liede „Wenn ich auf dem Lager liege“ (Nr. 49), oder in dem lieblichen Gedichte „Mädchen mit dem roten Mündchen“ (Nr. 50), in dem Gedichte „Saphire sind die Augen dein“ (Nr. 56), „Daß ich noch einmal könnte lieben“ (Nr. 59), in dem Gedichte von der Elfe (Nr. 85), vom Monde (Nr. 86) und endlich in dem stimmungsvollen tiefschmerzlichen Liede „Der Tod das ist die kühle Nacht“. Der Haß, den wir als ein zweites bezeichnendes Merkmal der Lieder des „Lyrischen Intermezzos“ erkennen, findet sich in den auf Amalie bezüglichen Liedern der Heimkehr ebenfalls wieder. So sind Schlangen hervorgekrochen in den Hallen, wo sie ihm einst Treue versprochen hat (Nr. 19), er will die Geliebte als Gespenst ins Grab holen (Nr. 21/22); die sarkastische Schärfe zeigt sich in der fünften Strophe des Gedichts „Als ich auf der Reise zufällig Der Liebsten Familie fand“ (Nr. 6). Und um nicht als ein sentimental platonischer Schwärmer zu erscheinen, hat er hier abermals eine ganze Reihe von Liedern der niederen Minne eingeflochten, zartere über das Fischermädchen (Nr. 8, 9, 12), frechere über

die drei Fräulein auf dem Schlosse (Nr. 15) und eine ganze Abteilung von Liedern der niederen Minne bietet der Dichter gegen Ende seines Cyklus (Nr. 68—80, 82, 83); in einem Gedichte wendet er sich ausdrücklich gegen die geistige Verstiegenheit in der Liebe („Doch die Kastraten klagten“, Nr. 79).

Die unglückliche Liebe, das früher so mannigfaltig, ja erschöpfend behandelte Thema, erfährt auch jetzt noch neue Behandlung, aber erstens erscheint der Dichter bald von neuem, glücklicherem Gefühl erfüllt, und zweitens ist er bestrebt, nicht mehr wie früher in fassungsloser Aufregung über das erduldete Unglück zu erscheinen. Er trägt deshalb jetzt mit geflissentlicher Absicht ein starkes Selbstgefühl zur Schau, er sagt:

> Ich bin ein deutscher Dichter
> Bekannt im deutschen Land;
> Nennt man die besten Namen,
> So wird auch der meine genannt.

Statt der subjektiven Erregung legt er ferner jetzt mehr einen allgemeinen trüben Weltschmerz an den Tag. Er besingt in seiner berühmtesten Ballade von der Lorelei das Schicksal, das verlockende Weibesliebe über fühlende Mannesherzen herbeiführt (Nr. 2); in der trüben Szene, die er von dem Jägerhaus erzählt, entwirft er wie Lord Byron ein Gemälde, das Grau in Grau gehalten ist (Nr. 5); dasselbe gilt von der qualvoll verworrenen Lage im Pfarrerhaus (Nr. 28); trüben Ausgang aller Weltfreude sieht er voraus in dem lieblichen Liede an die Schwester (Nr. 38); den einzigen Halt in der verödeten Welt bietet nur die Liebe (Nr. 39), aber auch diese erweist sich als trügerisch und falsch. So schließt denn der ganze Cyklus mit dem schmerzdurchdrungenen Liede „Der Tod das ist die kühle Nacht“ (Nr. 87). Zu diesem Weltschmerz, der an Byron gemahnt, gesellen sich wehmütige Erinnerungen des Kindheitglückes, das der Dichter genossen hatte (Nr. 38, 39); und der Zeit, als die erste Liebe in seinem Herzen erblühte, gedenkt er in den Versen von der schönen Frau, in deren Gesellschaft er vor langen Zeiten den Rhein hinabgefahren war. Wir vermuten, daß hier (Nr. 40) die Mutter Amaliens und Theresens angeredet ist. Aber nicht nur Weltschmerz und wehmütige Erinnerungen sind bezeichnend für den neuen Lieder-Cyklus, sondern vor allem auch ein stärkeres Hervortreten des Spottes, der eben in diesem Zusammenhange sich als ein Erzeugnis trüber Erfahrungen erweist. So spottet der Dichter über den Teufel und die ewige Verdammnis (Nr. 35, 36), fernerhin, anschließend an frühere scherzhafte Behandlungen des Epiphanias-Motivs über die Legende von den heiligen drei Königen

(Nr. 37); er spottet über den König Wiswamitra, welcher liebessehnsüchtig die Kuh Sabala zu erwerben trachtet (Nr. 45); er spottet über die eigene Liebe in dem Gedichte „Teurer Freund, du bist verliebt" (Nr. 54); über den deutschen Professor, der alle Gegensätze der unharmonischen Welt kunstvoll zu überbrücken weiß (Nr. 58); über Rat und gute Lehren der Freunde, die ihm doch nicht zu helfen wissen (Nr. 64); über den liebenswürdigen Verehrer (Nr. 65), über das Glück der Berliner, denen der Dichter, der sich selbst als lieben Gott träumt, allerlei herrliche Geschenke darbietet (Nr. 66), über die sentimentalen Lyriker, die Kastraten (Nr. 79), über den Stubennachbar Don Henriquez (Nr. 81) und über die Hallischen Studenten (Nr. 84). Und dieser Spott, der in mannigfaltiger Weise zum Ausdruck kommt, findet sich von jetzt ab auch innerhalb und besonders am Schlusse solcher Gedichte, die einen ernsten Anfang haben. Die viel berufenen ironischen Schlußwendungen der Lieder sind wohl nicht ohne eine bewußte Absicht von ihm in seine Lyrik eingeführt worden. Wie er bereits in der Einstreuung von Liedern der niederen Minne ein Mittel gefunden hatte, um den Schein sentimentaler Überschwenglichkeit abzulehnen, so fand er jetzt ein zweites Mittel in diesen absichtlichen Zerstörungen der Illusion. Er wollte, anknüpfend an die berühmte romantische Ironie, zeigen, daß auch er, der leidenschaftlich erregte Lyriker, über seinem Stoffe stände, er wollte durch jene Schlußwendungen sich ein Gegenmittel schaffen gegen den zu starken Affekt, der sich nicht selten geradezu zu überstürzen schien. Er brachte durch diese Neuerung wiederum zur Anschauung, daß er nach äußerster Wahrheit in seinen Liedern strebte, denn es ist eine alte Erfahrung der Seelenlehre, daß ein Affekt, der sich allzu gewaltig geäußert hat, in den gerade entgegengesetzten Affekt umzuschlagen droht. So wollte Heine gegenüber der allzu heftigen Aufregung die spöttische Selbstberuhigung zum Ausdruck bringen; er brachte außerdem durch diesen neuen Zug seiner Dichtungen etwas Eigentümliches, Auffallendes in seine Verse hinein, wodurch er seinem Streben nach Originalität Genüge thun konnte. Nicht selten aber ist die ironische Zersetzung des Gefühls im Grunde genommen nichts anderes als ein schamhaftes Zagen, die wahre Seelenregung offen darzulegen; und in anderen, freilich vereinzelten Fällen ist in der Ironie nur das gellende Lachen der Verzweifelung zu erkennen. Als Beispiele der ersten Art, der spöttischen Selbstberuhigung, führen wir an: „Ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will" (Nr. 17), ferner das berüchtigte „Madam, ich liebe Sie" (Nr. 25), das mitten zwischen die tiefgefühlten Liebeslieder eingestreute Gedicht von dem König Wiswamitra (Nr. 45), das Gedicht „Teurer Freund, du bist verliebt" (Nr. 54) ꝛc. Im „Lyri-

schen Intermezzo" sind die ironischen Schlußwendungen noch sehr selten (vgl. jedoch Nr. 52, 53 des „Lyrischen Intermezzos").

Das wichtigste Neue in den Liedern der Heimkehr ist die neue Liebe, wir wir jetzt wissen, zu Therese, die hier in ergreifenden Tönen zum Ausdruck kommt. Es ist unverständlich, wie man diese Gedichte, die doch ganz deutlich von einer zweiten Liebe reden, immer noch auf das Verhältnis zu Amalie hat beziehen können. Nichts finden wir hier von dem erbitterten Haß der früheren Verse, die uns von dem süßen falschen Herzen der Geliebten, von ihren frommen falschen Blicken, von ihrem Verrat an den Dichter erzählten. Freilich erinnert sie äußerlich in mannigfacher Beziehung an Amalie; ausdrücklich ist dies gesagt in dem Gedichte, das von der Begegnung mit der Familie der Geliebten erzählt (Nr. 6), und ihre äußere Erscheinung, ihr rotes Mündchen, ihre süßen, klaren Veilchenaugen, ihre Lilienfinger (Nr. 31, 50) sind ebenso hier gerühmt wie in den früheren Liedern auf die „Vorgängerin im Reiche". Aber die Wirkung ihres Gemüts auf den Dichter ist eine ganz andere als in den Liedern auf Amalie, sie regt ein gewisses hohes, heiliges Gefühl in ihm auf, nichts finden wir von jenem bestrickenden süßen und doch falschen Wesen der ersten Liebe. Sie ist vielmehr wie eine Blume, der er betend die Hand aufs Haupt legt (Nr. 47), er betet zu ihr wie andere zu Petrus, Paulus und der Madonna (Nr. 52). Mit Amalie, dem „Königskind", teilt sie den Überfluß irdischer Glücksgüter, und der Dichter singt von ihr die unsterblichen Verse „Du hast Diamanten und Perlen, hast alles, was Menschenbegehr" (Nr. 62). Er bleibt gerne in ihrer Nähe, so sehr es sein Plan war, in die weite Ferne zu ziehen (Nr. 59), aber es fällt ihm anfangs schwer, ihr seine Liebe zu gestehen (Nr. 30, 33), er denkt, sie müsse doch seine Erregung bemerken (Nr. 53), und endlich gesteht er sie ein, ohne aber Verständnis und Gegenliebe zu finden (Nr. 55); der Dichter wird von heftiger Eifersucht über den mutmaßlich beglückten Nebenbuhler erfüllt (Nr. 56), er besingt sein Unglück (Nr. 57—63) und meint schließlich,

> wer zum zweiten Male
> Glücklos liebt, der ist ein Narr.
>
> Ich, ein solcher Narr, ich liebe
> Wieder ohne Gegenliebe!
> Sonne, Mond und Sterne lachen
> Und ich lache mit und sterbe.

Als eine äußerliche Eigentümlichkeit dieser Liebe zu Therese mag erwähnt werden, daß der geistvoll witzige Dichter anfangs sein tiefes Ge-

fühl in der Form übertriebener Scherze und komisch hervorgekehrter Verliebtheit zum Ausdruck brachte (Nr. 44 u. 57).

Eigentümlich in den Liedern der Heimkehr sind gewisse Auseinandersetzungen des Dichters mit seinen Freunden und kritischen Lesern. Er meint, die Wahrheit seiner Verse verständen sie doch nicht; denn als er ihnen seine Schmerzen klagte, da lachten und gähnten sie, als er sie aber in zierliche Verse gebracht hatte, machten sie ihm große Elogen (Nr. 34); die kritischen Freunde greifen gleichsam mit Zwischenreden ein, sie fragen: „Hat sie sich denn nie geäußert Über dein verliebtes Wesen" (Nr. 32), oder wozu denn die ewigen Liebesklagen nur dienen könnten (Nr. 42); er vertröstet sie auf einen neuen Liebesfrühling, und mit der Genugthuung des alterfahrenen Kenners findet er, daß sie selbst, nachdem er sie längere Zeit nicht gesehen hat, erkaltet sind, und meint, er, der spöttische Dichter, werde doch sein Gefühl noch länger bewahren und gleichsam noch über die Gräber der Freunde hinwegschreiten (Nr. 67). Seine ablehnende Haltung gegenüber solchen kritischen Einwürfen hat er am besten ausgedrückt in dem bekannten Liede „Selten habt ihr mich verstanden" (Nr. 78).

Glauben wir, daß in der weltschmerzlichen spöttischen Erhebung des selbstbewußten Dichters über seine Umgebung außer dem Streben nach Originalität das nach Wahrheit zum Ausdruck kommt, so finden wir eben dieses letztere in manchen einzelnen Zügen noch ausdrücklich bethätigt, er bietet wahrhafte Schilderungen hier und da auf Kosten der ästhetischen Schönheit, so in den Worten: „Ein Fluchen, Erbrechen und Beten schallt aus der Kajüte heraus" (Nr. 11) oder in den Worten: „Du bist ja sonst kein Esel, Teurer Freund, in solchen Dingen" (Nr. 32); desgleichen finden wir dies Streben nach Wahrheit darin, daß der Dichter nach der Schilderung von der Herrlichkeit Indiens die ästhetisch befremdende von der trüben Öde des Lebens in Lappland einfügt (Nr. 7, Strophe 6). Daß dieses Streben nach Wahrheit nicht erkannt wird, ist freilich dem Dichter wahrscheinlich (Nr. 34), er will aber keine künstliche Harmonie herstellen, wie der deutsche Professor der Hegelschen Schule (Nr. 38).

Ist so die ganze lyrische Weltanschauung in den Heimkehrliedern neu, so ist auch der Inhalt dieses Cyklus mannigfaltiger als zuvor; neben den Liedern der Liebe finden wir Schilderungen des Seelebens, ausgeführte Situationsbilder, die Ballade Lorelei, scherzhafte Erörterungen über Teufel, Kindheitsglauben und -Glück, satirische Ausfälle u. dgl. m

Die äußere und innere Form zeigt neben dem Alten auch manches Neue, die früher so stark hervorgekehrte Naturbeseelung, dergestalt, daß die Natur mitfühlend an dem Schicksal des Dichters teilnahm, tritt jetzt

mehr zurück. Das alte Gespenstermotiv begegnet nur noch in den Liedern auf Amalie (Nr. 20 und 22); Aberglaube und mythologische Vorstellungen erscheinen in dem Hinweis auf die Seejungfern, die in Wahrheit die Schwestern des Fischermädchens sind (Nr. 9), in der Meerfrau, in der wir freilich das verkappte Fischermädchen selbst wiedererkennen können (Nr. 12), und in dem zarten Liede von der badenden Elfe (Nr. 85). Das Traummotiv, in den „Jungen Leiden" so überaus häufig verwertet, begegnet hier selten (Nr. 41 und 66). Aber noch ebenso wie früher sucht der Dichter durch Anlehnung an den prosaischen Ton der Umgangssprache eine gewisse Natürlichkeit des Ausdrucks zu erregen; so in dem Liede von der Begegnung mit der Familie der früheren Geliebten (Nr. 6); in den Worten: „Da habt ihr mir große Elogen gemacht" (Nr. 34), „Du hattest viel zu thun" (Nr. 55), „Haben mich protegieren gewollt. Aber bei all ihrem Protegieren Hätte ich können vor Hunger krepieren" (Nr. 64), endlich in dem Ruf „Ma foi" (Nr. 75) 2c. Besonders durch Fremdwörter, die gäng und gäbe waren, sucht der Dichter solche prosaische Natürlichkeit zu erzeugen.

Aber mehr als alle diese kleinen unwichtigeren Darstellungsmittel verdient ein neuer Zug, der hier in den Liedern der „Heimkehr" zum ersten Male hervortritt, beachtet zu werden. Der Dichter gibt nämlich häufig abgeschlossene Situationsbilder, die bestimmte Dinge und Vorgänge in überaus anschaulicher Weise darstellen, ohne daß er selbst zu diesen Bildern eigene Betrachtungen und Gefühle hinzufügt. Nur in dem ersten derartigen, das wir hier zu besprechen haben, in dem Gedicht „Mein Herz, mein Herz ist traurig" (Nr. 3), bieten Anfang und Schluß persönliche Bekenntnisse; dazwischen aber ist eine wahre und überaus anschauliche Schilderung einer bestimmten äußeren Situation gegeben, welche den eigentlichen Inhalt des Gedichts ausmacht. Ähnlich ist das Lied von dem einsamen Jägerhaus (Nr. 5), das uns die verdrießlich niedergedrückte und aufgeregte Familie in belebter und anschaulicher Schilderung vorführt; wir nennen ferner das Situationsbild von den zur Erzählung am Meeresstrande Niederkauernden, die von dem Schicksal der Seefahrer und von fernen Ländern und ihren Sitten berichten (Nr. 7). Weiterhin ist aus demselben Streben, solche greifbare Situationsbilder zu entwerfen, hervorgegangen das Gedicht von dem einsamen Pfarrerhaus, wo die Hinterlassenen des Pfarrers in trüben, verworrenen Verhältnissen zurückgeblieben sind (Nr. 28), auch das darauf folgende Lied (Nr. 29) bietet ein solches abgeschlossenes Situationsbild. Die Deutlichkeit und Wahrheit dieser unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Schilderungen ist höchst beachtenswert. — Aber auch in anderen Gedichten tritt die plasti-

sche Schärfe der poetischen Malerei hervor, so in den Liedern von Sturm und qualvoller Seefahrt (Nr. 10 und 11), in dem Liede, das davon erzählt, wie der Dichter sich der Stadt Hamburg, der Stätte seiner jungen Leiden, aufs neue nähert (Nr. 16)[1], in dem Gedichte, das den Gang durch Hamburgs Straßen beschreibt (Nr. 18), in dem, wo der Dichter seine eigenen Doppelgänger an der Stätte früherer Leiden händeringend im Mondschein erblickt (Nr. 20) u. dgl. m.

Zu diesen hervorragenden Zeugnissen für die anschauliche Phantasie des Dichters kommen solche, die seine Gabe, originelle neue Vorstellungsverbindungen zu finden, deutlich zeigen. Wir nennen hier den großartigen Vergleich von dem Meere mit der bewegten Seele des Dichters, die auch Sturm, Ebbe und Flut hat und in ihrer Tiefe Perlen birgt (Nr. 8), auch das Gedicht vom Atlas (Nr. 24) zeigt solchen eindringlichen Vergleich, während der allerdings eigentümliche Einfall, daß der Dichter durch die Thränen der Geliebten vergiftet wird (Nr. 14), nicht sehr geschmackvoll erscheint. Auch die Personifikation, ein Darstellungsmittel, welches Heine mit bewußter Absicht handhabt, tritt hier öfter in den Vordergrund, so z. B. wenn uns der Dichter Wind, Wellen, Nacht, Sturm, Schiff, Sonne, Türme und Thore wie lebendige Wesen vorführt (Nr. 10, 11, 16 und 17). — Schon früher hatte er (z. B. in dem Gedicht vom Ritter Ulrich) einen Vorgang des eigenen Lebens dadurch zu heben verstanden, daß er ihn in eine ideale Ferne entrückte, daß er Personen in fremdem Kostüm vorführte. Ähnlich auch hier in der „Heimkehr“. Die Meerfrau, mit der der Dichter ein nächtliches Stelldichein hat (Nr. 12), ist ein Fischermädchen, die Wälle Salamankas, auf denen er wandelt, sind die Promenaden der ehrbaren Philisterstadt Göttingen (Nr. 80), der Stubennachbar Don Henriquez ist auch ein schlichter deutscher Student gewesen (Nr. 81).

Die Lieder der „Heimkehr“ sind nicht, wie es wenigstens von der Mehrzahl der Lieder des „Lyrischen Intermezzos“ gilt, von vornherein für einen Cyklus gedichtet. Heine hat es aber verstanden, diese Heimkehr-Gedichte in kunstvoller Weise zu gruppieren dergestalt, daß sie eine Einheit bilden[2]. Es war dies nicht leicht, da die Lieder der „Heimkehr“ die mannigfaltigen Lebensumstände des Dichters unmittelbar widerspiegeln, und da es nicht ohne manches Kopfzerbrechen möglich war, das inhaltlich Verschiedene geschickt einzuteilen und zu gruppieren; und es

---

[1] Nur die 3. Strophe ist nicht plastisch gedacht.

[2] Vgl. Bernhard Seuffert, Heines „Heimkehr“, in der „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte“, Bd. 3.

kann hier auch in der That nicht von einer Abrundung und Einheit die Rede sein wie in den Liedern des „Lyrischen Intermezzos". Die künstlerische Ordnung ist nun insbesondere auch mit Hülfe jener Situationsbilder hergestellt worden, von denen wir gesprochen haben. Wo eine inhaltlich zusammengehörige Gruppe abgeschlossen war, hat der Dichter jene Rollenlieder eingefügt, um eben durch sie einen Einschnitt zu machen. Es lassen sich folgende Gruppen unterscheiden: 1) die ersten vier Lieder bilden die Einleitung des ganzen Cyklus; hierauf folgt ein Einschnitt mit dem Gedichte vom einsamen Jägerhaus (Nr. 5); 2) in Nr. 6—14 schildert der Dichter die Erlebnisse, die er auf der Reise nach dem Seebade und in diesem gehabt hat. Das Gedicht von den drei schönen Fräulein auf dem Schlosse (Nr. 15) bildet wieder den Einschnitt; 3) die Lieder Nr. 16—27 erzählen von der verlorenen Liebe von Amalie und von den Eindrücken, die der Dichter beim Wiederbetreten der Stadt Hamburg hatte. Nr. 28 und 29 die Situationsbilder von dem Pfarrerhaus sowie das von dem Mütterchen und der schläfrig im Lehnstuhl ruhenden Tochter bilden den Einschnitt; 4) Nr. 30—33 erzählen von der neuen Liebe (ohne Werbung); hierauf folgen 5) in den Liedern 34—45 mannigfaltige Erörterungen über persönliche Verhältnisse des Dichters, über Jugenderinnerungen und dergleichen, und in den Liedern Nr. 46—63 gibt dann Heine 6) eine Schilderung seiner neuen Werbung und seines abermaligen Liebesunglückes. Die Lieder Nr. 64—67 bilden abermals einen Einschnitt mit persönlichen Bekenntnissen; 7) folgt dann als vorletzte Gruppe des ganzen Cyklus in Nr. 69—78 die Schilderung eines niederen Minneverhältnisses; die Lieder Nr. 79—81 bilden einen Einschnitt, und 8) die Lieder Nr. 82—87 geben ansprechende und zum Teil ergreifende Wanderbilder. Das Lied Nr. 88 dient als Schlußgedicht. So zerfällt das ganze Büchlein in acht Gruppen, von denen die erste und achte als Einleitung und Schluß erscheinen, die zweite und siebente von niederer Minne erzählen, die dritte und sechste von zweifacher vergeblicher hoher Minne. Man erkennt hierin eine kunstvolle Anordnung der Gruppen. Die dritte Gruppe bezieht sich auf Amalie, die vierte und sechste auf Therese. Die Lieder gelten solchen Erlebnissen, die in die Zeit vom Mai 1823 bis zum Sommer 1824 führen. Mehrere Angaben über die Jahreszeit lassen erkennen, daß Heine einen regelrechten Fortgang des Zeitverlaufs im Auge behielt.

So sehen wir, daß die Lieder der „Heimkehr" nach Inhalt, Form und Anordnung eine hohe Beachtung verdienen; sie zeigen den Dichter im Besitz der früheren Kunst, die er indessen durch neuen Inhalt und neue Darstellungsmittel bereichert und erweitert hat. Freilich so sehr wir von

der Innigkeit vieler Lieder entzückt werden, müssen wir gestehen, daß ein gewisser Zug trüber Welterfahrung, ein gewisses spöttisches Achselzucken über die früheren idealistischen Träume nicht mehr ein reines Versenken in dichterisch gehobenes Leben ermöglichen.

Als Heine an der „Harzreise“ schrieb, teilte er seinem Freunde Moser mit: „Es sollen auch Verse drin vorkommen, die Dir gefallen, schöne, edle Gefühle und dergleichen Gemütskehricht. Was soll man thun? — Wahrhaftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft.“ Ein anderes Mal schrieb er (an Friederike Robert): „Die Verse in meiner ‚Harzreise‘ sind eine ganz neue Sorte und wunderschön.“ In der That ist dieser kleine Cyklus von Gedichten durch außerordentliche Vorzüge ausgezeichnet. Die Lieder der „Harzreise“ atmen eine Lieblichkeit, Zartheit und duftige Frische, in der die heiter-ernste Stimmung der Natur und aufatmende Freude des waldfrohen Wanderers zu glücklichstem Ausdruck gelangen. Vor allem die „Berg-Idylle“ gehört zu Heines reinsten lyrischen Leistungen. Das religiöse Zwiegespräch des Dichters mit der lieblichen, in abergläubischen Vorstellungen befangenen Bergmannstochter ist eine gedankenvolle Auseinandersetzung über das Dogma der Dreifaltigkeit im Sinne der religiösen Aufklärung. Die Lieder entbehren der ironischen Zusätze (abgesehen vielleicht von dem Schluß der „Ilse“); das Lied „Auf dem Brocken“ zeigt uns den Dichter in sehnendem Angedenken an die Geliebte Therese.

Hatten wir schon in den Liedern der „Heimkehr“ neue Elemente der Heinischen Poesie erkannt, so gilt dies noch viel mehr von den unvergleichlichen „Nordseebildern“. Mehr und mehr, je weiter wir dem Schlusse des „Buches der Lieder“ zuschreiten, sehen wir die Kraft des Dichters sich steigern und erweitern. Hatte er schon in der „Heimkehr“ drei wohl gelungene Seebilder entworfen, von dem stillen Erzählen über das Leben der Seefahrer und über ferne Länder („Heimkehr“, Nr. 7), von dem ergreifenden Naturschauspiel einer Wasserhose (Nr. 10) und von dem auf stürmischer See hin- und hergeworfenen Schiffe mit seinen beängstigten und leidenden Insassen (Nr. 11), so sehen wir hier in den „Nordseebildern“ das Leben der See nach allen Seiten großartig und erschöpfend geschildert. Goethe hatte die Absicht gehabt, in seiner unvollendet gebliebenen „Nausikaa“ „besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tones erfreulich zu werden“. Was er leider nicht geleistet hat, das hat Heine in den „Nordseebildern“ zur Ausführung gebracht: das Meer mit seiner mannigfaltigen, großartigen und aufregenden Erscheinung ist in diesen Versen mit beispielloser, eindringlichster Kunst abgespiegelt worden.

Wiederholt schildert Heine das majestätische Schauspiel des Sonnenunterganges; er zeigt uns die eindrucksvolle Nacht am Strande, wenn das Meer gärt und der Nordwind tolle Geschichten erzählt; das Meeresleuchten, wenn bei jedem Schritt, den der Wanderer über den Strand thut, die Funken sprühen und die Muscheln unter seinem Fuße zerbrechen; er zeigt uns jagende Wolkenmassen am nächtlichen Himmel vom Mond beleuchtet und ihn teilweise verdeckend; die Wellen erscheinen ihm wie dem alten Homer gleich schwarzgrünen Rossen mit weißen Mähnen oder gleich wolligen Lämmerherden; bald flüstern, bald pfeifen, bald lachen, bald seufzen, bald sausen und singen sie; bald erheben sie sich zu riesigen Wasserbergen, der Schlachtlärm der Winde braust dazwischen, und das Ganze ertönt unter Donner und Blitz wie ein Tollhaus von Tönen. In solchem Wirrsal kämpft das keuchende Schiff, die Seevögel, verstört umherflatternd, klammern sich ängstlich am Mast fest, und der Schiffer schaut besorgt auf den Kompaß, die zitternde Seele des Schiffes. Ein anderes Mal sehen wir die weite Wasserfläche glatt ausgestreckt ohne Regung von der Sonne beleuchtet, blendend und schillernd in dumpfer Stille; der Bootsmann des Schiffes liegt schnarchend neben dem Steuer, und der beteerte Schiffsjunge flickt die Segel, während die Möwe aus der Höhe herabstürzt, um das aus der Flut hervorspringende Fischlein zu fangen. In diese mannigfaltige Szenerie des Seelebens trägt der Dichter die Regungen seines eigenen Gemütes hinein. Er steht voll philosophisch ernster Gedanken am Meer, fragend nach Herkunft und Schicksal des Menschen, worüber schon vor ihm so viele Häupter gegrübelt haben. Die Träume der Kindheit ziehen durch seine Seele; er liest in der „Odyssee"; er träumt von versunkenen Städten, die auf dem Meeresgrunde begraben liegen; und halb wachend am Steuer liegend, schaut er Christum den Herrn, der, aller Welt Segen bringend, über die Flut einherschreitet; oder er sieht die machtberaubten Götter Griechenlands traurig am Himmel vorüberziehen, ein Gegenstand seines Mitleids, denn lieber sind sie ihm doch als die neuen tristen Götter im Schafpelz der Demut; aber ewiger als sie alle sind die Sterne, die sieghaft hervortreten am Himmel. Vor allem jedoch gedenkt er hier am Strande der Geliebten, Theresens, er erhebt sie als neue Herzenskönigin auf den Schild, er schreibt mit leichtem Rohr in den Sand das Liebesbekenntnis für sie, das aber die herbeiströmenden Wellen wieder auslöschen; er drückt liebebekümmert sein glühendes Antlitz in den feuchten Sand; oder, im Winkelbette der Kajütte liegend, singt er mit hinreißender Gewalt das Lied seiner flammenden Liebessehnsucht; oder endlich hört er, an den Mastbaum gelehnt, zu seinen Häupten den Phönix vorüberrauschen, der die Bot

schaft bringt: „Sie liebt ihn, sie liebt ihn.“ Und nach den Schilderungen des Seelebens gibt er in dem Gedichte mit dem Titel „Im Hafen“ eine höchst gelungene Schilderung trunkener Seligkeit im Ratskeller zu Bremen.

Alles ist hier in den „Nordseebildern“ wieder belebt und personifiziert. Wellen, Wind, Schiff, Wasser und Wolken sind persönlich gedacht; die Wolken erscheinen als die formlos grauen Töchter der Luft, die das Wasser in Nebeleimern aus dem Meere schöpfen. Vor allem aber ist die griechische Mythologie von Heine hier zum kunstvollen Schmuck seiner Dichtung herbeigezogen: der Steuermann betet zu Kastor und Pollux, den alten Beschützern der Seefahrt; die Okeaniden steigen aus der Flut empor, um den von Liebesschmerz niedergedrückten Dichter zu trösten; Poseidon spottet des ängstlichen Poetleins; die Götter Griechenlands wandeln als Schattengestalten am nächtlichen Himmel einher.

Die Sprache der „Nordseebilder“ ist zu einer Vollendung und bezeichnenden Kraft vorgedrungen, wie sie vorher in der deutschen Dichtung nicht bekannt war, insbesondere die Beiwörter sind überaus treffend, eindringlich und gewählt. Wir erwähnen z. B. glückgehärtete Menschen, totschlaglaunige Riesenmärchen, zauberlich, liebesicher, zartdurchsichtig und marmorblaß, taubenmildes Lächeln, feuerblühend, schmerzenverklärt u. dgl. m. — Desgleichen liegt ein unendlicher Reiz in dem Rhythmus dieser Verse. Wilhelm Jordan, der den Rhythmus der „Nordseebilder“ als epochemachend bezeichnete, hat nicht zu viel gesagt. Heine wendet sich ab von der strengen Gebundenheit der durch Opitz gegründeten Rhythmik und lehnt sich an die Freiheiten des altgermanischen Verses an[1]. Die Zahl der Hebungen ist frei, abwechselnd zwischen zwei, drei und vier, niemals aber diese Anzahl überschreitend; die Senkungen fehlen oder sind durch eine, zwei oder auch drei Silben ausgefüllt, je nach dem rhythmischen Bedürfnis des Verssinnes. Bald ist der Rhythmus steigend, bald fallend, bald abwechselnd fallend oder steigend. Außerdem bedient sich Heine hier des Stabreims, durch den er die wichtigsten Wörter des Verses kraftvoll hervorhebt und miteinander verbindet. Durch alle diese Mittel weiß er eine äußerst ansprechende Abwechselung zu erzielen, den Sinn immer bedeutungsvoll zu heben und ein Schaukeln und Schweben des Rhythmus hervorzubringen, in dem eine kunstvolle dichterische Abspiegelung der Meeresbewegungen wiederzuerkennen ist. So zeigen die „Nordseebilder“ nach Inhalt und Form den Dichter in seiner höchsten Vollendung; die Anschaulichkeit, Originalität und Eindringlichkeit dieser Schilderungen sucht in der deutschen Litteratur ihresgleichen. Unsere, dem

[1] Vgl. Paul Remer, Die freien Rhythmen in Heines „Nordseebildern“ (Heidelberg 1889).

Unharmonischen mehr und mehr abgewendete Zeit würde freilich manche ironisch zersetzenden Wendungen gerne entbehren, die nun einmal durch des Dichters persönliche schmerzliche Lebenserfahrungen, durch das Vorbild der romantischen Ironie und durch das Streben, eine originelle dichterische Subjektivität zur Schau zu tragen, auch in diesen Cyklus von Gedichten hineingekommen sind.

In den Liedern des „Neuen Frühlings" können wir ähnlich wie in denen der „Heimkehr" Lieder, die durch verschiedene Lebensverhältnisse geweckt worden sind, unterscheiden. So ist z. B. in Nr. 5 eine trübe Erinnerung an die Liebe zu Amalie zum Ausdruck gekommen (das Lied ist schon 1822 entstanden); Nr. 26—30 und 42—43 werden mit großer Wahrscheinlichkeit auf Therese Heine bezogen, die Lieder Nr. 10, 11, 12, 14, 19, 24 und auch 15, 21, 31, 34 und 39 sind auf die Liebesregungen zurückzuführen, die in Heine durch den Verkehr mit der schönen Schwägerin des Barons Tutchef, der Gräfin Bothmer, aufkeimten[1]. In Nr. 33 ist vielleicht ein Lied der niederen Minne zu erkennen; und der Rest dieser Lieder des „Neuen Frühlings" ist auf besondere Bestellung von dem Komponisten Methfessel, aber auch im Hinblick auf die Gräfin Bothmer, später im Jahre 1830 hinzugedichtet worden. Indessen, wenn wir auch diese Lieder zum Teil auf andere Verhältnisse als auf das zu der Gräfin Bothmer beziehen, so bildet doch der ganze Cyklus des „Neuen Frühlings" ein abgeschlossenes Ganze, besser gerundet und einheitlicher gefügt als die Lieder der „Heimkehr" und vielmehr unmittelbar in eine Linie zu stellen mit dem künstlerisch geordneten einheitlichen „Lyrischen Intermezzo".

Der Prolog zeigt uns den Dichter sich abwendend von den politischen Zeitkämpfen und wiederum zugewandt der Herzen bestrickenden Minne. Der Frühling ist wieder da, die Seele dehnt sich, eine allgemeine Sehnsucht nach Liebe erfüllt des Dichters Herz (Nr. 1—4); doch trübe Erinnerungen bedrücken noch sein Gemüt (Nr. 5), aber der Frühling weckt in seiner Brust ein liebliches Lied, das er einer Schönen zum Gruß sendet (Nr. 6); die ganze Natur, Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl, Abendstern, Nachtigall und alle anderen Vögel schwelgen in süßem Entzücken, in das sie durch den Zauberer Amor versetzt sind, und des Dichters Herz ist ebenso bewegt wie die Natur (Nr. 7 und 8). Die Nachtigall hat den Vögeln das Evangelium der Liebe gebracht, wie Christus den Menschen (Nr. 9); nun faßt auch den Dichter die Liebe zu der schlanken Lilie, das süße Elend bedrückt wieder seine Brust, Frühling, Rose und Nachtigall haben sich gegen sein Herz verschworen (Nr. 10—12); die

[1] Vgl. K. Hessel, Heine-Studien, „Kölnische Zeitung" vom 8. u. 9. Juni 1888

Nachtigall singt sein süßes Geheimnis durch den Wald (Nr. 13); die großen Augen der Geliebten lassen des Dichters Herz in freudigem Schrecken stocken (Nr. 14), sie aber begegnet ihm überall wie die Wasserlilie, die den liebenden Mond bald am Himmel, bald abgespiegelt in der Flut erblickt (Nr. 15). Die junge Schöne, die durch seine Lieder wandelt, wird leicht erkennbar sein (Nr. 16), und die Mädchenblumen sind erschrocken über seine Geständnisse, doch warum lauschten sie, als der Dichter mit den Sternen Zwiesprach hielt (Nr. 17); die Geliebte setzt ihn in träumerische Verwirrung (Nr. 18), er folgt ihren Schritten in der Allee, an der Brücke, am Wasserfall (Nr. 19), sie weiß aber nicht, wie sie ihn beseligt (Nr. 20), und in der That paßt sein trauriges Antlitz nicht zu ihrer Lieblichkeit (Nr. 21), dennoch fällt er ihr fast vor allen Leuten zu Füßen (Nr. 22), sie aber wandelt ruhig einher mit unerschütterter Seele (Nr. 23). Bald jedoch kann der Dichter von glücklicher Umarmung und Kuß erzählen (Nr. 24 und 25), von einer glücklichen Begegnung im Landhause des Abends (Nr. 26), von Erinnerungen schon dasselbe Glück hier genossen zu haben, und von schlimmen Träumen der Vergänglichkeit solchen Glückes (Nr. 27), von dem Glück heimlichen Kusses, aber auch von trüben Gedanken an Vergangenheit und Zukunft (Nr. 28), von der traurigen Ballade über das Schicksal der schönen Königin und des liebenden Pagen (Nr. 29) und aufs neue von schlimmen Sorgen um ein trauriges Ende seines Glückes (Nr. 30). Während die Geliebte mit ihm hier unter dem Lindenbaum schwärmt, möchte er lieber mit ihr nach Rußlands Schneefluren eilen (Nr. 31)[1]; das Nicken der Elfenkönigin erweckt in ihm Gedanken des Liebesendes oder des Todes (Nr. 32). Durch Blumen mahnt er die Geliebte an Treue und Liebe (Nr. 33), doch sie schreibt ihm einen gefühlvollen Abschiedsbrief, über den er sich indessen, da er lang ist, tröstet (Nr. 34); er verspricht, seine Liebe nie zu verraten, die Welt nehme doch alles „für Poesie" (Nr. 35); noch einmal besingt er süßinniges Liebesglück (Nr. 36 und 37), dann läßt er wehmütige Abschiedsschmerzen vorklingen (Nr. 38), und endlich scheidet er mit dem Schwure der Treue (Nr. 39); er singt von der Vergänglichkeit der Liebe (Nr. 40), vom trüben Herbsthimmel, der sein Gemüt bedrückt (Nr. 41), er reist kalten und verdrossenen Sinnes durch die kalte Welt (Nr. 42), nur ein Weib liebt ihn noch so, wie ein letzter Baum im Herbst noch sein Grün bewahrt hat (Nr. 43), dann kehrt er nach der öden Stadt an der Elbe, deren Bewohner ihn anekeln, mit eisiger, finstrer Seele zurück.

Wir haben gesehen, daß Heine in den Liedern des „Lyrischen Inter-

[1] Dorthin reiste im Jahre 1830 die Gräfin Bothmer.

mezzos" und „Der Heimkehr" nicht selten rein thatsächliche Berichte über die Erlebnisse seines Herzens gibt, welche die durch poetische Darstellungsmittel gehobenen Gedichte wirkungsvoll unterbrechen. Auch in den Liedern des „Neuen Frühlings" finden wir vereinzelte Spuren derartiger thatsächlicher Berichte, aber sie erscheinen viel seltener als zuvor. So bietet der Prolog und das Lied Nr. 11 eine Anspielung auf die politischen Zeitkämpfe, an denen der Dichter teilnahm; und ähnliche Angaben rein thatsächlicher Art zeigen die Lieder Nr. 21, welches erzählt, daß der Dichter infolge seines Liebesschmerzes häßlich abgemagert sei, Nr. 31, welches den Wunsch äußert, mit der Geliebten nach Rußlands Schneefeldern zu ziehen, und Nr. 39, welches den Abschied von der in München weilenden Geliebten berichtet. Aber man sieht aus diesen Beispielen, daß Heine nicht mehr in dem Grade wie früher das wirkliche Leben der eigensten persönlichen Verhältnisse zu ergiebigem und ungeschminktem Ausdruck gelangen läßt. Die Schönen, welchen die Lieder des „Intermezzos" und der „Heimkehr" gewidmet waren, zeigten einige individuelle Züge, wenn auch nicht eben viele; die Geliebte, welche unserm Dichter bei Abfassung des „Neuen Frühlings" vor Augen schwebte, ist noch weniger individualisiert; wir hören, daß sie große, ausdrucksvolle, blaue Augen besaß, und der Dichter vergleicht sie mit einer keuschen aristokratischen Lilie. War als ein Hauptzug des „Lyrischen Intermezzos" die aufgebrachte Wut des Dichters, sein flammender Haß über die Untreue der Geliebten zu erkennen, beobachteten wir in den Liedern der „Heimkehr" das Bestreben, einen gewissen Zug spöttisch-ironischer Welterfahrung zur Schau zu tragen, so ist als die Grundstimmung des „Neuen Frühlings" eine reinere, von Ironie nicht getrübte wehmütige Erkenntnis von der Wandelbarkeit alles Lebensglückes hervorzuheben. Er befürchtet wiederholt ein unfrohes Ende seines Glückes: die Vögel in den Büschen spotten des verliebten Thoren (Nr. 19), er weiß, daß die Gefühle, welche ihn und die Geliebte erfüllen, erkalten müssen (Nr. 27), er weiß, daß es gefährlich ist, viel nachzudenken über das Schicksal, das ihm und seiner Schönen bevorsteht (Nr. 28), er singt das ergreifende Lied von der jungen Königin und dem schönen Pagen (Nr. 29), er weiß, daß er morgen schon der Geliebten die welken Rosen zeigen könne (Nr. 30), und der nickende Gruß der Elfenkönigin, der er im Mondschein begegnet, ist als ein Zeichen seiner bald hinsterbenden Liebe zu deuten (Nr. 32); nach dem Abschied gibt er diesem Gedanken der Wandelbarkeit des Glückes in einem besonderen Liede noch einmal Ausdruck (Nr. 40). Die Dissonanzen, die wir insbesondere in den Liedern der „Heimkehr" erkannt hatten, fehlen in dem Cyklus, welchen wir jetzt besprechen, so gut

wie ganz; höchstens ist ein blasphemischer Zug in dem 9. Gedichte und das spöttische Singen der Vögel in dem 19. zu erwähnen. Entzückend ist in dem „Neuen Frühling" die berauschende Luft von Lenz und Liebe geschildert, die ganze Natur blüht, singt und klingt, und märchenhafte Süßigkeit bestrickt die Seele des empfindenden Lesers. Freilich kann man sagen, daß fast allzuviel von Rosen, Nachtigallen und Frühling in diesen Liedern die Rede ist. Die dichterischen Darstellungsmittel, vor allem das Motiv der Naturbeseelung, treten hier überaus stark in den Vordergrund, und es mag wohl sein, daß Heine eben deshalb die Mittel künstlerischer Darstellung so stark hervortreten ließ, weil wenigstens bei einem Teil dieser Lieder seine eigene Seele nicht mehr von unmittelbarem Liebesglück und Liebesschmerz erfüllt war, sondern weil er vielmehr erst aus abgekühlter Seele einen großen Teil dieser Lieder für die Komposition verfaßte (vgl. Bd. I, S. 197). Aber es ist verkehrt, einseitig und ungerecht, wenn man, wie dies neuerdings geschehen ist, behaupten will, daß eben die kunstvolle Handhabung der Darstellungsmittel ausschließlich an diesen Liedern zu rühmen sei, daß aber kein wahrer und tiefer Inhalt in ihnen gefunden werden könne. Der „Neue Frühling" enthält mehrere Gedichte, die nicht nur zu den besten Heines gehören, sondern zu den besten der gesamten deutschen Lyrik, so die Lieder: „Leise zieht durch mein Gemüt" (Nr. 6) und „Es war ein alter König" (Nr. 29). — In diese Zeit, wahrscheinlich in das Jahr 1827, fällt auch noch das unvergleichliche Gedicht „Tragödie" (Bd. I, S. 263), dessen zweiter Teil ein wirkliches Volkslied ist, während der erste und dritte von Heine herrühren. Der Umstand, daß das vor langen Jahren vernommene Volkslied jetzt erst Heines Seele zu dichterischer Erweiterung drängte, läßt darauf schließen, daß seine persönlichen Umstände denen ähnelten, welche jenes Lied schildert. Die Beziehungen zu Therese im Jahre 1827 legen es in der That nahe, in der „Tragödie" ein Selbstbekenntnis des Dichters zu suchen.

Wir haben gesehen, daß in der klassischen und romantischen Litteratur eine ausgesprochene Abwendung von dem Leben und der Wirklichkeit wahrzunehmen war. Es erklärte sich dies durch den Mangel eines großen politischen und sozialen Lebens in Deutschland. Freilich war Goethe nicht ganz unberührt geblieben von den politischen Ereignissen seiner Zeit. Die französische Revolution kam in „Hermann und Dorothea" als Hintergrund der idyllischen Vorgänge in der kleinen Stadt bedeutungsvoll zum Ausdruck; in den „Aufgeregten" und im „Bürger-General" sowie in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten"

behandelte er gleichfalls dieses politische Thema und im „Groß-Cophta“ die Vorgänge der berüchtigten Halsbandgeschichte, die dem Ausbruch der französischen Revolution unmittelbar voranging; desgleichen nahm er in dem „Märchen“ sowie in den „Weissagungen des Bakis“ Stellung zu den neuen Revolutionsideen, und in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ zeigte er sich durchdrungen von den neuen wichtigen weltbewegenden sozialen Fragen. Aber alles dies geschah in einer wenig eindrucksvollen, teilweise sogar ganz unverständlichen Form, so daß die Zeitgenossen von diesen Werken Goethes keine bedeutungsvolle Anregung und Belehrung empfingen. Der erste, der mit der dem wirklichen öffentlichen Leben abgewendeten Dichtung der sogenannten Kunstperiode endgültig brach, war Heinrich Heine. „Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen“, schreibt er im „Salon“ (Bd. IV, S. 72), „weil ihr Prinzip noch im abgelebten alten Regime in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deshalb wie alle andern Überreste der Vergangenheit steht sie im Widerspruche mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst schädlich; im Gegenteil, diese Zeitbewegung müßte hier sogar verteidigt werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüten entfaltete“ (vgl. auch Bd. VII, S. 255). In seinen „Reisebildern“ behandelt nun Heine in eindringlicher und geistvoller Form die Zeitfragen, vor allem die politischen, sozialen und religiösen, und daneben bringt er zahlreiche persönliche Bekenntnisse, novellistische Schilderungen, Situationsbilder und Erzählungen von Land und Leuten. Bei alledem zeigt er sich erfüllt von dem Gedanken der liberalen Opposition, insbesondere von den Gedanken des französischen Liberalismus, der französischen Revolution. Als Rheinländer war er ein lauerer Deutscher als die Bewohner der mehr östlich gelegenen Landesteile, und insbesondere war er ein Gegner des preußischen Staatsdienertums, das freilich damals vor allem nur in der Form des starren Büreaukratismus und des steif-eckigen Militarismus zum Ausdruck kam. Er gehörte zu derjenigen Gruppe der Liberalen, die den alten deutschen Fehler des Kosmopolitismus sich zu schulden kommen ließen, die keine Nationen, sondern nur noch Parteien in Europa kannten. In dem Streben nach geistiger, sozialer, religiöser und politischer Befreiung liegt die Einheit der „Reisebilder“; dabei kommen die mannigfaltigsten Dinge zur Sprache, der Blick des Dichters schweift hinaus nach den verschiedenartigsten Verhältnissen in Deutschland, England, Frankreich und Italien; und indem er so eine überaus weite Ausschau hält über Ideen und Vorgänge des Lebens verschiedener Völker, gibt er uns, um mit Hamlet zu reden, einen

Spiegel und eine abgekürzte Chronik der Zeit. Die Idee der Freiheit hält das bunte Allerlei dieser Reiseschilderungen zusammen. Die Erlebnisse auf den Wanderfahrten, die Eindrücke von Land und Leuten treten oft ganz in den Hintergrund, und Heine ergeht sich an vielen Stellen ausschließlich in langen, ausgedehnten Betrachtungen über das mannigfaltige geistige Leben seiner Zeit. Alle diese Schilderungen gibt er nun in einer Form, die von der tief poetischen, teilweise freilich auch nur poetisierenden Auffassung des Dichters zeugt; er bewährt bei seinen Darstellungen einen satirischen Scharfblick, glänzenden Witz, romantisch geistvolle Erhebung über das Philistertum und bedeutende Kenntnisse; aber vergeblich sucht man eine wohl gegliederte dichterische Architektonik dieser Schilderungen, ja man findet vielmehr nicht selten ein zerfahrenes Durcheinander; die Reflexion, die in den lyrischen Gedichten so kunstvoll vermieden war, tritt hier herrschend in den Vordergrund. Und so ist es die Einheit der Idee, wie fernerhin die glänzende Ausmalung vieler Einzelheiten, welche in den „Reisebildern" so große Wirkung ausübt; der Stil ist von einer packenden Kraft, von einer Anschaulichkeit ohnegleichen; die Naturbeseelung, durch die Heine in seinen lyrischen Gedichten so große Wirkung hervorbrachte, dient ihm auch hier zur poetischen Belebung des Stoffes; insbesondere auch erreicht er großen Eindruck durch die gewählten treffenden Beiwörter, deren er sich bedient.

In der „Harzreise", dem ersten Prosastück der „Reisebilder", dem einzigen des ersten Bandes, tritt die Schilderung der Wanderfahrt, die Beschreibung von Land und Leuten noch ziemlich deutlich hervor. Der Besuch der beiden Gruben, der „Dorothea" und „Karolina", in der Nähe von Klausthal, ist ansprechend und genau beschrieben; und rührend ist das Bild, das der Dichter von der deutschen Treue der schlichten, einfachen Bergbewohner entwirft; das anschauliche Leben, das diese Leute führen, das Freisein von aller Reflexion, beherzigt er ausdrücklich und hat in seinen lyrischen Gedichten sich auch gerade durch diesen Mangel störender moralischer und sonstiger Betrachtungen hervorgethan. Gern lassen wir an unserm Blick vorüberziehen die Schilderung der alten Kaiserstadt Goslar, gern hören wir von der lustigen Begegnung des Dichters mit der anmutigen Schönen, der er Blumen und Kuß raubt, gern erfreuen wir uns an der lieblichen Bergidylle, die der Dichter in dem Hause des schlichten Bergmanns zu Füßen der einfachen, freundlichen Tochter erlebt; gern lassen wir uns erzählen von dem Glück des Hirtenknaben, gern von den Brocken-Sagen, von dem Leben auf dem sagenberühmten Berge, gern lauschen wir den entzückenden Naturschilderungen, den poetischen Worten über die Ilse, die Bode und die Selke. Wir

verstehen es auch, wenn der Dichter ebenso wie seine romantischen Vorgänger mit feinem Spott sich über die Unempfindlichkeit der gewöhnlichen Philisterwelt erhebt, so über den einen prosaischen Reisegefährten (Bd. III, S. 42) oder über den nüchternen Wanderer, der die Blumen einteilt nach dem Linnéschen System, von ihrer Schönheit aber in seinem Herzen keinen Eindruck empfindet. Die ganze liebliche Erzählung klingt aus in eine begeisterte Feier der Geliebten, die in dem fernen Hamburg weilt, und in der leicht die Herzenskönigin zu erkennen ist, welcher Heine damals sein ganzes poetisches Sein und Sinnen widmete, Therese (S. 77 und 78). Aber neben diesen lieblichen Schilderungen von der Reise und persönlichen Empfindungen finden sich überaus ergötzliche satirische Ausfälle gegen die verschiedensten Personen und Erscheinungen jener Zeit. So gleich zu Anfang gegen die gelahrte Universität Göttingen, gegen den Professor, welcher des Nachts von einem Garten träumt, in dem statt der Blumen lauter Citate hervorwachsen; oder von dem Schulknaben, der mit seinem Mitschüler nicht mehr verkehren will, weil er den Genitiv von mensa nicht gekannt hat. Und überaus ergötzlich sind die juristischen Witze, die der von Examenssorgen bedrängte Dichter in seine Schilderung eingefügt hat (S. 18, 21 u. 66); nicht weniger das Erlebnis mit dem vermeintlichen Schneidergesellen, der freilich Heine nur zum besten gehabt hatte (vgl. Bd. III, S. 6 ff); bedeutungsvoller schon sind die Erörterungen über die Unsterblichkeit (S. 38 ff.) und über den prosaischen Vernunftdoktor, den Deutschenfeind Saul Ascher, der mit gelehrtester Weisheit darlegt, daß es keine Gespenster gibt, während er in Wahrheit selbst hier als Gespenst zur Mitternachtsstunde dem Dichter erscheint. Heine will hiermit nicht dem Geisterglauben das Wort reden, sondern sich nur gegen die wenden, welche nicht glauben wollen, daß zwischen Himmel und Erde viel Dinge sind, von denen ihre Schulweisheit nichts träumt. Ebenso treffend wie belustigend sind die Ausfälle gegen die falsche Sentimentalität des jungen Frankfurter Kaufmanns, des Zimmergenossen Heines auf dem Brocken, und gegen das verstiegene Pathos der beiden gefühlvollen Jünglinge, die in ihrer Betrunkenheit von Ossian schwärmen und in Ossianischem Schwunge sich ergehen, um schließlich traurig ernüchtert zu werden (S. 56 u. 63 ff.). Daneben zeigen sich denn auch etwas gar zu studentenmäßige Witzeleien, so von dem Deutschen, der in China öffentlich gezeigt wird, und von dem die dortigen Mandarinen ausführlich auseinandersetzen, daß seine Hauptkunststücke im Philosophieren, Tabakrauchen und in der Geduld bestehen. Tiefer geht die Satire auf das Berliner Theater und das Ballett insbesondere, und noch treffender ist das, was Heine über den Greifswalder Burschenschafter

sagt, der zur Gattung jener rückwärts gewendeten Liberalen gehörte, die im Mittelalter allein das Ideal der Staatsverfassung für Deutschland finden; er meint, unser Vaterland müßte in 33 Gaue eingeteilt werden. Auch die Witzelei über die Hegelsche Philosophie (S. 62) ist nicht mißglückt, und Ähnliches ließe sich noch weiter hervorheben. Der Stil der „Harzreise" ist namentlich durch die weitgehende Belebung unbeseelter Dinge der Natur und abstrakter Eigenschaften und Vorgänge gehoben worden; und dies that Heine, wie wir schon öfter bemerkten, mit bewußter, kunstvoller Absicht. Wir wollen ein Beispiel hervorheben, das uns deutlich macht, wie weit er in der Handhabung dieses Darstellungsmittels ging; wir müssen sagen, hie und da erhält sein Stil hierdurch den Charakter des Gezierten; da heißt es z. B. (S. 51): „Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig" u. s. w. — Durch die liebliche Frische der Naturschilderung, durch die kecke Satire, durch das bezaubernde Pathos wird die „Harzreise" immer und immer wieder mit Freude von poetisch empfänglichen Gemütern gelesen werden.

Der zweite Band der „Reisebilder" enthält zwei prosaische Aufsätze: die dritte Abteilung der „Nordsee" und das Buch „Le Grand". — In der Nordseeschilderung, die neben weit ausgesponnenen Reflexionen doch auch noch genauere Beschreibungen von Land und Leuten darbietet, begegnet uns zu Anfang eine bedeutende Gegenüberstellung des geistigen Lebens der einfachen Insulaner und der Kulturmenschen. Bei jenen, sagt Heine, ist das Gesamtbewußtsein durchaus hervortretend, sie stehen sich geistig alle gleich, eigentümliche Züge sind nur wenig in ihnen entwickelt. Diese dagegen, die Kulturmenschen, zeigen eine reiche Mannigfaltigkeit individueller Abweichungen, sie haben weniger in sich ausgeprägt das Gesamtbewußtsein des Stammes und Volkes. Während aber Heine hier auf Gedanken kam, die ihm zur Berichtigung mancher zu weit gehender liberalistischer Anschauungen hätten dienen können, die ihm zeigen konnten, welch eine bedeutungsvolle Rolle im Leben der Völker eben jenes Volks-, Stammes-, Nationalgefühl einnimmt, bleibt er vielmehr ganz und gar auf dem Standpunkt des liberalen Individualismus stehen. Er war eben durchaus ein Sohn seines Zeitalters; die Bedeutung des sozialen Gesamtgefühls ist erst in unseren Tagen zur

größeren Klarheit durchgedrungen. Freilich sah Heine recht wohl, daß eine ähnliche Gleichmäßigkeit des Gesamtwillens und Gesamtbewußtseins schon ganze Völker beherrscht hatte, insbesondere unter dem Einfluß der katholischen Kirche; aber eben dieser letztere Einfluß schien ihm so verderblich, daß er vielmehr eine gewisse Vereinsamung des liberalen Individualisten glaubte vorziehen zu müssen. Er schildert dann den Eindruck des Lebens der Badegäste auf die Insulaner, bringt anziehende Erzählungen von ihrem Hexen- und Geisterglauben, von dem Klabautermann, dem fliegenden Holländer, dem Fischerknaben, der den Nixenwalzer erlauscht hat, berichtet dann von den Reizen der Fahrt auf bewegter See, von dem Spaziergang am einsamen Strande, gedenkt dessen, was auf dieser Nordseeinsel einst an altheidnischen Göttervorstellungen im Schwange war, und erfreut sich an dem ausgesprochenen Freiheitssinn der Bewohner der Insel. Neben diesen Schilderungen treten dann bedeutende Betrachtungen auf, insbesondere zunächst solche, die durch den Anblick der See erregt waren; die Natur zähmt und erhebt den Dichter mehr als alles andere, er gedenkt der Seelenwanderung, er sieht, wenn er des Nachts dem Wellengesange lauscht, die Dinge und Erscheinungen dieser Welt wie aus der Vogelperspektive und in großem Zusammenhange; und er meint, einem höheren Geiste müsse unser Streben so klein und nichtig erscheinen wie uns das Treiben der Spinne, die er einst über die Folianten der Göttinger Bibliothek einherschleichen sah, ohne daß sie von dem Inhalt des Buches auch nur das mindeste erfuhr. Vor allem aber sind hier die geistvollen Betrachtungen über Goethe bemerkenswert; erst das dritte, das damalige Geschlecht, vermochte die Bedeutung des weltbewegenden Dichters zu verstehen, seine tiefe Wahrheit, seine Natürlichkeit, seine Geistesfreiheit und Güte; wie viel, meinte er, werde erst die Zukunft noch aus den Werken dieses Geistes erkennen lernen, was seiner Zeit noch verborgen blieb. Dann ergeht er sich in Betrachtungen über den hannöverschen Adel, dessen Schwächen er deutlich durchschaute, dessen Dummheit, Stolz und schlechte Erziehung er scharf brandmarkte, ohne aber rühmliche Ausnahmen zu übersehen. Am bemerkenswertesten indessen in dem ganzen Buche sind die begeisterten Worte über Napoleon. Die Schilderung, die Heine hier gibt, ist namentlich auch deshalb beachtenswert, weil sie uns zeigt, durch welche Bücher der Dichter zu seiner uns jetzt unverständlichen Verehrung des Welteroberers gekommen war: es waren die Werke des Maitland, des Las Cases, O'Meara, Antommarchi, die alle ein ganz verkehrtes, viel zu geschmeicheltes Bild von Napoleon entwarfen. Heine feiert in ihm den intuitiven Geist, von dem Kant in seiner Kritik der Urteilskraft ein theo-

retisches Bild entworfen hatte. Während Heine das erwartete ungünstige Urteil des Walter Scott durch eine Vorkritik zurückweist, ergeht er sich in schwärmerischer Begeisterung für Napoleon, die unsere besser unterrichtete Zeit entschieden zurückweisen muß, die wir aber bei dem jüdischen Rheinländer jener Tage, bei dem Leser der eben erwähnten Bücher verstehen und verzeihen lernen. Besonders gelungen ist dem Dichter noch die Charakteristik des Werkes von Ségur über den russischen Feldzug; die hinreißende Kraft dieser Schilderung veranlaßt den Dichter zu einem geistvollen Vergleich mit der „Ilias", wobei er freilich unter den Helden der alten Griechen keinen zu finden vermag, der dem neuen Cäsar, dem Abgott seiner Soldaten, Napoleon, verglichen werden könnte; ja, er meint, in seinem Haupte sei der ganze Olymp der griechischen Götterlehre wiederzufinden! Gegenüber solchen Ausschweifungen der sentimental erregten Phantasie begegnen wir dann wieder treffenden Worten über die Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes, die selbst von den besten Thaten nur einen dummen Erfolg erwarten lasse. Mit Immermanns Xenien, die später so viel Staub aufwirbelten, schließt der Dichter sein gedankenvolles Büchlein. Auch hier ziehen sich schwärmerische Ergüsse an die Geliebte Therese, der er den Namen Evelina gibt, durch die Betrachtungen hindurch.

Merkwürdiger als diese dritte Abteilung der „Nordsee" ist das Buch „Le Grand", das bisher als ein verwirrendes Rätsel erschien. Schon die Widmung konnte nicht erklärt werden. Während die zahlreichen anderen Widmungen Heines unmittelbar verständlich sind, wußte man mit der Widmung des Buches „Le Grand" schlechterdings nichts anzufangen; sie lautet: „Evelina, empfange diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers." Man hatte früher gefabelt von einer Kousine des Dichters, Evelina von Geldern, die aber niemals gelebt hat; uns ist es jetzt im hohen Grade wahrscheinlich, daß unter dieser Evelina niemand anders als Therese Heine zu verstehen ist — Das Werk ist ein Tohuwabohu von bunten Einfällen, aber es lassen sich doch auch feste Punkte aus der Menge der wirren Associationen herausgreifen. Zunächst ist es leicht ersichtlich, daß einen Hauptgegenstand des Werkes die poetisch verschleierte Darstellung von dem Lebensgange des Dichters abgibt: die Heimat, die kleinen Freunde und Freundinnen, das Leben in der Schule, vor allem die politischen Veränderungen, die Franzosenzeit, der Tambour Le Grand und Napoleon, treten hier am deutlichsten hervor. Ferner ist die Schrift eine Sammlung von staunenerregendem Wissen, von Anspielungen auf zahlreiche Dinge, deren Kenntnis keineswegs weitverbreitet war und ist, und die doch Heine, der sich scherzhaft wiederholt einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit nannte, so

viel uns bekannt aus keiner der damals bekannten Encyklopädien hätte abschreiben können. Man erinnert sich dabei der Worte Salomon Heines, des ziemlich wenig gebildeten reichen Emporkömmlings, über seinen Neffen: „Hätte der dumme Junge was gelernt, so brauchte er nicht zu schreiben Bücher". Man hielt ihn in Hamburg für geistig bankrott, für unwissend, zerfahren; er wollte jetzt die Unrichtigkeit dieser Annahme beweisen, indem er seiner Gelehrsamkeit die Zügel schießen ließ. Ferner hörte er in der Familie des Oheims fort und fort die Klagen über sein schlechtes Haushalten und über seine Unfähigkeit zum Erwerb; er wollte nun scherzend einmal darstellen, wie er aus den Narren, die ihm begegneten, Kapital zu schlagen vermöchte. Diese drei Züge: Lebensschilderung, Beweis seiner Gelehrsamkeit und Hindeutung auf seine Erwerbsfähigkeit, treten als besonders beachtenswerte Merkmale in dem „Buch Le Grand" hervor. Anfang und Ende der Schrift klagen von unglücklicher Liebe: das Motto „Sie war liebenswürdig, und er liebte sie, er aber war nicht liebenswürdig, und sie liebte ihn nicht" deutet auf Zweck und Ziel dieser persönlichen Huldigungsschrift hin. Der Anfang, der von Selbstmordgedanken über unglückliche Liebe berichtet, bezieht sich auf Amalie; die rettende Schöne, die dem verzweifelnden Dichter begegnet, ist Therese Heine. Die Lokalität der Schrift ist wiederum das Landhaus Salomon Heines mit seiner Terrasse, seinem Fluß, seinen Rosenbäumen, wie er es noch später in den Gedichten „Böses Geträume" und „Affrontenburg" schildert. Hiernach nehmen wir an, daß Heine durch die Schilderung seines Liebesunglückes rühren, durch die Schilderung seines Lebens geistvoll anziehen, durch die Darlegung seiner Kenntnisse und den Hinweis auf seine Erwerbsfähigkeit Vorurteilen begegnen, durch den Humor und ausgelassenen Witz des Ganzen die Herzen vollends gefangen nehmen wollte. Die Schrift ist im besonderen Hinblick auf die Hamburger Verwandten verfaßt und als eine Huldigung für die noch immer vergeblich umworbene Therese Heine zu betrachten. Evelina, der schon in der „Nordsee" Erwähnten, hat er sie als ein Zeichen seiner Freundschaft und Liebe zugeeignet. Noch ist eine Frage, wer die Madam ist, die in der Schrift erwähnt wird; wir möchten vermuten, ohne hier genauer darauf eingehen zu können, daß die Mutter von Amalie und Therese Heine damit gemeint ist. Das verwirrende Durcheinander der Schrift, das bald anzieht, bald wieder abstößt, dürfte nunmehr besser und leichter zu durchschauen sein, wenn man die festen Punkte, um die sich das bunte Gewirre der Gedanken herumzieht, scharf im Auge behält. Man wird gestehen müssen, daß die humoristisch sprudelnde Schilderung mit zu dem Eigentümlichsten gehört, was wir von

Heine besitzen, und man wird um so eher zur Schätzung der Schrift geneigt sein, je mehr man erkennt, daß diese scheinbare Gedankenflucht der Darstellung durch feste Grundzüge geregelt ist.

In der „Reise von München nach Genua", welche den ersten Abschnitt des dritten Bandes der „Reisebilder" ausmacht, tritt die eigentliche Schilderung von Land und Leuten wieder mehr in den Vordergrund. Der Vergleich von München und Berlin in den ersten Kapiteln der Schrift zeugt aufs neue von der scharf durchdringenden Beobachtungsgabe Heines. Die Schilderung von München, des neuen Bier-Athen, erinnert in manchen Zügen an die zu Anfang der „Harzreise" gegebene von Göttingen; man wird nicht ohne herzliches Lachen diese sarkastischen Ausfälle des geistvollen Satirikers an sich vorüberziehen lassen. Dann folgen wieder überaus poetische Reisebeschreibungen, namentlich von Tirol, wo sich der Dichter der Freiheitskämpfe, der wackeren Landsleute und ihres Sängers Immermann mit Begeisterung erinnert. In Oberitalien hält er sich namentlich bei einer Schilderung des Amphitheaters von Verona auf, er ergeht sich in langen geschichtlichen Betrachtungen über das Leben, das einst an dieser Stätte geherrscht hatte, und zeigt sich durch diesen Zug wie durch zahlreiche andere als einen von Goethe durchaus abweichenden Betrachter. Auf dem Schlachtfeld von Marengo vertieft er sich in lange politische Erörterungen, die aber jetzt gemäßigter erscheinen als in dem zweiten Bande der „Reisebilder"; er schreibt: „Ich bitte dich, lieber Leser, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes. Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum 18. Brumaire — da verriet er die Freiheit. Und er that es nicht aus Notwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie." Dann gibt er Erörterungen über die Kunstsammlungen in Genua, doch bleibt sein Interesse hier mehr im Hintergrunde, und auch dadurch wiederum zeigt er, wie sehr er abweicht von seinem großen Vorgänger Goethe, der vielmehr als ein Anhänger der klassischen Zeit ganz und gar mit reiner Seele hinabtaucht in tiefsinnige Betrachtungen über die befreiende Herrlichkeit künstlerischer Gebilde. Durch die ganze Reiseschilderung zieht sich hindurch als poetische Arabeske die Erinnerung an die tote Maria, über die wir in-

dessen bisher nicht recht aufgeklärt sind; doch möchten wir annehmen, daß auch hier nicht nur die poetische Erfindung zu Worte gekommen sei. Ausgezeichnet sind die einzelnen plastisch greifbaren Schilderungen; kleine Kabinettstücke, unnachahmlich bezaubernd und eindrucksvoll, wie sie nur Heine gelangen. Der Stil ist farbenreich, grell, reich an Kontrasten und für den besonderen Gegenstand durch seine poetische Gehobenheit und Beseeltheit sehr geeignet. Italien, das Land der geschichtlichen Erinnerungen und Kunstschätze, das Land der herrlichsten Natur, mit seinem originellen Volksleben und seinem politischen Druck durch die traurige österreichische Herrschaft, bot zu solcher poetisch gehobenen, beseelten und kontrastreichen Darstellung einen besonders günstigen Gegenstand.

Die „Bäder von Lucca", das zweite Stück dieses Bandes der „Reisebilder", sind nicht wie das erste eine eigentliche Reiseschilderung. Hier erfahren wir fast nichts über Land und Leute; die Wanderfahrt und Betrachtung über Geschichte, Volksleben, Kunstschätze und politische Verhältnisse treten zurück gegenüber einer novellenartigen Erzählung. Die Frauenfiguren, die uns Heine plastisch geschildert hier vorführt, sind ohne tieferen Gehalt, ohne eigentümliche typische Züge, und fast zu aufdringlich treten sie in den Vordergrund. Die zweideutigen Situationen und Gespräche, in denen wir sie belauschen, sind auch nicht derart, daß man ihnen ein großes Interesse abgewinnen könnte. Ausgezeichnet aber sind die beiden Juden Lazarus Gumpel und Hirsch Hyacinth gezeichnet; beide Charaktere sind von typischer Bedeutung, haben aber gleichzeitig das volle Leben von Porträts. Und in der That sind sie auch lebenden Personen nachgebildet, dem Hamburger Bankier Gumpel und dem Lotterieboten Isaak Rocamora. Der ziemlich ungebildete jüdische Emporkömmling, der, reich und alle Moden nachäffend, hier als italienischer Marchese sich aufspielt, ist ausgestattet mit allen typischen Schwächen des mäßig begabten jüdischen Millionärs. Seine faselige Kunstbegeisterung, sein überaus komisches Mißgeschick in der Liebe zu der Lady Maxfield sind von überwältigender Komik. Und der brave, praktisch berechnende, nüchterne, durch seine Offenherzigkeit ergötzliche Hirsch Hyacinth gehört auch, wie Heine es selbst nennt, zu den wahrhaft ausgeborenen Gestalten, die er jemals in Lebensgröße geschaffen hatte. Hirsch Hyacinths Betrachtungen über die praktische Nützlichkeit der verschiedenen Religionen sind zwar wegen des leichtfertigen Tones, in welchem sie vorgebracht sind, etwas anstößig, aber doch von außerordentlicher Wahrheit. Wer wird nicht merkwürdig bewegt bei den Worten: „Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion, die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind. Man hat nichts als Schimpf und Schande davon. Ich sage Ihnen, es

ist gar keine Religion, sondern ein Unglück." Und, wer hätte nicht in Erinnerung behalten die ergötzliche Schilderung über die Ehrlichkeit des braven Hirsch Hyacinth, die er in der Geschichte von dem Lotterielos an den Tag legte? Gewiß freut man sich über diese rechtschaffene Gesinnung und muß doch wieder kopfschüttelnd lachen über die sentimentalen Worte, mit denen er über diese doch selbstverständliche Rechtschaffenheit groß Aufhebens macht. Heine hatte offenbar die Absicht, mit diesen Schilderungen über den typischen ungebildeten reichen und den typischen ungebildeten armen Juden zu zeigen, daß er mit dieser Klasse von Menschen schlechterdings nichts zu thun habe. Dabei zeichnete er diese Gestalten aber nicht mit satirischer Bitterkeit, sondern mit der frohen Laune des echten Humoristen. — An diesen Roman schließt dann Heine seine zwar äußerst witzige, aber auch äußerst gemeine Polemik gegen den Grafen Platen an. Wir haben darüber Band III, S. 200—206 genauer gehandelt und brauchen hier nicht noch einmal darauf zurückzukommen. So viel mag wiederholt werden, daß Platen, durch einen verhältnismäßig harmlosen Angriff von Heines Freunde Immermann gereizt, sich zu schlechthin niedrigen Ausfällen gegen Heine verleiten ließ. Wer wie Platen über das Judentum Heines öffentlich in unedelster Weise witzelte, der verdiente nur, für solche Frechheit gezüchtigt zu werden. Aber daß Heine dies in einer so unwürdigen Weise that, wie hier in den „Bädern von Lucca", ist darum dennoch nicht zu verzeihen. Und überaus groß war auch der Schade, den er sich hierdurch zuzog! Die Polemik, die Platen sowohl als Heine geführt haben, gehört geradezu zu dem Anstößigsten, was wir in deutscher Litteratur aufzuweisen haben.

In der „Stadt Lucca", welche Schrift das erste Stück des vierten Bandes der „Reisebilder" ausmacht, tritt sowohl Roman wie Reiseschilderung ganz in den Hintergrund; statt dessen bietet uns Heine ausführliche und mannigfaltige Betrachtungen über das Christentum und die verschiedenen Gestaltungen der christlichen Kirche. Hier ist die Reflexion maßgebend in den Vordergrund getreten. Im Gegensatz zu der frohsinnigen griechischen Götterlehre schildert uns Heine die christliche Religion des Leidens. „Nun gab's eine traurige Zeit", schreibt er, „und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazarett, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion." Besonders die katholische Kirche, die ja, wie wir oben gesehen haben, in diesem Zeitraum der größten Reaktion huldigte, ist grell in all ihren Schwächen, in ihrem

kulturfeindlichen Streben geschildert worden. Aber Heine weist auch auf die Ähnlichkeit der verschiedenen christlichen Religionen hin und betont, daß in den Gesichtern der katholischen und protestantischen Priester gemeinsame Züge unverkennbar seien. Als Ausgangspunkt der verschiedenen verderblichen religiösen Einflüsse stellt er die jüdische Religion dar (S. 416). Besonders aber tadelt er die Staatsreligionen, durch die nach seiner Meinung eine friedliche gedeihliche Entwickelung in Deutschland unmöglich gemacht worden sei. Gewiß betont er mit Recht, daß eben die religiöse Zersplitterung auch die politische Einigung Deutschlands so sehr erschwert hat, und irrig ist nur, daß er glaubt, die Vormundschaft des Staats über die Kirche habe eben jene politischen Übel erzeugt oder doch gesteigert; auch in denjenigen Ländern, wo der Staat sich von der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten fernhält, entwickeln sich schroffe religiöse Parteien, die eine politische Vereinigung zurückhalten oder unmöglich machen. Aber richtig ist es, wenn er sagt: „Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im stande, uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.“ Neben den Ausfällen gegen die Entartungen des kirchlichen Lebens stehen solche gegen den Adel. Aber doch auch milde Stellen begegnen uns in dieser religiösen Parteischrift, so z. B. wenn Heine beim Anblick eines armen, ehrlichen Mönchs, der offenbar von aufrichtiger Religiosität und christlicher Liebe erfüllt ist, sagt „gegen den Mann will ich nicht schreiben“, und wenn er ebendieselbe Äußerung thut beim Anblick eines anderen blassen, bekümmerten Priesters, der, in einer Prozession einherziehend, vor Schwachheit fast darniedersinkt. Besonders ergreifend ist die Schilderung des Totenfestes in Lucca unserm Dichter gelungen; sie ist von großen Reflexionen getragen und durch außerordentliche Anschaulichkeit ausgezeichnet; sie klingt aus in einen tiefschmerzlichen Seufzer über das mannigfaltige Leid dieser Welt. „Ich fürchte“, sagt der Dichter, „ich bin selbst angesteckt von dieser Krankheit, und eine Folge derselben ist jene Weichheit, die mich wunderbar beschleicht, wenn ich so ein sieches Mönchsgesicht betrachte und darauf die Symptome jener Leiden sehe, die sich unter der groben Kutte verstecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden, die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eignen Sünde geschlagen worden, alles dieses und noch viel mehr, was ebenso leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack seinen Platz zu finden weiß. O, es ist keine Übertreibung, wenn der Poet in seinem Schmerze ausruft: ‚Das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett‘.“ In allen diesen Schilderungen ist

eine tiefe Wahrheit nicht zu verkennen, und bei der ausgesprochenen Freigeistigkeit der Erörterungen ist doch eine warme Empfindung für den Wert und das Wesen der Religion nicht verloren gegangen. Aber freilich nur der vom Dogma Unabhängige weiß solche Darlegungen zu würdigen; wer in dem strengen Kirchenglauben lebt, wird dagegen durch viele Stellen dieses Buches in seinem innersten Gefühl verletzt werden. Aber man möge nicht übersehen, daß Heine sich wesentlich gegen die mannigfaltigen Übelstände wendet, welche in der äußeren Erscheinung der christlichen Kirche sich herausgebildet hatten. — Indessen nicht nur den Anhängern der verschiedenen Kirchen gibt er Bitteres zu hören, sondern auch den Philosophen; in dem Gespräch mit der Eidechse in den ersten zwei Kapiteln des Buches kommen die Gedanken zum Ausdruck, daß die Menschen eigentliche Denkkraft überhaupt nicht besäßen, sondern daß ihnen nur gelegentlich einige gute Einfälle kämen, deren Verbindung sie nachher mit dem Namen des Denkens belegten; die Wahrheit aber, sagt die Eidechse, sei nur zu finden in den Hieroglyphen, die auf ihrem Schwanze abgebildet seien, d. h. in jeglicher Erscheinung der Natur; nicht die philosophischen Spekulationen, sondern das Versenken in die Naturbetrachtung und Beobachtung könne der Menschheit zum Heile gereichen.

Das letzte Stück des vierten Bandes der „Reisebilder" bilden die „Englischen Fragmente". Hier treten die Betrachtungen über Land und Leute wieder in ihre Rechte ein, hier haben wir es wiederum mit eigentlichen Reisebildern zu thun. So ist zunächst in dem zweiten Abschnitte des Buches eine treffliche Schilderung des gewaltigen, brausenden, sinnverwirrenden Lebens von London gegeben, im dritten Abschnitte eine solche über die Eigentümlichkeiten der Engländer, im fünften, „Old Bailey" betitelt, eine solche von der grausamen Rechtsprechung, die zu jener Zeit jenseit des Kanals noch herrschte. Bei allen diesen Beschreibungen tritt eine überaus scharfe und behende Beobachtungsgabe hervor. Aber auch das eigentliche politische Leben wird hier ausführlich behandelt, so das dunkle Kapitel von der unermeßlichen Schuld des englischen Staates, über welche Heine die grellen Erörterungen eines schroffen Oppositionsmannes ausführlich wiedergibt. Er erörtert fernerhin die Bedeutung der Oppositionsparteien der Whigs und Tories, ergeht sich in begeisterten Schilderungen des liberalen Helden Canning, bespricht die Frage der Emanzipation der irischen Katholiken und läßt alle seine Betrachtungen ausklingen in eine begeisterte Feier der Ideen der französischen Revolution. Bemerkenswert ist noch die Art, wie Heine das Freiheitsstreben der verschiedenen Völker: der Engländer, der Franzosen und der Deutschen, unterscheidet. Der Franzose, sagt er, legt vor allem Wert auf bürgerliche

Gleichheit, denn die Franzosen sind das Volk des geselligen Lebens, und nichts empfinden sie schmerzlicher als Ungleichheit der bürgerlichen Stellung. Der Engländer dagegen strebt vor allem nach persönlicher Unabhängigkeit, und alles, was diese persönliche Freiheit schützen kann, fordert und hütet er mit eifersüchtiger Sorgfalt. Die Deutschen dagegen, das Volk der Ideologen, der Träumer, Dichter und Denker, lieben die Freiheit wie ihre alte Großmutter. Man erschrickt zunächst bei diesem grellen und wie es scheint höchst ungerechten Ausdruck; aber wenn man sich der Bestrebungen der deutschtümelnden romantischen Burschenschaftskreise erinnert, die in der Wiederherstellung mittelalterlicher Herrlichkeit alles Glück erkannten, so wird man zugeben müssen, daß Heine mit dem schroffen Ausdruck ein wirklich falsches und schädliches Freiheitsstreben treffend gebrandmarkt hat. Auch in diesem Buche begegnet uns die maßloseste Verherrlichung Napoleons. Anknüpfend an Walter Scotts Buch über den Kaiser, das, soeben erschienen, in entschieden feindlichem Tone gehalten war, gibt der Dichter weit schroffer als in den gemäßigten Worten des dritten Bandes der „Reisebilder" hier seiner Verehrung für den Imperator ungezügelten Ausdruck. Er vergleicht ihn mit Wellington, dessen Bild er grau in grau entwirft, und hebt ihn auf diese Weise noch mehr als sonst in den Himmel. Wir stehen diesen Darstellungen kopfschüttelnd gegenüber und sehen hier den geistvollen Mann befangen in den Vorurteilen der liberalen Legende. Das Buch bringt zahlreiche überaus treffende Bemerkungen über die englischen Zustände, so z. B. über die Prinzipienlosigkeit in politischen Handlungen, die wir heutigestags, wo wir uns von doktrinärer Staatsleitung mehr und mehr abwenden, keineswegs tadeln möchten; ebendiese praktische Erwägung von Fall zu Fall hat England zu seiner politischen Größe und Reife emporgeführt. Und ebenso sind zahlreiche Einzelheiten, auf die wir nicht eingehen können, treffend und wohlgelungen; auch fehlen hier noch jene übertriebenen Vorurteile gegen die Engländer, die in späteren Werken bei Heine zum Ausdruck kommen. Das Buch schließt mit einem poetischen Vergleich des Kunz von der Rosen, des Hofnarren von Kaiser Max, mit unserem Dichter. Wie jener seinem kaiserlichen Herrn auch im Unglück treu blieb, sich in seinen Kerker einschlich, um ihn aufzuheitern, so unser Dichter seinem Kaiser, dem deutschen Volke. In seiner tiefen Not tröstet er das leidende Volk, schleicht sich in seinen Kerker hinein, freilich statt der Narrenkappe die phrygische Mütze auf dem Haupte tragend, und in all der Bedrängnis und mannigfaltigen Not, die das kaiserliche Volk niederdrücken, sucht er es zu erheitern durch die Scherze des gefühlvollen Narren. Aber wie er immer in Kontrasten denkt, so auch hier: wenn das Volk

einmal befreit worden, wenn die kaiserliche Herrlichkeit wieder erstanden sei, so bitte er um eins als Lohn für seine Treue: der liebe Herr, das Volk, der Kaiser, möge ihn nicht umbringen lassen.

Heine tritt uns in den „Reisebildern" als politischer Parteischriftsteller entgegen. Abgewendet von der zeitlosen Dichtung der klassischen und romantischen Periode, ergreift er das unmittelbare Zeitleben, um es in mannigfaltigen Schilderungen mit Satire und Pathos auszulegen und zu deuten; die Einheitlichkeit und Architektonik der klassischen Werke erreicht er nicht, seine Arbeiten zerfallen in Teile und Teilchen, die einzeln und selbständig wirken sollen; vereinigt nur sind sie durch den alle diese Darstellungen beherrschenden Geist der Freiheit. Sind diese Aufsätze an künstlerischer Vollendung im ganzen ein Rückschritt gewesen, fehlt die Rundung wohlüberlegter Kompositionen, so waren sie anderseits durch die Neuheit des Stoffes, durch die Schärfe der Beobachtung, durch die glänzende, ja manchmal hinreißende Schilderung von Einzelheiten, durch den Witz und durch großartigen Stil etwas Neues, das den Besten der Zeit genugthat und noch heute zu einem großen Teile anziehend, belehrend und bedeutungsvoll erscheint. Aber wenn man den „Reisebildern" gerecht werden will, muß man sie immer im Zusammenhange der Zeitverhältnisse würdigen und betrachten.

Noch ein Werk müssen wir in die Erörterung dieses Zeitabschnittes hineinziehen, es ist der „Rabbi von Bacherach". Die eigentlichen Vorzüge, durch welche Heine in den „Reisebildern" wirkte, seine kecke, satirische Auffassung des wirklichen Lebens, findet sich hier nicht. Er erscheint gemäßigt und gedämpft, ohne die übermütige satirische Keckheit seiner anderen, zeitgeschichtlichen, Werke. Er hatte freilich auch hier einen Stoff gewählt, der noch immer „aktuelle" Bedeutung hatte, indem er die Unterdrückung der Juden zum Gegenstande seines Romans machte; aber die Vorgänge, die er schildert, spielen in einer fernen Zeit, und Heines Schilderungen fußen auf den sorgfältigen geschichtlichen Studien, die er für diesen Roman angestellt hatte. Nur im einzelnen belebte er das Bild der Vergangenheit durch Beobachtungen des gegenwärtigen Lebens der Juden. Die Judengasse in Frankfurt a. M. hatte er noch in der Gestalt gesehen, in der sie hier im Roman vorgeführt wird, und viele einzelne Personen, die er schildert, sind, ähnlich wie Gumpelino und Hirsch Hyacinth, Porträts, die er nach dem Leben entworfen hatte. Weil Heine aber so ausgedehnte geschichtliche Studien anstellte, weil er einen geschichtlichen Roman zu liefern bestrebt war, so hemmte er eben hierdurch die Subjektivität seines Genius, welche doch gerade als das Neue, Anziehende und in gewissem Sinne Bahnbrechende in seinen Schriften erscheint. Er

erreichte freilich eine künstlerisch reinere und abgerundetere Darstellung, aber eben jene Dämpfung läßt auch seine Vorzüge nicht mehr zu voller Geltung gelangen; statt der wilden, ungezügelten Genialiät finden wir hier manchmal eine etwas holperige, ängstliche Sorgfalt, und nur in dem dritten Kapitel, das vermutlich erst im Jahre 1840 hinzugefügt worden ist, läßt er seiner Laune und den Eigentümlichkeiten seiner Begabung wieder mehr die Zügel schießen. Indessen auch in den ersten Kapiteln sind manche Schilderungen von großer Anschaulichkeit und packender Kraft, so vor allem die Beschreibung des verworrenen, anziehenden, eigentümlichen Treibens auf der Frankfurter Messe. Das Werk zeigt nicht jene übermütigen Ausschweifungen, die uns sonst gelegentlich bei Heine begegnen, aber es ist auch nicht durch so große Vorzüge origineller und scharfer, satirischer und humoristischer Auffassungen ausgezeichnet. Immerhin müssen wir bedauern, daß uns nur ein Bruchstück des ursprünglich Geschriebenen erhalten geblieben ist; bei einer Feuersbrunst im Hause der Mutter gingen Fortsetzung und Schluß des Werkes in Flammen auf.

III. In Paris (1831—56).

Im Mai 1831 traf Heine in der französischen Hauptstadt ein. Sein Hauptgedanke war, von dort aus seine politischen Kämpfe mit größerer Sicherheit führen zu können. Das liebenswürdige weltstädtische Wesen der Franzosen gefiel ihm außerordentlich; ebenso war er von den Merkwürdigkeiten der Stadt in hohem Grade befriedigt. Er suchte sich mit allem schnell bekannt und vertraut zu machen, mit dem Straßenleben, mit den Museen, mit den Herrlichkeiten der Bibliothèque Nationale, mit denen des Jardin des plantes, mit den feineren und niederen Vergnügungslokalen, der Grand' Chaumière 2c. „Frankreich", schreibt er, „sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig wie nach jenen Blütetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen zivilisierten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten." Noch schwelgte er in Erinnerungen an die Großthaten der letzten Revolution: „Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen,

um Bürger zu werden von Paris!" Sehr bald gelang es ihm, Beziehungen zu einflußreichen Männern der Hauptstadt anzuknüpfen; vor allem hatte er an den Baron von Rothschild Empfehlungen mitgebracht, in dessen Hause er die ersten Vertreter der Diplomatie antraf. Mit Rothschild lebte er lange Zeit im besten Einvernehmen; er spendete ihm reichliches Lob in seinen Artikeln über das Pariser Leben, bis in der Mitte der vierziger Jahre eine Spannung eintrat, die aber doch bald wieder beseitigt wurde und äußerlich freundlichen Beziehungen Platz machte. Er lernte ferner den einflußreichen Musikverleger Schlesinger kennen, die Komponisten Hiller, Rossini, Berlioz, Liszt und Chopin und traf später auch mit Meyerbeer und Mendelssohn zusammen; er verkehrte außerdem mit Michael Beer, dem Grafen Breza, Donndorf und anderen. Einen Hauptsammelplatz für die deutsche Kolonie bildete die Buchhandlung von Heideloff und Campe, wo er Alexander von Humboldt, Koreff und anderen begegnete. Er war bald in die erste Pariser Gesellschaft eingeführt, und es gelang ihm, dort vielseitige Beachtung und Würdigung zu finden.

Im Oktober des Jahres 1831, bald nach seiner Rückkehr aus Boulogne sur Mer sah er den alten Kampfesgenossen Ludwig Börne wieder. Anfangs waren ihre Beziehungen leidlich gut, aber bald verursachte ihre politische Nebenbuhlerschaft sowie die große Verschiedenheit ihres Charakters eine Entfremdung der beiden. Börne lag gleichsam auf der Lauer, um den Schwächen Heines mit gieriger Hast aufzupassen und um über sie an seine Freundin, die Frau Wohl in Frankfurt a. M., mißgünstige und gehässige Berichte zu geben (vergl. Bd. VII, S. 3 ff.). Schon im Mai 1832 standen beide sehr schlecht; Börne hielt Heine für einen Abtrünnigen der liberalen Sache, Heine seinerseits hielt jenen für einen überspannten Radikalen, für einen Verrückten. Mit Recht weigerte er sich, an den Umtrieben der sogenannten deutschen Association teilzunehmen, und ebendieser Umstand zog ihm Börnes bitteren Haß zu. Der Bruch wurde vollständig, als Börne nach dem Erscheinen von Heines „Französischen Zuständen" an diesen in seinen „Pariser Briefen" eine sehr scharfe Kritik übte, als er ferner die „Europe littéraire", eine große Zeitschrift, für welche auch Heine Mitarbeiter war, öffentlich lächerlich zu machen suchte, und als er vollends im „Réformateur" Heines Buch „De l'Allemagne" in gehässiger Gesinnung herabsetzte. Heine antwortete zunächst auf diese Angriffe nicht, sein Groll aber wuchs im stillen weiter, bis er nach Börnes Tode, durch die übertriebenen Lobpreisungen des verstorbenen Volkstribuns geweckt, zu heftigem Ausbruch kam.

Das Jahr 1832 brachte einen schlimmen Gast nach Paris, die Cholera. Während die meisten Hals über Kopf vor der Krankheit das Weite

suchten, blieb Heine ruhig zurück, vor allem beschäftigt mit der Pflege seines damals in Paris weilenden Vetters Karl, des Sohnes von Salomon Heine. Das Jahr 1832 brachte fernerhin politische Unruhen, wie den Aufstand bei der Beerdigung des Generals Lamarque. Heine hatte bereits zu Ende des Jahres 1831 eine ausführliche politische Berichterstattung für die „Allgemeine Zeitung" übernommen, welche er indessen auf Betreiben von Gentz im Juli 1832 wieder aufgeben mußte (vergl. Bd. V, S. 7). Zu Ende des Jahres gab er diese Berichte mit einer Vorrede voll des bittersten Hasses gegen Preußen unter dem Titel „Französische Zustände" in Buchform heraus. — Dieses Jahr 1832, in dem der Tod so reiche Opfer verlangte, raubte auch Heine zwei nahe befreundete Seelen, Ludwig und Friederike Robert, und im nächsten Jahre mußte er den Verlust der teueren, geistvollen Rahel beklagen. In ebendemselben Jahre 1833 verbrannten dem Dichter zu Hamburg im Hause seiner Mutter die wichtigen Papiere, unter denen sich der größeste Teil des „Rabbi von Bacherach" befand.

Im Oktober 1834 trat in Heines Leben ein Ereignis von hervorragender Bedeutung ein. Er lernte eine schöne junge Französin, Crescentia Eugenie Mirat, kennen, zu der er bald in leidenschaftlichster Liebe entflammte. Sie war angeblich die natürliche Tochter eines vornehmen Mannes, 1815 im Weiler Vinot des Departements Seine-et-Marne geboren; aber dieser vornehme Vater hatte sich nie um seine Tochter bekümmert, sie war vielmehr fast ohne jede Erziehung in ärmlichen Umständen aufgewachsen. Mit 15 Jahren kam sie nach Paris, da sie mit ihrer Mutter auf schlechtem Fuße stand und sich nicht mit ihr vertragen konnte; hier trat sie als Verkäuferin in das Schuhwarengeschäft einer Tante ein, wo Heine, der häufig an jenem Laden vorüberkam, sie kennen lernte. Sie war ein außergewöhnlich schönes, frisches, liebenswürdiges, leidenschaftliches Mädchen. Ihr reizender Mund, der beim Lachen eine Reihe blendend weißer Zähne erblicken ließ, die Grübchen ihrer Wangen, ihre zarte Hautfarbe, ihr kastanienbraunes Haar, ihre wohlklingende Stimme wirkten bestrickend auf die Seele des Dichters. Sie ward nach kurzer Zeit mit ihm in Liebe vereinigt, und es begann jetzt für Heine eine Zeit bacchantischen Rausches und übersprudelnder Sinnenlust. „Haben Sie", schrieb er an Lewald, „das Hohelied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte." Indessen von dieser wilden, verzehrenden, hinreißenden Leidenschaft suchte sich der Dichter nach einiger Zeit zu befreien; eifersüchtige Qualen folterten ihn zu sehr: das junge, vergnügungssüchtige, putzliebende, allbewunderte Mädchen suchte überall in den

Strudel aufregender Freuden hinabzutauchen, und selbst Heine, der frei war von philiströsen Bedenken, konnte ihr nur mit Widerstreben in diesem Taumel folgen (vergl. Bd. V, S. 346). Um die Mitte des Jahres 1835 kam es zu einem Bruch der beiden. Mathilde (so nannte Heine die Geliebte) wollte sich dem zurechtweisenden Zwange Heines nicht fügen, er sich nicht ihren aufbrausenden Launen. Für mehrere Monate verließ er Paris und wohnte auf dem Schlosse Jonchère bei St.-Germain, das einer vornehmen Dame, der Fürstin von Belgiojoso, gehörte. Hier in dieser reineren Sphäre meinte er einen wahren Abscheu vor allem, was „gemein und müffig" sei, zu bekommen. „Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer." Von Jonchère begab er sich mehrere Monate lang zu stiller Arbeit nach Boulogne sur Mer, und erst im Dezember desselben Jahres kehrte er nach Paris zurück, in der Absicht, auch jetzt nicht lange dort zu verweilen und vielmehr nach Versailles überzusiedeln. Indessen leidenschaftliche Gewalt führte Heine und Mathilde aufs neue zusammen. Er gab die Reise nach Versailles auf, bezog eine behagliche Wohnung in der Cité Bergère und nahm Mathilde dauernd in sein Haus als Lebensgefährtin auf. Seit dieser Wiedervereinigung betrachtete er sie als seine Frau, ließ sich mit ihr an öffentlichen Orten, in Theater und Konzerten sehen. Freilich besaß Mathilde keineswegs die Tugenden einer Hausfrau: wie ihre eigentliche Bildung im höchsten Grade vernachlässigt war, so auch ihre Fähigkeit als Verwalterin eines Hausstandes, für welchen vielmehr ihre Gesellschafterin Pauline eintreten mußte. Heines Liebe zu ihr blieb bestehen mit leidenschaftlicher Gewalt; als er einst in einer Gastwirtschaft Studenten, die an dem Nachbartische saßen, in auffallender Weise mit Mathilde liebäugeln sah, trat er ihnen in heftiger Erregung entgegen und versetzte dem, der sich am unpassendsten benommen hatte, ohne weiteres eine Ohrfeige. Es kam deswegen zu einer Forderung auf Pistolen, und in der Frühe des 1. Mai 1837 fuhren die Gegner zum Zweikampf in das Gehölz von St.-Cloud, wo es indessen durch eine Erklärung Heines vor dem Kugelwechsel zu einer Aussöhnung kam. Bei anderen derartigen Gelegenheiten hat Heine übrigens mehr Mut und Entschiedenheit an den Tag gelegt. Aber trotz aller Liebe zu Mathilde erwog er während der ersten Jahre der Vereinigung mit ihr noch immer die Möglichkeit einer Trennung: die Wildheit der teueren Person, wie er sich ausdrückte, beängstigte ihn unaufhörlich; und am 18. Oktober 1837 schrieb er seinem Freunde Lewald: „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deshalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick

bezwungen zu werden.“ Doch zu einer solchen Trennung kam es nicht. Heine war bemüht, die Lücken von Mathildens Bildung notdürftig auszufüllen, was ihm indessen nie recht gelungen ist. Das wilde, verwirrende, ungestüme Leben mit seinem kleinen Hausvesuv, wie er sie nannte, wurde fortgesetzt; nicht selten kam es zu aufgeregten Szenen. Ein drolliger Zug kindischer Zänkerei mag hier erwähnt werden: Mathilde besaß eine ausgesprochene Vorliebe für ihren Papagei, und da sie ihm einst geflissentlich schmeichelte, während sie mit ihrem Geliebten schmollte, ließ sich dieser aus Eifersucht hinreißen, das Tier zu vergiften. Sie stellte sich aber nun so ungebärdig, daß Heine nichts anderes übrigblieb, als noch am selben Tage den alten gefiederten Liebling durch einen neuen zu ersetzen. Im Winter lebte man meist in Paris teilnehmend an den berauschenden Vergnügungen der Hauptstadt, im Sommer in dem lieblichen Montmorency. Trotz aller Schwächen, die Mathilde besaß, erkaltete Heines leidenschaftliche Liebe für sie niemals, wofür seine flammenden, erregten und eifersüchtig besorgten Briefe vom Jahre 1843 sowie auch viele Zeugnisse aus seinen letzten Lebensjahren den besten Beleg geben.

Zu Ende des Jahres 1835 begann für ihn eine Zeit langwieriger litterarischer Kämpfe: damals eröffnete Wolfgang Menzel seine ungestümen Angriffe gegen das „junge Deutschland“. Heine war über Menzels Verfahren in tiefster Seele entrüstet und empört, er sah in ihm einen ausgemachten Schurken, einen niedrigen, kleinlichen Neider. Die jungdeutsche Litteratur hatte unter der Führung Heines vor allem eine journalistische Opposition gegen die politischen und sozialen Mißstände ausgebildet, sie hatte hierbei viel keckеn Übermut, sittliche Ungebundenheit und religiöse Freigeisterei zur Schau getragen und hatte vor allem nach jener stilistischen Würze gestrebt, die man nur mit dem französischen Worte Esprit vollkommen bezeichnen kann. Außer Börne und Heine, den Führern dieser jungdeutschen Bewegung, gehörten Wienbarg, Gutzkow, Laube, Kühne, Mundt und andere zu dieser Schriftstellergruppe. Bisher hatte Menzel die besten Beziehungen zu ihnen unterhalten, wie er ja auch zu Heine in freundlichem Einvernehmen gestanden hatte; er hatte im Jahre 1832 Gutzkow die Redaktion des „Litteraturblattes“ vermittelt und blieb auch nach dessen baldigem Rücktritt ihm freundschaftlich gewogen. Als indessen Gutzkow bald darauf an dem in Frankfurt a. M. erscheinenden „Phönix“, dem gleichfalls ein Litteraturblatt beigegeben wurde, eifrig beteiligt war, da erkaltete die Gunst des einflußreichen Menzel. Vollends ward er aufgebracht, als eine größere litterarische Zeitschrift mit dem Titel „Deutsche Revue“, deren Leitung Gutzkow übertragen worden war, angekündigt wurde. Und jetzt, persönlich gereizt und durch

die bevorstehende Konkurrenz in Schrecken gesetzt, erhob er seine wüsten Anklagen gegen das „junge Deutschland“, indem er zunächst Gutzkows ebenso thörichten wie unsittlichen Roman „Wally, die Zweiflerin“ zur Zielscheibe seiner kritischen Geschosse machte[1]. Die Anklagen Menzels, die er mit wilder Gehässigkeit in seinem Litteraturblatt fortsetzte, hatten zur Folge, daß Gutzkow wegen seiner „Wally“ zu dreimonatlicher Gefängnishaft verurteilt und alle Schriften und Zeitschriften der jungdeutschen Schriftsteller polizeilich verboten wurden. Aber hiermit war es noch nicht genug. Aufgeregt durch Menzels Beschuldigung, faßte die reaktionäre Bundesregierung am 10. Dezember 1835 die berüchtigten Beschlüsse gegen das „junge Deutschland“, durch welche die dieser Gruppe zugehörigen Schriftsteller so gut wie mundtot gemacht werden sollten; selbst Bücher, die sie künftig herausgeben möchten, wurden durch das Verbot getroffen (vergl. Bd. VII, S. 545 ff.).

Heine war über diese Maßregel anfangs nicht sehr besorgt. Er hielt sie für teilweise lächerlich. Mit seinem Schreiben an die Bundesversammlung (Bd. VII, S. 530) glaubte er wohl selbst kaum Erfolg zu haben, aber er hielt fest zur Sache. Er suchte nicht seine Gesinnungen zu verleugnen, wie dies Laube und Mundt thaten, sondern er bekannte sich mit Entschiedenheit zu dem, was er geschrieben hatte. Seine Sorglosigkeit in dieser Sache war indessen doch zu weit gegangen, das schmähliche Verbot schädigte ihn in finanzieller Hinsicht sehr bedeutend, zumal es zu einer Zeit erlassen wurde, als Heine durch kostspieliges Leben und durch Bürgschaft für einen Freund mit der bedeutenden Schuldenlast von 20,000 Franken bedrückt war. Überdies war er damals an der Gelbsucht erkrankt und erwerbsunfähig geworden, und er mußte eine längere Erholungsreise nach Südfrankreich unternehmen. Zur Aufbesserung seiner Lage trug er auf Lewalds Rat seinem Verleger Campe an, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten, wofür ihm der Verleger bei einer Verlagsfrist von 11 Jahren die Summe von 20,000 Franken auszahlte. Von dem Oheim Salomon, der unserm Dichter nach seiner Übersiedelung nach Frankreich einen Jahresgehalt von 4000 Franken gewährte, durfte er damals keine Unterstützung erwarten, da er sich mit ihm aufs neue überworfen hatte. Freilich kam es im Jahre 1838, als Salomon sich in Paris aufhielt, zu einer vollständigen Versöhnung und sogar zu einer Erhöhung der Pension von 4000 auf 4800 Franken.

Hatte aber auch Heine seine Schulden gedeckt, so war er dennoch keineswegs im Besitz der Mittel, die er für seine Art des Lebens notwendig

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 299 ff.

gebrauchte. Er entschloß sich daher zu einem Schritte, den wir als den bedenklichsten, den er je gethan, ansehen müssen. Die französische Regierung zahlte nämlich vielen Ausländern, die, durch Geburt oder hervorragende Leistungen ausgezeichnet, in Paris in gedrückten Umständen lebten, aus einem geheimen Fonds Unterstützungen von teilweise sehr erheblichen Summen. Von diesem „Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten", suchte auch Heine jetzt Gewinn zu ziehen. Wohl schon 1836 oder 1837 bewarb er sich um eine solche Staatspension und bezog bis zum Ausbruch der Februarrevolution eine Summe von jährlich 4800 Franken.

Aber noch auf andere Weise suchte der Dichter, der nie gelernt hatte, haushälterisch mit dem Gelde umzugehen, seine Vermögensumstände zu verbessern. Er plante im Jahre 1837 die Begründung einer großen politischen Zeitung, für die ein Freund bereits 150,000 Franken zur Verfügung stellen wollte, während ein anderer den Anzeigeteil des Blattes für jährlich 50,000 Franken zu pachten bereit war. Die Vorbedingung war indessen, daß die Zeitung in Preußen ungehinderten Eingang finden könne; und zu diesem Zwecke nahm Heine abermals, wie so oft schon früher, die Vermittelung Varnhagens in Anspruch und äußerte sich in seinen Briefen mit solcher Anerkennung für Preußen, mit solcher Abneigung gegen das konstitutionelle System, daß wir ihn aus nicht ganz lauteren Beweggründen abermals als einen halb und halb Abtrünnigen der liberalen Sache erkennen, ebenso wie im Jahre 1828 in München. Preußen war indessen nicht geneigt, dem Verfasser der Vorrede zu den „Französischen Zuständen" Vertrauen zu schenken; die Zusicherung ungehinderten Eingangs der „Pariser Zeitung" in Preußen blieb aus, und das ganze Unternehmen verlief im Sande. Auch eine im nächsten Jahre (1838) geplante Monatsschrift: „Paris und London", trat niemals ins Leben.

Den Angriffen Menzels folgten bald diejenigen der schwäbischen Dichter. Die Schwaben, vor allem Gustav Schwab, Justinus Kerner, Karl Mayer, Gustav Pfizer und andere, waren seit langer Zeit mit Heine nicht zufrieden; und als zu Anfang des Jahres 1836 Heines „Romantische Schule" mit einer nicht ganz günstigen Besprechung Uhlands erschien, wandten sie sich mit Entrüstung von dem Dichter des „Buches der Lieder" ab. Schwab gab mit Chamisso zusammen den deutschen „Musen-Almanach" heraus, der zu Leipzig im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung erschien. Der Verleger wünschte, daß der Jahrgang 1837 mit

Heines Bildnis geschmückt werde, und setzte sich deshalb mit diesem selbst in Beziehung. Sobald aber Schwab hiervon Mitteilung erhielt, zog er sich von der Redaktion des „Musen-Almanachs" zurück und veranlaßte seine Freunde, die Dichter der schwäbischen Schule, diesmal keine Beiträge für das Taschenbuch zu liefern. Hiervon dürfte Heine schon im Herbst des Jahres 1836 Kenntnis bekommen haben; er rächte sich für diesen Schwabenstreich durch seine ausfälligen Bemerkungen in dem Tannhäuserliede, das er mit den „Elementargeistern" am 5. November 1836 an Campe absandte. Dieses Lied erschien im dritten Bande des „Salons" im Frühsommer 1837. Gleichzeitig schrieb Heine damals seine Vorrede über den Denunzianten Menzel, voll des wuchtigsten, ingrimmigsten Hasses, die gleichfalls im Jahre 1837 nach langen Bedenken der Zensurbehörden herausgegeben wurde. Nach diesen Angriffen auf die Schwaben veröffentlichten diese erbitterte Schmähschriften gegen Heine, vor allem Gustav Pfizer seinen Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz" im ersten Bande der „Deutschen Vierteljahrschrift", der zu Anfang des Jahres 1838 erschien. Hierauf erwiderte Heine in seinem derb satirischen, aber äußerst witzigen „Schwabenspiegel", den er im Mai 1838 zu Papier brachte. Auch später noch im „Atta Troll" und in Gedichten, die er auf seinem Krankenlager schrieb, brachte Heine ebenso bissige wie witzige Ausfälle gegen die Schwaben vor.

Außer diesen Kämpfen mit den Schwaben hatte Heine in dieser Zeit auch ärgerliche Zerwürfnisse mit den Genossen der jungdeutschen Schule. Seine Beziehungen zu Gutzkow waren in der Mitte der 30er Jahre gut und freundschaftlich gewesen. Gutzkow hatte dem deutschen Aristophanes reiches Lob gespendet, er hatte im Jahre 1836 der Nation öffentlich empfohlen, dem von Geldnot niedergedrückten Dichter ein Landgut zu kaufen oder ihm seine Schulden zu bezahlen, wie es die Engländer mit Walter Scott gemacht hatten. Seine Freunde Wiehl und Beurmann hatten durch Gutzkows Empfehlungen die freundlichste Aufnahme in Heines Hause in Paris gefunden. Doch diese schon entgalten dessen gastliche Gefälligkeit mit schnödem Undank: Beurmann veröffentlichte Ende 1837 einen gehässigen Aufsatz über Heine, ohne hierdurch Gutzkows Freundschaft zu verlieren, und Wiehl schrieb einen Schmähartikel, „Heinrich Heine in Paris", der in dem „Telegraphen" 1838 erschien. Diese Zeitschrift, ursprünglich ein Beiblatt der „Frankfurter Börsenzeitung", war 1837 unter Gutzkows Redaktion in Campes Verlag übergegangen. In ihr war auch der Aufsatz Pfizers ohne scharfe Widerlegung besprochen worden. Derartiges Benehmen Gutzkows und Campes mußte Heine in der That stutzig und verdrießlich machen; und Gutzkow,

schon damals von heftigstem Ehrgeiz getrieben, suchte, uneingedenk seines früheren Lobes für Heine, zu einer letzten Entscheidung, zu einer schroffen Abrechnung mit Heine zu gelangen. In einem Briefe vom 6. August 1838 machte er ihm, der damals einen zweiten Band des „Buches der Lieder“ zu veröffentlichen beabsichtigte, scharfe Vorwürfe über die Unsittlichkeit der Lieder, die dieser Band enthalte; durch Campes Vermittelung hatte er nämlich Einsicht in Heines Manuskript bekommen. Er riet ihm entschieden von der Veröffentlichung ab[1]. Heine antwortete darauf mit großem Geschick, dankte dem jüngeren Mitstrebenden dafür, daß er ihn auf den Splitter in seinem Auge aufmerksam gemacht habe, und unterließ in der That die Herausgabe jenes Gedichtbandes, der erst sechs Jahre später unter dem Titel „Neue Gedichte“ erschien. Ja Heine ging in seiner Gutmütigkeit so weit, daß er die Nachrede zu jenen Gedichten, eben jenen erwähnten „Schwabenspiegel“, in dem von Gutzkow herausgegebenen „Jahrbuch der Litteratur“ abdrucken ließ. Sein Vertrauen wurde ihm aber schlecht vergolten: der Aufsatz wurde schmählich verstümmelt durch Gutzkow sowohl wie durch Campe; im „Telegraphen“ wurden allerlei boshafte Bemerkungen über ihn vorgebracht, und Heine hatte berechtigten Grund, über dieses Verhalten solcher falschen Freunde, vor allem seines Verlegers, der durch Heines Werke ein reicher Mann wurde, aufgebracht zu sein. Er schrieb daher seinen offenen Brief „Schriftsteller-Nöten“, in welchem er Campe über sein Benehmen die bittersten Vorwürfe machte, freilich aber auch sich selbst dadurch schadend, daß er ausführliche, verletzende Stellen aus Campes Privatbriefen wörtlich anführte. Vor allem Ludwig Wiehl war sehr schlecht dabei weggekommen; er antwortete daher durch eine öffentliche Erklärung, die aber gleichzeitig mit einer sehr witzigen Parodie Heines in der „Zeitung für die elegante Welt“ erschien (vergl. Bd. VII, S. 533). Gutzkow, der noch milde behandelt worden war, rückte seinerseits eine längere Entgegnung im „Telegraphen“ ein (Nr. 75 und 76 des Jahrganges 1839).

Aber mit diesen unerquicklichen öffentlichen Fehden sollte es noch nicht so bald zu Ende kommen. Im Juli 1840 erschien Heines Buch über Börne, das überall die Wut gegen ihn im höchsten Grade steigerte; er hatte in das liberale Wespennest gestochen und wurde jetzt mit Schmähungen und wüsten Beleidigungen von allen Seiten überhäuft (Bd. VII, S. 10—13). Zunächst brachte Gutzkow heftige Angriffe im „Telegraphen“, und Heine durfte mit Recht ungehalten darüber sein, daß Campe derartiges gegen ihn in einer Zeitschrift seines Verlags zuließ.

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 199.

Heine antwortete hierauf nicht. Er hatte zunächst zu viel zu schaffen mit anderen Gegnern, die damals mit allen Mitteln der Gemeinheit über ihn herfielen. In seinem Buche hatte er höchst unbedachterweise ungünstige, ja beleidigende Bemerkungen gegen Börnes Freundin, Frau Wohl, veröffentlicht, die sich inzwischen mit einem Herrn Salomon Straus in Frankfurt a. M. verheiratet hatte. Dieser Herr Straus, die Blüte des Frankfurter Ghettos, wie Heine ihn nannte, setzte alle Mittel der Presse gegen ihn in Bewegung. Er reiste nach Paris, wo er nach seiner allerdings durch Heine entschieden bestrittenen Behauptung diesem auf offener Straße eine Ohrfeige gab. Infolge dieses Vorfalls kam es am 7. September 1841 zwischen beiden zu einem Duell im Thale von St.-Germain, nachdem Herr Straus zunächst lange Zeit in wenig mutvoller Weise sich zurückzuziehen versucht hatte (vergl. Bd. VII, S. 10—13). Heine ward von dem Gegner leicht verwundet, er selbst schoß in die Luft. Wenige Tage vorher hatte er sich mit Mathilde kirchlich trauen lassen, da er den Wunsch hatte, für alle Fälle ihre Zukunft zu sichern. Die Trauung fand in der Kirche von St.-Julien am 31. August 1841 statt, nachdem dem Dichter unter der üblichen Bedingung Konsens erteilt worden war, daß die Kinder, die aus dieser Ehe hervorgehen möchten, im katholischen Glauben erzogen würden. Gern sagte Heine zu, da er wußte, daß ihm Nachkommenschaft versagt bleiben werde.

Einen großen Teil der Schmähungen, die Herr Straus über Heine verbreitete, lernte dieser erst kennen, als er im Jahre 1841 in dem Pyrenäenbad Cauterets verweilte. Dieser Ort bildet den landschaftlichen Hintergrund seines berühmten Gedichts „Atta Troll", welches er im Jahre 1842 verfaßte. Dasselbe Jahr brachte ein Ereignis, das auch Heine schmerzlich berührte, den großen Hamburger Brand, der vom 5.—8. Mai einen bedeutenden Teil der Stadt vernichtete. Über den Eindruck, den dieses Ereignis in Paris hervorrief, berichtete er in einem Artikel für die „Allgemeine Zeitung", wie er denn überhaupt seit Februar 1840 seine Aufsätze für dieses Blatt wieder aufgenommen hatte; er führte die Berichterstattungen, die jetzt, da er die französische Staatspension genoß, immerhin milder ausfielen als früher, im Jahre 1832, bis zur Mitte des Jahres 1843 fort. Damals hatte er das Guizotsche Bestechungssystem öffentlich und freimütig erörtert, dergestalt, daß ihm wohl ein leichter Verweis von der französischen Regierung erteilt worden sein dürfte. Fortan übersandte er meist nur Berichte über nichtpolitische Dinge an das Augsburger Weltblatt.

Im Oktober 1843, nach zwölfjährigem Aufenthalt in Frankreich, reiste Heine zum ersten Male nach der Heimat, insbesondere nach Hamburg,

zurück. Es war das Verlangen, Mutter und Schwester wiederzusehen, der Wunsch, von Salomon Heine eine finanzielle Zusicherung für Mathilde zu erhalten und die Absicht, mit Campe einen neuen Verlagsvertrag abzuschließen, was ihn zu der Reise veranlaßte. Er übertrug Campe das Verlagsrecht für alle seine bisherigen Schriften in unbeschränkter Auflage und für alle Zeit gegen eine Jahresrente von 2400 Franken, die nach Heines Tode auf seine Gattin übergehen sollte. Man liest diese Abmachung mit Lächeln und Kopfschütteln, wenn man bedenkt, welche ungeheuren Summen der kluge Verleger mit diesen Werken seines gangbarsten Autors zu verdienen wußte. Zu dem Oheim, der sehr leidend war, wußte Heine wiederum die freundlichsten Beziehungen anzuknüpfen. Mit Mutter und Schwester und mit anderen nahen Verwandten verbrachte er glückliche Stunden. Insbesondere aber scheint ihm Therese, die er gleichfalls hier wiedersah, ihr liebendes Herz ausgeschüttet zu haben, ohne aber in der Seele des Dichters die verloschenen Gluten wieder anzufachen. Nach der Rückkehr entwarf Heine sein Wintermärchen „Deutschland", in welchem er die Enttäuschungen, die ihm das politische, soziale und geistige Leben Deutschlands erregt hatte, zu poetischem Ausdruck brachte. Im nächsten Jahre, Ende Juli 1844, reiste er abermals nach Hamburg, diesmal in Begleitung seiner Gattin Mathilde, die aber, der deutschen Sprache nicht mächtig, sich hier wenig wohlfühlte und auch wohl bei den reichen Hamburger Verwandten nicht eben den günstigsten Eindruck zurückließ. Heine hielt es daher für besser, sie nach wenigen Wochen allein, unter einem entsprechenden Vorwande, nach Paris zurückzuschicken, wohin er ihr die liebevollsten, leidenschaftlichsten Briefe sandte. Wie schon in früheren Jahren, 1837, 1841 und vor mehreren Monaten zu Anfang des Jahres 1844, war auch Heine jetzt von einem heftigen Augenleiden befallen, infolgedessen er für einige Zeit des Gesichtes fast beraubt war. Zu Ende des Jahres folgte er der Gattin nach Paris.

Kaum dort angelangt, erhielt er die Nachricht von dem am 23. Dezember 1844 erfolgten Ableben seines Oheims Salomon und gleichzeitig davon, daß dieser in seinem Testament ihm, alles in allem, ein Legat von 8000 Franken ausgesetzt habe. Heine war wie versteinert über diese Nachricht. Fest hatte ihm der Oheim zugesagt, daß die Pension, die ihm bis dahin gezahlt worden war, auch nach seinem Tode fortlaufen sollte; jetzt zeigte sich, daß das Testament nichts hierüber enthielt, und Salomons Erbe, sein Sohn Karl, weigerte sich, das frühere Versprechen des Vaters zu erfüllen. Die Bestürzung, der Schrecken, die Wut, in der sich Heine damals befand, spotten fast der Beschreibung. Zunächst erbat er

die Vermittelung Campes, und dieser riet zur Milde, zur Versöhnlichkeit, zur Bitte, während Heine, aufgebracht wie er war, sofort durch den Druck der öffentlichen Meinung auf seinen übelwollenden Vetter einzuwirken beabsichtigte. Diese Nachrichten über des Oheims Testament erreichten unseren Dichter zu einer Zeit, als seine Gesundheit bereits erschüttert war; sein linkes Auge war seit Januar durch Lähmung ganz geschlossen, das rechte trübe und fast unbrauchbar. Eine schlagartige Lähmung ergriff infolge der großen Aufregungen jetzt fast den ganzen Körper; der Oberleib und das Gesicht, Lippen, Zunge, Schlund, Kinnladen waren wie zerstört und gefühllos. Dieses Zusammentreffen unglücklichster Umstände erregte die Teilnahme vieler Freunde, vor allem Meyerbeers, der ein Zeugnis ausstellte, Salomon Heine habe durch seine Vermittelung dem Dichter die Pension auf Lebenszeit versprochen, sodann Ferdinand Lassalles, Detmolds, des Fürsten Pückler, Alexander von Humboldts, Varnhagens und anderer. Da auf gütlichem Wege von Karl Heine, dem lieblosen Vetter, der die ihm von Heine 1832 während der Cholera erwiesenen Liebesdienste gänzlich vergessen hatte, nichts zu erreichen war, so hatte man durch mittelbaren Druck, durch Zeitungsartikel und öffentliche Bloßstellungen des Hamburger Millionärs diesen umzustimmen versucht. Aber er blieb bei seiner hartnäckigen Weigerung, und erst als im Mai 1846 die Krankheit Heines die schlimmsten Fortschritte gemacht hatte, als die Nachricht von seinem Tode durch alle Blätter ging, da ward er milderen Sinnes und willigte ein, das Versprechen Salomons zu halten. Im Februar des nächsten Jahres (1847) kam Karl Heine nach Paris, wo die Aussöhnung zwischen ihm und dem Dichter durch persönliche Unterredung besiegelt wurde. Freilich mußte sich Heine dazu verstehen, einen Revers zu unterschreiben, in dem er sich verpflichtete, niemals eine Zeile über die Familie seiner Verwandten zu veröffentlichen, die nicht vorher deren Zensur unterworfen gewesen sei. Wir stehen diesem hartnäckigen Geiz Karl Heines wie einem Rätsel gegenüber, eines Mannes, der über ein Vermögen von ungefähr 30 Millionen verfügte; wir müssen annehmen, daß hier schwere Beweggründe vorliegen, bitterer Haß gegen den Dichter. Und wie gewöhnlich in solcher Lage, so müssen wir auch hier fragen: wo ist die Frau? Karl Heine war mit einer Französin, einer geborenen Fould-Furtado, verheiratet, mit der unser Dichter früher in herzlichen Beziehungen gelebt zu haben scheint. In keinem Hause zu Paris war man so aufgebracht gegen ihn, wie in dem der Foulds.

Aber trotz aller Aussöhnung, trotz Wiedererlangung der Pension, konnte nie wieder gutgemacht werden, was die liebe Hamburger Ver-

wandtschaft an Heine gesündigt hatte. Seine schon vorher erschütterte Gesundheit war jetzt völlig gebrochen; die Zerstörung seines Körpers machte rasende Fortschritte. Wohl waren seit 1845 noch Zeiten der Besserung eingetreten, doch kamen immer in kurzem um so schlimmere Rückfälle. Als Laube, der Heine im Jahre 1839 kennen gelernt hatte, ihn im Jahre 1847 wiedersah, fand er ihn in schrecklicher Weise verändert; er war abgemagert, halb blind und das früher bartlose Gesicht von einem langen Vollbart umrahmt, da der empfindliche Dichter das Kratzen des Schermessers nicht mehr vertragen konnte. Die geistige Frische aber hatte er trotz aller Schicksalsschläge nicht eingebüßt. Er schrieb während dieser Zeit des Jammers mehrere Gedichte und das Ballett „Die Göttin Diana" (Januar 1846) sowie den „Faust" (Februar 1847); er sah auch an besseren Tagen gelegentlich Freunde und Bekannte bei sich als Gäste.

Kurz vor Ausbruch der Februarrevolution war Heine in einer Heilanstalt untergebracht worden; sein vom Rückenmark ausgehendes, mit schmerzhaften Krämpfen verbundenes Leiden hatte nach wie vor bedenkliche Fortschritte gemacht. Die Ereignisse der Revolution spielten sich nicht weit von seinem Krankenlager ab, und er, der einst so sehr den revolutionären Umtrieben zugejauchzt hatte, war über die wirre Umwälzung aller Verhältnisse, den „Welt-Kuddelmuddel", den sichtbar gewordenen „Gotteswahnsinn" in tiefster Seele erschrocken. Noch schrieb er einige Artikel für die „Allgemeine Zeitung", die seine Beängstigung über die neuen Ereignisse deutlich verraten. Im März 1848 brachte die „Revue rétrospective" Mitteilungen über die Verwendung der geheimen Gelder der Regierung Ludwig Philipps, wobei auch Heines Pension erwähnt war; darüber erschien am 28. April ein gehässiger Bericht in der „Allgemeinen Zeitung", gegen welchen Heine Mitte Mai eine aufklärende Erwiderung erließ (vergl. Bd. VI, S. 524). Durch die Bemühungen seines Arztes Gruby war es ihm Mitte Mai noch einmal möglich geworden, auf die Straße zu gehen, aber mühsam sich am Stocke fortschleppend, mußte er sich aus dem Lärm des hastigen Weltgetriebes in den Louvre flüchten, wo er vor dem Antlitz der Venus von Milo halb ohnmächtig und weinend zusammenbrach (vergl. Bd. I, S. 487). Bald darauf siedelte er nach Passy über, wo ihm indessen die herrliche Natur keine Erleichterung seiner Leiden verschaffen konnte, die Beine waren ihm zusammengekrümmt und fühllos „wie Baumwolle", desgleichen die linke Hand, und auch die rechte war ihm halb abgestorben, so daß er kaum im stande war zu schreiben, und durch eine Lähmung der Kinnladen war ihm vorübergehend sogar das Diktieren fast unmöglich geworden. Sein bleiches Antlitz erregte durch seine durchgeistigte Schönheit das schmerzliche Staunen

der Besucher, deren mehrere berichteten, daß es sie an das Haupt des leidenden Heilandes erinnert habe. Nach seiner Rückkehr nach Paris bezog er eine Wohnung in der Rue d'Amsterdam, nahe dem Kirchhof von Montmartre, wo er fünf Jahre lang seine furchtbaren Leiden mit der Kraft einer großen Seele ertrug. Seine Gattin Mathilde erwies sich ihm als eine treue, liebevolle Pflegerin, wenn er es auch gern sah, daß sie von Zeit zu Zeit durch Vergnügen in Theater und Konzerten sich Erholung verschaffte. Erstaunenswert ist es, wie Heine in dieser Zeit der Leiden nach wie vor die herrlichsten Dichtungen hervorzubringen vermochte. Seine französische Frau und die deutsche Muse waren ihm Trost in seiner Not.

Aber er, der so frei über die Religionen gesprochen hatte in den Zeiten seiner Kraft und seines Glücks, ward jetzt bekehrt zu dem streng deistischen Glauben seiner Väter und erbaute sich in frommer Andacht wie der Onkel Tom. Das himmlische Heimweh befiel ihn, wie er sich ausdrückte, er wollte Friede machen mit seinem Gott, er fand Trost im Gebet und im eifrigen Lesen der Bibel. Freilich zu einem positiven kirchlichen Bekenntnis ist er nicht zurückgekehrt, weder zum christlichen noch zum jüdischen. Er verschmähte die Heilmittel der Kirche und stellte in seinem Testamente fest, daß weder ein christlicher noch ein jüdischer Priester eine heilige Handlung an seinem Grabe vornehme. Aber alles in allem erwogen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß die religiösen Anschauungen, denen Heine jetzt huldigte, mit denen des aufgeklärten jüdischen Glaubens in wesentlichen Zügen übereinstimmten.

Heine ward während seiner Krankheit von vielen Freunden und Bekannten aufgesucht, die ausführlich über ihn berichtet haben. Am besten dürfte ihn Karl Hillebrand kennen gelernt haben, der vom Herbst 1849 bis zum Sommer 1850 sein Sekretär war, dem er einen großen Teil der Romanzerolieder diktierte, und mit dem er eifrigen Studien oblag; so ließ er sich von ihm den Spittler und Tholuck, sämtliche Dramen Schillers, einen großen Teil von Goethes Werken und vieles andere vorlesen. Hillebrand berichtet mit Dank und Begeisterung von dem Wohlwollen, der Güte, den ausgebreiteten Kenntnissen, dem Fleiß und der tiefen poetischen Auffassung des leidenden Dichters. 1850 besuchten ihn Stahr und Fanny Lewald, desgleichen Moritz Hartmann, die alle über seine Geistesfrische erstaunt waren, 1851 Campe, der den „Romanzero“ von ihm erwarb, von welchem in etwa vier Monaten über 20,000 Exemplare verkauft wurden. Mit dem Geld, das Campe durch dieses eine Werk verdiente, hätte Heine ein für allemal aus allen finanziellen Nöten befreit werden können. 1851 besuchte ihn auch sein Bruder Gustav, später Maxi=

milian; mehrmals traf Alfred Meißner bei ihm ein, desgleichen 1854 aufs neue August Lewald, sodann Laube und die geliebte Schwester Charlotte Embden. Im Jahre 1854 mußte er sich noch zweimal den Mühen und Unruhen eines Umzugs unterwerfen, bis er im November dieses Jahres in einer Wohnung der Avenue Matignon ein behagliches Heim fand. Die Weltausstellung des Jahres 1855 brachte zahlreiche Deutsche nach Paris, von denen viele bei Heine vorsprachen, manche angenommen wurden, andere aber auch zurückgewiesen werden mußten.

In ebendiesem Jahre trat ein neuer Genius an sein Krankenlager, der ihm die letzten Monate, die er noch zu leben hatte, poetisch verklärte und verschönte. Es war eine junge Deutsche, die noch heute in Frankreich lebt und vor einigen Jahren unter dem Namen Kamilla Selden Mitteilungen über Heine herausgegeben hat. Ihr zartsinniges, liebevolles, romantisch feinfühlendes Wesen, das freilich nicht frei gewesen zu sein scheint von einem gewissen abenteuerlichen Zuge, übte auf den kranken Dichter eine bezaubernde Kraft aus. Noch einmal wurde er von tiefer Liebe bewegt, die Schmerzensklänge, die er anstimmte, und die wie aus dem Grab zu ertönen scheinen, singen und jauchzen von dem Glück der letzten tiefen, unbefriedigten Liebe. Noch das letzte Gedicht, das Heine verfaßte, ist an sie, an die „Mouche", wie er sie nannte, gerichtet; die Briefe, die er ihr schrieb, sind von herzzerreißender Liebesgewalt durchdrungen.

Anfang Februar des Jahres 1856 sah man das Ende des Dichters nahe bevorstehen; nach langem Todeskampfe, fürchterlichen Krämpfen und unsäglicher Pein hauchte er am Morgen des 17. Februar, gegen 5 Uhr, seinen Geist aus. Die Beerdigung, die am 20. Februar stattfand, war einfach, ohne religiöse Feierlichkeit, und etwa nur hundert Personen, eine verhältnismäßig kleine Zahl, folgten der Leiche des großen Dichters. Unter ihnen befanden sich Alexander Dumas, Gautier, Mignet, Alexander Weill, Henry Julia und andere.

Ein Leben, reich an Genüssen, Freuden und mannigfaltigster Erfahrung, ein Leben, gehoben durch die Weihe der Poesie und durch die geistvoll tiefsinnige Erfassung weitester Gedankengebiete, ein Leben, reich an unsäglichen Leiden, reich an Haß und Kampf, war zu Ende gegangen. Das Urteil der Welt schwankte und schwankt noch heutigestags über ihn, und da er viele verletzt hatte, waren auch nur zu viele geneigt, ihm Haß und Feindschaft bis über das Grab hinaus zu bewahren. Gewiß hat Heine vielfach geirrt, und manche seiner Handlungen werden keinen Verteidiger finden. Aber wer hineingeschaut hat in diese Welt qualvoller Leiden und Enttäuschungen, wird häufig verzeihen und begreifen, wo andere verurteilen und schelten. Heine war ein schwankender Charakter,

aber er war ausgezeichnet durch natürliche Güte des Herzens, sobald er nicht durch Feindschaft und Angriffe gereizt worden war. Er ist geschmäht worden wie kein anderer Geistesfürst in Deutschland, er ist beleidigt und mißhandelt worden von Fernstehenden sowie von der nächsten Verwandtschaft, und nur zu leicht verhärtet und verbittert sich ein Charakter, der ewig und immer verfolgt wird vom Unglück. Als zu Ende der dreißiger Jahre sich ein Sturm der Entrüstung gegen den Dichter erhob, da sah ihn Heinrich Laube in Paris von den angesehensten Schriftstellern, von den Rittern des Geistes, mit ausgesuchter Ehrerbietung behandelt; Hebbel, der ihm 1843 nahetrat, erkannte ebenso die Bedeutung von Heines Reden, den Ernst seiner Meinungen, die Weite seiner Gedanken, er erkannte, daß er im Grunde wohlwollend sei und voller Anteil für andere. Groß in der That war seine Wohlthätigkeit, Freundschaft und Liebe für solche, die seine Hülfe in Anspruch nahmen, groß das Wohlwollen, mit dem er andere jüngere Schriftsteller und Mitstrebende zu fördern bestrebt war (man denke nur an seine treue Gesinnung für Karl Immermann und Heinrich Laube), groß endlich war seine innige, tiefe Liebe für Eltern und Geschwister. Den Tod seines Vaters konnte er fast nie überwinden, die ängstliche Sorgfalt, mit der er seiner alten Mutter die Wahrheit über sein letztes unsägliches Leiden vorenthielt, ist ergreifend; und ebenso rührend ist die zärtliche Anhänglichkeit, die er für seine Schwester, für seinen Bruder Max und, trotz allem, was er ihm vorzuwerfen hatte, auch für seinen Bruder Gustav bewahrte. Derartige liebevolle Züge und endlich seine zahlreichen Leiden sollten diejenigen beherzigen, welche zu einer gerechten Würdigung auch der Persönlichkeit dieses seltenen Genies vordringen wollen.

Die deutsche Kultur zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts beruhte vor allem auf den ernsten sittlichen Anschauungen, die, von den führenden Geistern ausgehend, bis in die tiefsten Kreise des Volkes hinabgedrungen waren. Kants Lehre, daß nur derjenige sittlich handele, der den Drang der Neigung bemeistere, der, der Sinnlichkeit Widerstand leistend, ausschließlich dem transcendenten Sittengebot Folge leiste, bildet den schärfsten Ausdruck dieser strengen, asketischen Ethik. Schiller suchte dem Kantschen Sittengebot eine ästhetisch mildere Fassung zu geben, indem er ausführte, daß Würde und Anmut der Seele die reinsten Quellen alles Handelns seien. Auch Goethe war im Grunde genommen ein Vorkämpfer strenger sittlicher Anschauungen. Auch er wollte die Triebe individueller Neigungen geregelt wissen, und im Mit-

telpunkt seiner Ethik, besonders der des höheren Alters, steht das Gebot, Entsagung zu üben. Mit dieser Ethik der klassischen Zeit brachen die Romantiker, indem sie das individuelle Belieben als das maßgebende hinstellten. Unter ihrem Einfluß stand auch Heine, auch er huldigte der subjektivistischen Entfesselung des Einzelnen; während aber jene, die Romantiker, ausschließlich innerhalb ihrer weltabgewandten phantastischen Träume verharrten, ergriff Heine das unmittelbare Leben der Wirklichkeit, und so ward der subjektivistische Zug an ihm viel deutlicher wie bei seinen Vorgängern. Aus diesem Streben nach individueller Freiheit, nach beherztem Lebensgenuß erklären sich die Grundgedanken der „Reisebilder". Als nun Heine nach Paris kam, trat er einer neuen philosophisch-sozialen Erscheinung gegenüber, die mit seinen eigenen Anschauungen unmittelbare Ähnlichkeit hatte, und der er sich daher auch bald mit leidenschaftlichem Eifer anschloß, dem Saint-Simonismus. Saint-Simon und seine Schüler hatten ein neues, man möchte sagen industrielles Christentum zu errichten unternommen. Sich abwendend von den Formen der katholischen sowohl wie der protestantischen Kirche, wollten sie eine neue Gestalt der menschlichen Ordnung schaffen, in der sowohl dem allgemeinen Wohl wie dem individuellen besser Genüge gethan werden sollte als bisher. Die Industrie, welche bis dahin im wesentlichen nur für die Unternehmer arbeitete, sollte jedem in ihr Beschäftigten einen Gewinn bringen, der seiner Arbeitsleistung entspräche. Die Arbeit, welche nach der biblischen Lehre als ein Fluch hingestellt war, der die Menschen nach ihrer Vertreibung aus dem Paradies getroffen hatte, wurde jetzt als das den Menschen heiligende Prinzip betrachtet. Besonders Saint-Amand Bazard und Barthélemy Prosper Enfantin bildeten die Lehre ihres Meisters Saint-Simon weiter aus; dem ersteren lag namentlich die ökonomische Seite am Herzen, während der letztere vor allem die ethisch-religiösen Fragen im Auge behielt. Jener, Bazard, brachte die Formel von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, dieser, Enfantin, die Formel von der Rehabilitation des Fleisches auf. Heine hatte namentlich den Lehren Enfantins einen großen Anteil entgegengebracht. Den Dualismus der christlichen Religion zwischen Geist und Sinnlichkeit, Gutem und Bösem, Gott und Teufel wollte die Saint-Simonistische Religion durch einen pantheistischen Monismus überwinden. Die Lehren von der Erbsünde und von ewigen Höllenqualen in einem Jenseits wurden zurückgewiesen und beseitigt, und die angebliche Sündhaftigkeit des Fleisches wurde aufs entschiedenste geleugnet. Auch in der Materie offenbare sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben. Man wandte nun diese Theorien unmit-

telbar auf das praktische Leben an und suchte die Folgerungen daraus zu ziehen für das Verhältnis der beiden Geschlechter. Der Trieb zum Genusse sollte nicht wie eine Sünde verketzert, sondern als eine berechtigte Regung der menschlichen Natur gleichfalls als Ausfluß des pantheistischen göttlichen Wesens erkannt werden. Diese Lehren gewannen auf Heines Geist einen großen Einfluß. Obwohl ihm auch die ökonomische Seite einleuchtete, obwohl er meinte, daß die Menschheit recht wohl verstehen werde, wenn man ihr verspreche, sie solle statt Kartoffeln täglich Rindfleisch genießen, so fesselten ihn doch viel mehr jene ethisch-religiösen Fragen des Père Enfantin, mit dem er auch in nahe persönliche Beziehungen trat. Er besuchte auch regelmäßig die zahlreichen Versammlungen in der Saint-Simonistischen Familie.

Diese Lehren, Abwendung vom christlichen Deismus und Zuwendung zum Pantheismus, ferner die Abwendung von der asketisch-strengen Sittenlehre des Christentums und Zuwendung zu einer kühnen Verherrlichung des Genußlebens, sind bezeichnend für zwei wissenschaftliche Schriften, die Heine bald nach seiner Ankunft in Frankreich verfaßte, für die „Romantische Schule" und für den zweiten Band des „Salons", die „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland".

In beiden Schriften bildet den Hauptcharakter die Gegenüberstellung des christlichen Spiritualismus, d. h. der asketisch-strengen Sittenlehre, und des Sensualismus, d. h. der neuen Saint-Simonistischen Genußlehre. In der „Romantischen Schule" sucht Heine als das Bezeichnende der romantischen Litteraturperiode die Hinwendung zum christlichen Spiritualismus und dem Mittelalter hinzustellen. Er trifft ohne Frage mit dieser Darstellung sehr wichtige, ja die wichtigsten Züge der romantischen Litteratur; aber es ist für ihn, den Apostel des Subjektivismus, charakteristisch, daß er die letzte Quelle der romantischen Dichtung, den zügellosen Individualismus, die Willkür des Genius, nicht scharf erkennt und herausarbeitet. Auf diese Weise ist Heines Schrift eine gewisse Einseitigkeit eigen; aber hiervon abgesehen, gehört sie zu den tüchtigsten und vortrefflichsten Leistungen, die wir von ihm besitzen. Freilich sind die einleitenden Bemerkungen über die Litteratur des Mittelalters nur dürftige Erinnerungen aus den Vorlesungen von Schlegel, Benecke und Zeune; aber treffend, sicher und wahr wird seine Darstellung, sobald sie sich der neuern Zeit zuwendet, von Lessing und Herder ab. Viel glänzende Bemerkungen gibt er über Goethe, und im wesentlichen trifft auch sein vielberufenes Urteil über die beiden Schlegel den Nagel auf den Kopf, nur daß er über Wilhelm von Schlegel zwar höchst witzige, aber gar zu anstößige persönliche Dinge vorbringt. Ebenso treffend sind die

Bemerkungen über Tieck, dessen drei Schaffensperioden er deutlich abhebt, ferner über Novalis, Brentano, Arnim, Zacharias Werner, Fouqué u. a. Ganz besonders gelungen ist ihm die Darstellung über „des Knaben Wunderhorn". Hier hat der gelehrige Schüler des Volksliedes mit ebenso großer Begeisterung wie tiefer Einsicht die Bedeutung jener Liedersammlung zu schildern vermocht. Auch das Urteil über Uhland gegen Ende des Werkes ist durchaus nicht so ungerecht, als man häufig behauptet hat. Heine hat die Vorzüge Uhlands fein herausempfunden, nur war er ebensowenig wie Goethe der Meinung, daß dieser Dichter eine epochemachende, bahnbrechende, schicksalbezwingende Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens besitze; er fasse vielmehr nur mit reiner Seele den geistigen Besitz zusammen, der von seinen zahlreichen romantischen Genossen geteilt wurde. Heine zeigt sich in der „Romantischen Schule" als ein überaus feinsinniger, tiefdringender, mitempfindender Kenner der Litteratur; er arbeitete hier auf seinem eigensten Gebiete, auf dem er reiche Kenntnisse erworben hatte, und mit dem Verständnisse des gottbegnadeten Dichters. So hat man Heines „Romantische Schule" als eine der trefflichsten Schriften über diesen Gegenstand zu betrachten.

Viel unbedeutender ist sein Buch über Shakespeares „Mädchen und Frauen", das er im Jahre 1838 auf Bestellung eines Buchhändlers verfaßte. Auch hier ist die Gegenüberstellung von Spiritualismus und Sensualismus zum Ausdruck gekommen bei der Besprechung von Shakespeares Stellung zu den Puritanern. Einzelne feine, lebensvolle Charakteristiken sind in dem Buche zu finden; am meisten beachtenswert ist es wohl, daß Heine, unzufrieden mit der Übersetzung von Schlegel und Tieck, viele der Stellen, die er anführt, selbst aus dem Englischen übertragen hat: unsere Anmerkungen geben darüber genauere Auskunft.

Das zweite größere, von den Lehren des Saint-Simonismus beeinflußte Werk ist die „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", welche den zweiten Band des „Salons" ausmacht. Der Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus ist hier noch schärfer zum Ausdruck gekommen als in der „Romantischen Schule"; Heine schreibt: „Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien" (Bd. IV, S. 223). Er verfolgt nun die spiritualistischen Richtungen von dem Altertum ab bis zu der neueren Zeit und geht insbesondere auch auf den Volksaberglau-

ben ein, der sich unter dem Einfluß der christlichen, weltflüchtigen Ethik herausgebildet hatte. Außerordentlich gelungen ist ihm alsdann die Charakteristik Luthers, als des Schöpfers der modernen Geistesfreiheit, des Mannes, durch den erst die neuere freisinnige religiöse und ethische Weltanschauung möglich geworden sei. Treffend ist ferner die Schilderung Spinozas, des Begründers der pantheistischen Lehre; und der Pantheismus wird nun des weiteren von Heine als der Grundzug der neueren religiösen Anschauung in Deutschland hingestellt: „Deutschland ist der gedeihlichste Boden des Pantheismus; dieser ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus, wie ich späterhin erzählen werde, ist dort längst in der Theorie gestürzt.“ Treffend ist Lessing dargestellt als der Fortsetzer von Luthers Werk der religiösen Befreiung; treffend Kant als derjenige, der den Deismus vollends beseitigt habe. Doch hier, eben bei der Würdigung Kants, zeigt sich die Einseitigkeit der sensualistischen Auffassung Heines, denn für die Ethik des großen Königsbergers, die in der „Kritik der praktischen Vernunft“ zum Ausdruck kommt und auch neue Quellen des religiösen Lebens eröffnet, hat er kein Verständnis. Sehr gut ist das über Fichte Gesagte, und besonders rührend und schön hat er über die persönlichen Umstände dieses willensstarken Denkers gehandelt. Ebenso ist beherzigenswert, was er über Goethes Pantheismus vorbringt. Die neuere Philosophie in Deutschland setzt nun Heine in unmittelbare Parallele zu der französischen Revolution, indem er auch diesen Vergleich im einzelnen ausführt und z. B. Kant als den Robespierre der geistigen Revolution in Deutschland hinstellt. Er war durchdrungen von der Überzeugung, daß dieses neue revolutionäre Geistesleben in Deutschland auch zu einer politischen Revolution führen würde, und er meinte, daß diese mit einer furchtbaren Gewalt zum Ausbruch kommen werde, der gegenüber die Schreckensherrschaft der Jahre 1792 und 1793 nur noch als ein Kinderspiel erscheinen werde. Mit der Ausmalung dieses Revolutionsbildes der Zukunft schließt die fesselnde Schrift. Bewundernswert und großartig ist die leichte Behandlung, die Heine dem schweren, spröden Stoffe hat zu teil werden lassen; die Erörterungen sind durchweg geistvoll, teilweise in hohem Grade ansprechend. Aber Heine war hier doch nicht so sehr auf seinem eigensten Gebiete thätig wie in der „Romantischen Schule“, er hat die philosophischen Fragen nicht immer tief ergründet, und die Einseitigkeit seines Standpunktes thut in manchen Fällen der Sache Gewalt an.

Wie Heine durch die Schriften über die Entwickelung der Dichtung und Philosophie in Deutschland den Franzosen Aufklärung über das deutsche Geistesleben gewähren wollte (denn an das französische Publi-

kum hatte er diese Arbeiten gerichtet), so war er anderseits, als ein geistiger Vermittler zwischen beiden Nationen, bemüht, die Anschauungen seiner Landsleute über Frankreich zu erweitern und zu berichtigen. Diesem Zwecke dienen die Berichte, die er über das politische, soziale und künstlerische Leben in Frankreich für die „Allgemeine Zeitung" schrieb. Die erste Sammlung solcher Zeitungsberichte hat er in den „Französischen Zuständen" zu Ende des Jahres 1832 herausgegeben. Sie bringen viel treffende Bemerkungen von Heines politischem Standpunkte aus, erörtern vor allem den Gedanken, daß Ludwig Philipp nur dann seines Thrones sicher sein könne, wenn er dem Grundsatze der Volkssouveränität, dem er bei Antritt seiner Herrschaft gehuldigt hatte, auch treu bliebe. Heine bringt hier auch Ausführungen gegen den Adel, die denjenigen in seinem Vorwort zu „Kahldorf, Über den Adel" und im 4. Band der „Reisebilder" ähnlich sind; noch galt ihm der Ansturm gegen Adel und Pfaffentum als das Hauptziel des liberalen Programms. Er war aber kein Anhänger der Republik, sondern vielmehr der konstitutionellen, freisinnigen Monarchie. Bedeutungsvoller als die politischen Erörterungen erscheint uns die Schilderung von dem furchtbaren Wüten der Cholera in Paris im Frühjahr und Sommer 1832. Hier zeigte Heine wieder einmal sein Darstellungstalent auf das allerglänzendste; die Gegensätze von berauschendem Weltgenuß und plötzlichem massenhaften Todeselend bringt er, der immer in Kontrasten Denkende, zu glänzendem Ausdruck.

Aber viel wertvoller sind die Berichte, die Heine in den Jahren 1840 bis 1843 für die „Allgemeine Zeitung" schrieb. Eine gewisse Dämpfung seiner Anschauungen, die ihm wohl durch den Genuß der französischen Staatspension auferlegt wurde, empfinden wir kaum als einen Fehler. Am trefflichsten hat Heine die Gefahr herausgearbeitet, die dem Fortschritt der Menschheit, allen edlen und wertvollen Gütern der Völker durch das Heranwachsen der kommunistischen Bewegung drohe. Mit außerordentlichem Scharfblick, der ihn stets auszeichnete, erkannte er die Schrecken und entsetzlichen Auftritte vorher, die im Jahre 1848 und vor allem 1871 durch den Aufstand der Kommune zum Ausbruch kamen. — Auch die „Briefe über die französische Bühne" (Bd. 4 des „Salons") sind hoher Beachtung wert, da sie über das soziale Leben der Franzosen wichtige Aufschlüsse gewähren. Der sittliche Nihilismus, der weite Kreise Frankreichs ergriffen hatte, der die Franzosen mit gesinnungsloser Gleichgültigkeit über Ehe, Vaterlandsgefühl, Heroismus und Religion denken ließ, wird von ihm mit erschütternder Eindringlichkeit geschildert. Auch die Gefahr der wüsten Tanzorgien, über die der sittlich-freie Heine doch

gewiß nicht allzuleicht in Schrecken geriet, hat er überaus treffend erörtert (in der „Lutetia", Bd. VI, S. 298 ff.). Über Frankreichs Zukunft hegte er durchaus keine günstige Meinung (vgl. Bd. IV, S. 512 ff.), und die schweren Schicksalsschläge, die dies Reich in den Jahren 1870/71 erfuhr, sind hier mit prophetischem Geiste vorausgesagt; immer und immer wieder warnt er die Franzosen, mit dem jugendkräftigen Volke jenseits des Rheins Streit und Krieg hervorzurufen. Bemerkenswert ist es, daß auch seine Verehrung für Napoleon jetzt in den „Briefen über die französische Bühne" vollständig erkaltet erscheint. — Die Berichte über den französischen Salon des Jahres 1831 („Salon", Bd. 1) zeichnen sich aus durch viele feinsinnige Bemerkungen über die einzelnen hervorragenden französischen Maler und über das Wesen künstlerischer Auffassung im allgemeinen. Insbesondere wird hier betont, daß die Kunst zu den Ideen der Zeit in Beziehung bleiben müsse, und daß die alte klassisch-romantische Kunstperiode zu Ende sei. Als Zeugnisse eines tiefschauenden Beobachters werden diese Berichte Heines über das politische, soziale und künstlerische Leben in Frankreich für den Historiker von Wert bleiben.

An diese Schilderungen knüpfen wir ein kurzes Wort über das vielberufene Werk über Börne an. Es ist richtig, daß manche persönliche Ausfälle darin ungerecht und anstößig sind, aber auch dieses Buch hat für den geschichtlichen Spezialforscher eine bleibende Bedeutung. Die Charakteristik der schwachköpfigen liberalen Flüchtlinge in Frankreich, als deren Mittelpunkt Ludwig Börne erscheint, bietet ohne Frage viel richtige und wahre Bemerkungen, und Heine erscheint diesen Revolutionären gegenüber zwar als der minder Charaktervolle, aber auch als der ungleich Einsichtigere. Sein feines dichterisches Wesen fühlte sich abgestoßen durch die plumpen Umtriebe jener Kreise. Die Erörterungen über die philiströse Beschränktheit Börnes sind gleichfalls zu einem großen Teil richtig und zutreffend. Auch hier bringt Heine den alten Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus zu neuem Ausdruck, indem er Börne als den beschränkten spiritualistischen Nazarener, sich selbst aber als den weitgeistigen sensualistischen Griechen hinstellt; die Menschheit zerfällt ihm in zwei Klassen: die sinnenfeindlichen, enggeistigen, mageren Nazarener und die weltfrohen, harmonisch-heiteren Griechen. Immerhin bleibt es zu bedauern, daß Heine diese Schrift voll bitterster Angriffe gegen Börne erst nach dessen Tode veröffentlicht hat. Wenn man aber bedenkt, welch ein wüstes Hallo die großenteils von den Frankfurter Juden bezahlte Presse gegen Heine damals erhob, so muß man sagen, daß das Urteil der Nachwelt in Bezug auf diese Schrift weit mehr zu gunsten Heines ausfällt als das jener Zeit.

Außer den wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Schriften haben wir einige novellistische Arbeiten Heines zu erwähnen. Zunächst die „Memoiren des Herren von Schnabelewopski“, die Heine im Jahre 1833 im ersten Bande des „Salons“ veröffentlichte. Sie sind allerdings eine der witzigsten Schriften Heines, und wenn man sie in geeigneter Stimmung liest, so wird man herzlich darüber lachen. Aber der Gegenstand, den der Dichter sich hier ausgewählt hat, das äußerst ungebundene, liederliche Leben holländischer Studenten, ist ernsteren Gemütern von jeher anstößig erschienen, und am bedenklichsten ist es, daß in dieser Gesellschaft lebensfroher Jünglinge religiöse Fragen in allzu „flipperigem“ Tone besprochen werden. Die Ausfälle auf die Stadt Hamburg, die wohl geschrieben worden sind, als Heine noch dort verweilte, sind schroff, aber nicht ohne alle Berechtigung. Am bedeutungsvollsten ist die Schrift wohl mit dadurch, daß sie eine neue Fassung von der Sage des fliegenden Holländers bringt, welche von Richard Wagner fast ohne jede Veränderung für seine Oper verwendet wurde. — Die „Florentinischen Nächte“, die zweite novellenartige Arbeit des Dichters („Salon“, Bd. 3), ist durch die lebensvolle Schilderung der Erfahrungen und Schicksale Maximilians anziehend und bedeutend. Heine hat ohne Frage auch hier viel eigene Erlebnisse niedergelegt. Seine seltsame Schwärmerei für Statuen hat hier einen merkwürdigen, märchenhaft befremdenden Ausdruck gewonnen; geradezu großartig ist aber in dieser ersten „Florentinischen Nacht“ die Schilderung von der Wirkung des Violinspieles von Paganini. Wie Heine hier das Auf- und Abwogen der Töne in grelle, großartige Phantasien, in eindrucksvolle Worte umzudeuten versteht, gehört zu dem Geistvollsten, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist; und die berühmte Umschreibung, die Richard Wagner von Beethovens „Eroica“ gegeben hat, dürfte wohl mit durch diese Schilderung Heines angeregt worden sein; aber wie weit ist selbst Wagner hinter seinem Vorbilde zurückgeblieben! Die zweite „Florentinische Nacht“ erzählt von Londoner Erlebnissen und gibt die früher schon erwähnte allzuschroffe und ungünstige Schilderung von den Söhnen Albions und ihrem hastig-eckigen Geschäftstreiben. Man muß indessen dem Dichter zugestehen, daß er bei dieser Charakteristik wiederum die ganze Fülle seines Witzes an den Tag gelegt hat. Die Erzählung von Mademoiselle Laurence ist zwar ansprechend, aber doch im gewöhnlichen Sinne des Wortes romanhaft; derartiges hätten auch manche andere ebensogut leisten können wie Heine. Er schrieb diese Novelle zu einer Zeit, als seine politischen Kundgebungen durch den Druck des Bundestagsverbots gegen das „junge Deutschland“ fast ganz unmöglich geworden waren.

Wir haben gesehen, daß eine besonders hervorstechende Seite in Heines dichterischer Individualität seine Bevorzugung der Vorstellungen des Volksaberglaubens ist. Die Mythologien der heidnischen und christlichen Zeit, die schönen Gebilde der dritten Welt spielen eine große Rolle in seiner Poesie. Ausführliche selbständige Darstellungen dieser Art hat er nun in den „Elementargeistern" („Salon", Bd. 3), in den „Göttern im Exil" („Vermischte Schriften", Bd. 1), im „Faust" und in der „Göttin Diana" gegeben. Heine hat auf diese Weise die durch die Bemühungen der Germanisten, namentlich durch die Brüder Grimm, neu erschlossenen Vorstellungen des Volksaberglaubens durch glänzende Darstellung weiten Kreisen zugänglich gemacht. Das Grundthema, von dem er immer gefesselt erscheint, ist für ihn die Darstellung von der Umwandlung der altheidnischen Götter in christliche Teufel. Seine großartige Anschauungsgabe zeigt sich in der Vergegenwärtigung und Schilderung dieser alten Gebilde der Volksphantasie; auf Grund umfangreicher, langjähriger, gediegener Studien hat er hier Vorstellungsgebilde neu belebt und dichterisch verklärt, die halbverschollen nur noch in den niedern Sphären des Volkes lebten. Insbesondere in den „Göttern im Exil" hat Heine derartige Schilderungen mit einer bezeichnenden Kraft herausgearbeitet, die große Beachtung verdient. Diese Schriften, welche ihn als einen romantischen Deuter verborgenen Lebens der Volksseele erscheinen lassen, sind lange nicht nach Gebühr gewürdigt.

Von den eigenen Lebensschilderungen Heines, die einen so großen Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit ausgemacht haben, besitzen wir leider nur geringe Bruchstücke. Wir glauben, daß von den „Memoiren" noch ein großer Teil in Hamburg, Wien oder wo es sonst sei, hinter Schloß und Riegel verborgen liegt, und nicht unmöglich ist es, daß eine spätere Zeit hiervon noch manches kennen lernen wird. Was uns jetzt von solchen Selbstbekenntnissen des Dichters vorliegt, sind im wesentlichen die schon besprochene Darstellung im „Buch Le Grand", ferner die „Geständnisse" und das 1884 veröffentlichte Memoirenbruchstück. Die „Geständnisse" sind vor allem von Bedeutung wegen der hier besonders klar zum Ausdruck kommenden religiösen Wandelung des Dichters. Seine Erörterungen über Moses, das Judentum und die Bibel lassen wenig Zweifel darüber, daß Heine sich dem Glauben seiner Väter in seinem letzten Lebensalter innerlich wiederum zugewandt hatte. Ferner sind die Schilderungen über die ersten Eindrücke, die er von Paris gewonnen hatte, beachtenswert; aber freilich wird man mit Unmut erkennen, daß Heine in diesem seinem letzten Lebensabschnitte wiederum zu einer schroff ungünstigen Anschauung über die deutschen Verhältnisse zurückgekehrt war.

Das kleine Memoirenbruchstück hat große Enttäuschung hervorgerufen, und es enthält auch in der That über verborgene und unbekannte Zeitverhältnisse so gut wie gar keine Mitteilung. Aber für die Erkenntnis von Heines individueller Entwickelung ist es von Wert. Namentlich die scharfen Charakteristiken, die es von Heines Eltern enthält, sind für den Biographen von großer Bedeutung; und ferner ist auch der Hinweis auf die Einflüsse der Schule sowie endlich der auf die erste Liebe zur Scharfrichterstochter Josepha bemerkenswert. Der Stil ist zwar in diesem Werke teilweise nicht ganz gefeilt, gewisse Unebenheiten lassen erkennen, daß eine letzte Redaktion fehlte, aber von einem eigentlichen Erlahmen der Darstellungskraft des Dichters kann nicht die Rede sein.

Heines Stil hat während seines Pariser Lebens im allgemeinen an Kraft keineswegs verloren, sondern nur gewonnen. Die etwas stark poetisierende Darstellung der „Reisebilder" macht einem ruhigeren prosaischen Ausdruck Platz, die bezeichnende Kraft der Worte und die schöne Rundung der Perioden ist nur noch vollkommener geworden; mehrere Schriften und Aufsätze, z. B. die Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder" (Bd. I, S. 496), der Aufsatz über Marcus und vieles andere sind geradezu Musterbeispiele eines klassischen Stiles. Aber in einer Hinsicht ist ein Rückschritt wahrzunehmen: Heine bedient sich gerade in dieser Pariser Zeit in so ausgedehntem Maße entbehrlicher Fremdwörter, daß die Schönheit seines Ausdrucks hierdurch in einzelnen Artikeln (z. B. in den Briefen über die französische Bühne) eine erhebliche Einbuße erlitten hat.

Die poetischen Leistungen Heines aus diesem letzten Lebensabschnitte bieten neben vielen alten Zügen auch bemerkenswerte neue dar. Wir können vor allem drei Hauptströmungen seiner lyrischen Thätigkeit unterscheiden: Erstens Liebeslieder und persönliche Bekenntnisse, zweitens Zeitgedichte und drittens Romanzen. Die Gedichte sind veröffentlicht worden in den 1844 erschienenen „Neuen Gedichten", im „Romanzero" (1851), im ersten Band der „Vermischten Schriften" (1854) und in dem 1869 veröffentlichten Nachlasse; ferner kommen hier in Betracht die satirischen Epen „Atta Troll" und das Wintermärchen „Deutschland".

Von den Liebesliedern haben wir diejenigen des „Neuen Frühlings" bereits besprochen, die hierauf folgenden Gedichte mit dem Titel „Verschiedene" sind Lieder der niederen Minne und zum größesten Teil anstößig, frech und wertlos; nur die an Seraphine gerichteten und einige andere sind beachtenswert und schön. Am vollkommensten aber hat er die beglückende und verzehrende, beseligende und vernichtende Gewalt der Liebe in dem 1839 verfaßten Gedicht „Die Sphinx" geschildert, das er

der dritten Auflage des „Buches der Lieder“ als Vorwort voranschickte. Das zwiespältige Gefühl dieser Darstellung, in anschaulichen Bildern, aber in romantisch-märchenhafter Verhüllung wiedergegeben, mit knapp-stimmungsvollen Worten wie hingehaucht, bewegt die Seele des Lesers wie ein erschütternder Traum.

Außerordentlich gemütvoll sind ferner die Gedichte, welche Heines Heimweh nach Deutschland zum Ausdruck bringen: die Lieder „In der Fremde“, vor allem „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“, sind durch ihre rührende Innigkeit allgemein berühmt; hierher gehören ferner die Lieder mit dem Titel „Anno 1829“ und „Anno 1839“ (Bd. I, S. 271 f.), deren letzteres mit den Worten beginnt:

O, Deutschland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!

und das mit den Worten schließt:

Dem Dichter war so wohl daheime,
In Schildas teurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenschein!

Und im Jahre 1840, als Thiers zu einem Krieg mit Deutschland drängte, schrieb Heine ebensogut wie der von ihm verspottete Nikolas Becker, der Verfasser des „Rheinliedes“, ein patriotisches Gedicht mit der Überschrift „Deutschland“, das beginnt mit den Worten:

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme (Bd. II, S. 167).

Endlich gehört hierher das Gedicht „Nachtgedanken“, das der Sehnsucht nach der Heimat so ergreifenden Ausdruck verleiht (Bd. I, S. 319). Diese Äußerungen wie viele andere sollten diejenigen beherzigen, die Heine jede Vaterlandsliebe absprechen.

Die persönlichen Bekenntnisse und Liebeslieder werden wieder besonders reichlich zu der Zeit, da der Dichter, den Zeitkämpfen abgekehrt, auf dem Krankenlager den schönsten Trost in der dichterischen Bethätigung fand. Schon die im Jahre 1843 beim Wiedersehen Theresens verfaßten Gedichte „Alte Rose“ und „Wiedersehen“ deuten auf sein zweites Liebesverhältnis hin, aufs neue erfüllten ihn diese Gedanken in den einsamen Stunden des Krankenlagers. Damals schrieb er das Gedicht „Böses Geträume“ (Bd. I, S. 428), das meist auf Amalie bezogen wird, mehr aber der zu Ende der „Harzreise“ gegebenen auf Therese bezüglichen

Schilderung entspricht. Auf den Erbschaftsstreit mit der Familie des Oheims beziehen sich die Gedichte: „Orpheisch", „Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen", „Affrontenburg", „Nicht gedacht soll seiner werden", „Wer ein Herz hat und im Herzen Liebe trägt" und „Nachts, erfaßt vom wilden Geiste" (Bd. II, S. 104—109). Namentlich das Gedicht „Affrontenburg" ist von furchtbarer Gewalt. — Besonders hervorzuheben sind die letzten Liebeslieder, die Heine geschrieben hat, die Gedichte: „An die Engel" (Bd. I, S. 425), „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt" (Bd. II, S. 42) sowie „Babylonische Sorgen" (Bd. II, S. 43), die der Liebe für Mathilde und der Sorge um ihre Zukunft ergreifenden Ausdruck geben. Doch am merkwürdigsten sind die Lieder für die „Mouche" („Die Wahlverlobten", „Für die Mouche", „Dich fesselt mein Gedankenbann", Bd. II, S. 44 ff.), die den Dichter von einem neuen, leidenschaftlichen Liebesgefühl durchdrungen zeigen, das eben durch den Gegensatz zu seiner Lage unsäglich rührend wirkt. Der erschütternde Schmerz über seine unselige Krankheit, die den lebensfrohen Dichter von allem Lebensgenuß zurückhielt, klingt nächstdem am tiefsten wieder aus den Lazarusliedern (Bd. I, S. 415 ff., und Bd. II, S. 91 ff.). Man hat den Eindruck, als ob ein lebendig Begrabener hier sein unerträgliches Leid durch die Nacht schreit, es sind Verse von herzzerreißender Gewalt. Dabei ist aber doch keine dumpf bedrückende Lazarettpoesie in diesen Liedern niedergelegt worden, sondern ganz vorwiegend der geistige Schmerz, scheiden zu müssen aus einer trotz aller Verwirrung, trotz allen Hasses und Elendes innig begehrten Welt. Heine selbst hatte den Eindruck, und er täuschte sich hierin nicht, daß solche Verse in deutscher Sprache noch nicht geschrieben worden seien; so wie er hätte auch noch keiner vor ihm gelitten.

Hatte Heine in seiner ersten Schaffensperiode die politischen Vorgänge nur selten zum Gegenstand seiner lyrischen Gedichte gemacht, so that er dies in der spätern Zeit häufig. Namentlich die Zeitgedichte in den „Neuen Gedichten", im „Romanzero" und aus dem Nachlaß enthalten die bezüglichen Denkmäler seiner poetischen Thätigkeit. Sie zeichnen sich aus durch glänzenden Witz und packende Kraft, aber sie sind dem Gegenstande entsprechend zum Teil veraltet. Die Zeitgenossen werden ihre innige Freude gehabt haben an den witzigen und bissigen Ausfällen gegen den liberalen Apostel Herwegh, der zu Anfang der vierziger Jahre eine so große und in späterer Zeit eine so jämmerliche Rolle spielte, ferner gegen Dingelstedt, den Professor Paulus u. a. Äußerst scharf sind die Ausfälle gegen den König Friedrich Wilhelm IV., die in den Gedichten „Der Kaiser von China" und „Der neue Alexander" enthalten sind Aber wie treffend sind z. B. die Worte:

Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute (Bd. II, S. 175).

Recht bissig sind fernerhin die Verse gegen den König Ludwig von Bayern (Bd. II, S. 169); und einen wilden Haß atmet das Gedicht „Die schlesischen Weber" (Bd. II, S. 177), das freilich an Mißstände anknüpft, gegen die der Tadel sehr berechtigt war. Das Gedicht „Im Oktober 1849" (Bd. I, S. 426) sowie das von uns wieder aufgefundene „Michel nach dem März" (Bd. II, S. 187) äußern des Dichters Enttäuschung über die reaktionären Vorgänge nach der deutschen Revolution des Jahres 1848. Hierzu kommen noch manche persönlichen Ausfälle, z. B. gegen Richard Wagner und Franz Liszt in dem „Jung-Katerverein für Poesie-Musik" (Bd. II, S. 182), gegen Meyerbeer in dem „Festgedicht", das beginnt: „Beeren-Meyer, Meyer-Beer!" (Bd. II, S. 178), gegen Jakob Venedey (Bd. II, S. 210), gewisse Hamburger Juden (Bd. I, S. 293; Bd. II, S. 184) u. a. Ein Mittelding von persönlichem Bekenntnis, Zeitgedicht und Romanze, ist das 1836 verfaßte Lied vom Tannhäuser (Bd. I, S. 245); die dort geschilderte hinreißende Liebe zu der neuen Venus ist nur eine Widerspiegelung des Gefühls, das der Dichter für seine Geliebte Mathilde hegte. Die Darstellung von der Wirkung ihrer Reize steht fast unerreicht da in der Geschichte der deutschen Dichtung. Wenn dem Tannhäuser die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche versagt ist, so dürfen wir hierin wohl einen symbolischen Ausdruck finden für die Schwierigkeiten, die des Dichters Rückkehr nach Deutschland entgegenstanden; und eben nachdem ihm diese Schwierigkeiten klar geworden waren, mochte er sich zu jenen satirischen Ausfällen über Deutschland veranlaßt sehen, welche der dritte Teil des Gedichtes enthält; das Ganze aber gehört als eine Nachbildung des alten Tannhäuserliedes zu der dritten hier zu besprechenden lyrischen Gruppe, zu den Romanzen.

Bevor wir zu diesen übergehen, wenden wir unsere Blicke auf die beiden berühmten satirischen Epen „Atta Troll" und das Wintermärchen „Deutschland". Das erstere richtet sich gegen die zu Anfang der vierziger Jahre aufgekommene politische Tendenzpoesie. Freilich sind nicht die oppositionellen Bestrebungen jener Poesie als solche angegriffen, sondern vielmehr nur zwei besondere Erscheinungen der damaligen politischen Welt: die neueste Verherrlichung kommunistischer Gleichmacherei und der religiös-schwärmerische Zug einer gewissen Klasse von Liberalen; dabei aber ist das täppische Auftreten all dieser Volksbeglücker, die Form ihres Wirkens ganz besonders gegeißelt worden.

Der neue Volkstribun ist durch den Helden des Gedichtes, den Bären „Atta Troll", dargestellt, dessen Tanzkunststücke als symbolischer Ausdruck für die plumpe politische Tagespoesie aufzufassen sind. Heine hat, indem er die neuesten Kommunisten und gleichzeitig den altdeutsch-christlichen Burschenschafter vom Jahre 1815 in einer und derselben Figur des „Atta Troll" zusammenfaßt, allerdings Dinge miteinander vereinigt, die durchaus nicht zusammengehören. Denn die Kommunisten waren eben Anhänger der neuesten, von Heine damals noch freudig begrüßten atheistischen Philosophie eines Feuerbach und Bruno Bauer. Der altdeutsche sentimentale Burschenschafter war dagegen aus ganz anderem Holz geschnitzt. Abgesehen von diesem Fehler der Verquickung nicht zusammengehöriger Elemente in der Figur des „Atta Troll", ist aber dieses satirische Epos der höchsten Bewunderung wert; es gehört zu den vollkommensten Leistungen unseres Dichters. Der plumpen Tendenzpoesie stellt er die lieblichste romantisch-verklärte Dichtung gegenüber. Der Bär hat in dem sagenberühmten Thale Ronceval, wo einst Roland gefallen war, seine Zuflucht gefunden, nachdem er der Haft des Führers entronnen war. Hier nach diesem Thale wandert der Dichter in Begleitung des gespenstischen Laskaro und enthüllt uns auf dem Wege dorthin ein poetisch anziehendes Bild nach dem andern. So kehren wir ein in der Fischerhütte am Lac de Gobe, wo der alte Fährmann und seine zwei schönen, lebensfrischen Nichten uns vorgeführt werden; wir folgen in Begleitung dieser Schönen der Fahrt über den nächtlichen See, lauschen dem lustigen Kinderspiel in dem Dörfchen am Bergesabhang, ziehen durch die häßliche Gegend, wo die Cagoten wohnen, und gelangen endlich zu der Hütte der Uraka, wo bei ängstlich flackerndem Licht von der alten Hexe und ihrem schweigenden Sohne die Schicksalskugel gegossen wird, die dem Atta Troll den Tod bringen soll. Schöner als alle anderen Stellen des Gedichts, und nicht nur zu den vollkommensten Schilderungen Heines, sondern zu den Glanzpartien aller poetischen Darstellungen in deutscher Sprache gehörend, ist die Beschreibung der wilden Jagd, die der Dichter während der Johannisnacht in jenem Pyrenäenthal vorüberziehen sieht. Die phantastisch-wirren Figuren, die uns hier vorgeführt werden, sind mit einer traumhaften Anschaulichkeit entworfen, daß wir alles leibhaftig zu schauen und greifen zu können vermeinen; hier ist Bewegung, Schwung und bezeichnender Ausdruck, wie ihn selbst Heine selten erreicht hat. Aber am herrlichsten sind jene drei Frauenbilder geschildert: die Göttin Diana, die Fee Abunde und die Herodias; wer poetisch zu schauen vermag, wird gestehen, diese Figuren stehen lebend vor uns, unser Auge entzückend und unser Herz

bewegend, vor allem die schöne Herodias mit ihrem, wie der Dichter sich so bezeichnend ausdrückt, „glutenkranken" Antlitz! Nach verworrenen Träumen über die tanzenden Bären und Gespenster folgt die ergötzliche Schilderung von dem in einen Mops verzauberten schwäbischen Dichter, in der Heine seinem alten Haß gegen die Tölpel vom Neckar witzigen Ausdruck gegeben hat. Dann hören wir von weiteren satirischen Ausfällen, besonders gegen den Fürsten Lichnowski, von dem Tode Atta Trolls, der Feier des erfolgreichen Jägers Laskaro und endlich von den lustigen Schicksalen der Mumma, die im Jardin des plantes ein Unterkommen gefunden hat, wo der von Freiligrath besungene Mohrenfürst als Wärter angestellt ist. Die „lederne" politische Tagespoesie verspottend, wollte Heine in seinem satirischen Epos noch einmal das Füllhorn seiner romantischen Blumen ausstreuen, er stimmte das „letzte freie Waldlied der Romantik" an. Wir glauben an die Berechtigung seiner Polemik und sind durch die Form, in der er sie gibt, in tiefster Seele gefesselt. So erscheint der „Atta Troll" als eine der tadellosesten Gaben seines reichen Genius.

Nicht auf derselben Höhe steht das Seitenstück zu dieser Dichtung, das Wintermärchen „Deutschland". War im „Atta Troll" die berechtigte Tendenz in bezaubernder poetischer Verhüllung ausgesprochen worden, so begegnen uns im Wintermärchen vielfach unberechtigte Ausfälle in nicht immer poetisch gehobener Form. Heine hatte im Jahr 1843 den Wunsch gehabt, von Hamburg aus nach Berlin zu reisen, aber wegen politischer Bedenken hatte er hiervon abstehen müssen. Der Zorn über die preußische Polizei hat die politische Satire des Dichters verschärft; diese persönlichen Umstände wollen wir nicht unbeachtet lassen. Aber nichtsdestoweniger bleiben viele Ausfälle gegen Preußen verwerflich und ihre Berechtigung ist durch die Ereignisse der spätern Zeit widerlegt worden. Dem preußischen Adler, dem „häßlichen Vogel", der „schwarzen geflügelten Kröte", sind die Federn nicht ausgerupft und die Krallen nicht abgehackt worden; es ist den rheinischen Schützen nicht gelungen, diesen Vogel von der Stange herabzuschießen; auf die neue, von Friedrich Wilhelm IV. eingeführte Pickelhaube sind des Himmels modernste Blitze nicht herabgefahren; der Kölnische Dom ist nicht in einen Pferdestall verwandelt, sondern ausgebaut worden, und die Zukunft Deutschlands glich nicht dem Inhalt jenes Gefäßes, das die Hammonia dem Dichter zeigte. Immerhin bleiben viele Einzelheiten der poetischen Schilderung packend und ansprechend. In der Beschreibung von den drei Sälen des Kaisers Rothbart zeigt sich wieder die anschauliche Darstellungskraft des Dichters, und der berühmte Schwung des Eingangs-

kapitels, beseelt von jenem neuen Evangelium der Weltlust, der griechisch-heitern Sinnenfreude, wird auch auf diejenigen seinen Eindruck nicht verfehlen, welche glauben, daß solche Lebensphilosophie zu keinem gedeihlichen Ziele führt. Auch wird man die pathetische Wucht der drohenden Schlußverse gegen Friedrich Wilhelm IV. nicht verkennen dürfen. Aber während der „Atta Troll" als ein Ganzes bezaubernd wirkt und nur im einzelnen geringe Schwächen aufweist, ist das „Wintermärchen" im ganzen unerfreulich und nur im einzelnen voll treffender Satire und poetischer Schönheit.

Schon von früher Jugend an hat sich Heine als ein Meister der Balladen- und Romanzendichtung bewährt. Während seiner Pariser Zeit hat er diese Seite seines poetischen Könnens zu noch größerer Vollkommenheit ausgebildet als zuvor. Aus den „Neuen Gedichten" gehören hierher, außer dem schon erwähnten „Tannhäuser", die Romanze vom Ritter Olaf und die von der Frau Mette. Beide wirken inhaltlich ergreifend und sind in der Form hoch vollendet. Wie der Ritter Olaf, der wegen verbotener Liebe zu einer Fürstentochter den Tod erduldet, noch in der letzten Stunde die Stelle segnet, wo jene Schöne sich ihm ergeben hatte, ist tief poetisch; und die Liebesgewalt, mit der Herr Peter die vermählte Frau Mette zu sich lockt (wahrscheinlich eine Anspielung auf die Gewalt, die Heine noch über die vermählte Therese übte), klingt bestrickend aus jenen Versen wieder. Im „Romanzero" nun (welchen Namen Campe dieser Gedichtsammlung gegeben hat) tritt die Romanzendichtung herrschend in den Vordergrund. Im „Schelm von Bergen", im „Schlachtfeld bei Hastings", in „Karl I.", in der „Pomare", im „Mohrenkönig", im „Dichter Firdusi", in den „spanischen Atriden", im „Asra" zeigt sich des Dichters Kraft in ihrer Vollendung. Man vergleiche nur Heines „Schelm von Bergen" mit dem von Simrock, um zu erkennen, was ein gottbegnadetes Genie und was ein gefälliges Talent zu leisten vermögen. In allen diesen Gedichten tritt eine tiefschmerzlich pessimistische Lebensauffassung zu Tage. Der Dichter wiederholt immerfort das Lied von herben Schicksalsschlägen, von menschlicher Gemeinheit und von dem traurigen Untergang alles Schönen auf dieser Erde. Man blickt in eine Welt phantastisch grell geschilderten Jammers hinein, wie sie den Fieberträumen des von schwerem Unglück niedergeworfenen todkranken Dichters entsprach. Am schauerlichsten sind die Nachtstücke von der „Pfalzgräfin Jutta" und der „Nächtlichen Fahrt"; schauerlich desgleichen ist das Gedicht „Waldeinsamkeit", in welchem Heine seine tiefe Kenntnis des Volksaberglaubens und sein persönliches Leid zugleich zum Ausdruck bringt. Seine

düstere, weltschmerzliche Lebensauffassung zeigt sich fernerhin in der im ersten Band der „Vermischten Schriften" veröffentlichten Romanze „Das Sklavenschiff". Und auch in der Neuen Welt, in Amerika, herrscht menschliche Selbstsucht und Gemeinheit und menschlich trübes Geschick, wie es der „Vitzliputzli" und das symbolisch bedeutungsvolle Gedicht „Bimini" kundgeben. — Die Form dieser Romanzen zeigt eine Veränderung gegenüber derjenigen aus früherer Zeit: war Heine früher durch knappen, treffenden Ausdruck ausgezeichnet, so ist dies von den Gedichten seiner letzten Periode nicht immer zu sagen. Noch zeigt er die alte unvergleichliche Meisterschaft knapp zutreffenden, packenden Ausdrucks in dem berühmten „Asra", aber in andern Romanzen befremdet er uns durch redselige Breite. Indessen für diesen Mangel knapper Schilderung entschädigt er durch die außerordentliche Anschaulichkeit und den Farbenreichtum seiner Darstellung. Die Neigung, den Ausdruck des gewöhnlichen Lebens in seine Verse einzuflechten, zeigt er jetzt noch mehr als früher, er gewinnt hierdurch eine noch größere Natürlichkeit; aber manche dieser Wendungen zerstören die poetisch gehobene Stimmung. Alles in allem genommen sind diese Romanzen aus Heines letzter Zeit Dichtungen von außerordentlich packender Kraft und namentlich von unvergleichlicher Originalität. Indessen durch ihre trübe Weltanschauung und durch jene Einmischung unpoetischer Ausdrücke lassen sie doch einen reinen poetischen Genuß oft nicht in dem Grade aufkommen, wie die Gedichte der früheren Zeit. Beurteilt man sie indessen nach ihrer Originalität, nach der Wahrheit und Tiefe der ethischen Weltanschauung und nach der Anschaulichkeit der Darstellung, so stehen sie höher als alle früheren Leistungen. — Bemerkenswert ist noch, daß sich Heine, der früher in seinen Versen aller Lehrhaftigkeit abhold war, in seinen letzten Jahren der didaktischen Fabel zuneigte; derartige Gedichte sind die „Libelle", der „Tugendhafte Hund", „Pferd und Esel" und viele andere. Sie geben die Gedanken allerdings in der Form anschaulicher Vorgänge aus dem Tierleben wieder, aber der allegorisch-symbolische Sinn tritt doch in voller Nacktheit hervor und zerstört auf die Weise die Freude rein sinnlicher Dichtung. — Den Schluß des „Romanzeros" bilden die „Hebräischen Melodien", in denen Heine seiner Rückkehr zum Glauben seiner Väter poetischen Ausdruck gegeben hat. Diese Gedichte sind im einzelnen durch große Schönheit ausgezeichnet, im ganzen aber nicht genügend gefeilt und viel zu breit. Das beste Stück ist das dritte der kleinen Sammlung: „Die Disputation", in welcher Heine seiner Abneigung gegen die Priester jedwelcher Kirche Ausdruck verliehen hat.

Will man die Gesamtheit von Heines Individualität gerecht wür-

digen, so ist es notwendig, seine Gefühls- und Willensäußerungen und seine Phantasie- und Verstandesbegabung zu scheiden. Nach Seite des Gefühls zeigt Heine merkwürdige Gegensätze: er hat die deutsch-romantische Sentimentalität in sich aufgenommen und hat sie gesteigert und leidenschaftlich beseelt durch die glühende, hyperbolische Empfindungsweise des Orientalen. Daneben aber zeigt sich die satirische Erhebung des vielgeprüften, reicherfahrenen, mit allen Höhen und Tiefen des Lebens vertrauten Weltmannes. Aus diesem Gegensatz einer hochpoetischen und weltlich-realistischen Auffassung gehen die merkwürdigen Kontraste seiner Dichtung hervor. In Bezug auf Willensbethätigung ist er der unpraktischen Geduld des eingeborenen Germanen abgeneigt, er ergreift nächste Ziele mit behender Sicherheit und Rücksichtslosigkeit; er stellt sich mitten hinein in das politische Welttreiben. Aber die Stetigkeit und Festigkeit der Gesinnung, die wichtigste Eigenschaft des Politikers, besitzt er nicht, vielmehr ist seine leicht-bewegliche Seele bald von dieser, bald von jener Seite der Erscheinungen in höherem Grade gefesselt. Alle Härte des Charakters ist ihm fremd, er ist vielmehr reich an Herzensgüte und förderndem Wohlwollen; aber sobald er von seiner satirischen Auffassung beherrscht ist, ergeht er sich rücksichtslos in kühnen Angriffen, ohne Klugheit und Vorsicht, und gegen wen immer es sei. Seinem Charakter liegt alle lauernde Verschlossenheit vollkommen fern, vielmehr trägt er sein Gefühl mit rücksichtsloser Offenheit auf der Zunge. Er ist als ein Mann des praktischen Weltlebens im einzelnen Falle voll durchgreifender Willenskraft und besitzt Mut, Kühnheit, ja Verwegenheit. Aber in dem Kampf gegen die Regungen der eigenen Brust ist er meist schwach, er folgt ausschließlich dem inneren Impuls, der häufig edel, ja aufopferungsvoll, häufig aber auch, wenn Lächerlichkeit, Widerstand oder Angriff ihn reizte, ausfallend, rachsüchtig und vernichtend ist. — So ist unser Urteil über die Gefühls- und Willensrichtung des Dichters, über seinen Charakter, von Gegensätzen hin- und hergeworfen; bald sind wir ihm von Herzen zugethan, bald schreckt uns die Ungerechtigkeit seines erregten, satirischen, rachsüchtigen Wesens zurück. Aber wir wissen, wie vieles in dieser letzten Beziehung durch die zahlreichen harten Schicksale erklärlich und entschuldbar wird.

Geradezu glänzend und dem Besten, was es in der Geschichte des Geistes gibt, zu vergleichen ist aber Heines Begabung nach der Seite der Phantasie und des Verstandes. Er besitzt eine überaus scharfe und behende Auffassungsgabe, er besitzt ein lebensvolles Interesse für die mannigfaltigsten Dinge dieser Welt. Der Verlauf seiner Vorstellung ist wie bei dem wahren Genie überaus schnell; alle Gedanken fügen sich in

große Zusammenhänge ein, sie verbinden sich leicht mit fern entlegenen Vorstellungen und führen zu überraschenden, glänzenden Einfällen; von ihm gelten die Worte Goethes im „Tasso“: „Das Weitzerstreute sammelt sein Gemüt, und sein Gefühl belebt das Unbelebte!“ Und mit dieser Originalität der Vorstellungsverknüpfungen vereinigt Heine, was so überaus selten in ein und derselben Seele verbunden ist: eine hervorragende Anschaulichkeit der Phantasie; die Vorstellungen haben bei ihm und namentlich in seinen letzten Jahren eine sinnliche Deutlichkeit, die fast derjenigen halluzinatorischer Traumgebilde gleichkommt. So erkennen wir in Heine einen Mann von unvergleichlicher Begabung, die freilich zu einer reinen harmonischen Entfaltung nicht durchgedrungen ist — aber eben in der Disharmonie seines Wesens spiegelt sich die Disharmonie einer unfertigen und ungeklärten Geistesepoche wider. Er ist indessen nicht nur durch die poetischen Schönheiten seiner Werke, sondern auch durch ihre kulturgeschichtliche Bedeutung einer der ersten Geister des 19. Jahrhunderts; seine Dichtungen und seine Prosawerke mit ihrem reichen, mannigfaltigen Gemüts- und Lebensinhalte sind und bleiben der Spiegel und die abgekürzte Chronik seiner Zeit.

Buch der Lieder.

Einleitung.

Heines „Buch der Lieder" erschien zuerst im Oktober 1827, der Inhalt der Sammlung war aber bereits früher in vier andern Werken der Öffentlichkeit übergeben worden: in den „Gedichten", den „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" und im 1. und 2. Bande der „Reisebilder". — Schon als junger Student in Bonn hatte Heine eine Sammlung seiner Gedichte der Weberschen Buchhandlung zum Verlag angeboten; aber er hatte hier so wenig Erfolg wie einige Monate später mit dem gleichen Gesuch bei F. A. Brockhaus[1] in Leipzig. Besser erging es ihm in Berlin, wo Varnhagen den jungen Dichter an Gubitz empfahl, den einflußreichen Herausgeber des „Gesellschafters". In letzterer Zeitschrift veröffentlichte Heine 1821 eine größere Anzahl seiner Gedichte, und auf Gubitz' Rat fand sich der Verleger des Blattes, Maurer in Berlin, bereit, eine selbständige Sammlung der Heineschen Poesien in die Welt zu senden. Es war nur ein kleines Büchlein, das da im Dezember 1821 hinaustrat, 170 Seiten weiten Druckes; sein Inhalt deckt sich im großen Ganzen mit den „Jungen Leiden" des Buches der Lieder; eine genauere Übersicht darüber bieten unsre Lesarten am Schluß des Bandes.

Interessant ist die „Litterarische Anzeige", welche die Verlagsbuchhandlung am 26. Dezember 1821 im „Blatt der Ankündigungen" des Gesellschafters veröffentlichte, eine Anzeige, die aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Dichter selbst verfaßt worden war:

„In unserm Verlage ist soeben erschienen: Gedichte von H. Heine. 8. Preis: 1 Thlr. Wie verschieden auch die Urteile über den Wert dieser Poesien ausfallen mögen, so wird doch jeder gestehen, daß der Verfasser derselben durch seltene Tiefe der Empfindung, lebendige humoristische

[1] Das Schreiben an Brockhaus weist auf Schlegels Lob der Gedichte und die Originalität derselben hin; es ist abgedruckt in dem Buche „F. A. Brockhaus. Von Dr. Ed. Brockhaus", Bd. III.

Anschauung und kecke gewaltige Darstellung eine überraschende Originalität beurkundet. Fast alle Gedichte dieser Sammlung, welche aus I. Traumbildern, II. Minneliedern, III. Romanzen, IV. burlesken Sonetten und V. Übersetzungen aus Lord Byrons Werken bestehen, sind ganz im Geist und im schlichten Ton des deutschen Volksliedes geschrieben. Die Traumbilder sind ein Cyklus Nachtstücke, die in ihrer Eigentümlichkeit mit keiner von allen vorhandenen poetischen Gattungen verglichen werden können. Berlin, im Dezember 1821. Maurersche Buchhandlung."

Ein Honorar erhielt der junge Dichter nicht, sondern nur 40 Freiexemplare. Aber ein geistiges Honorar, Ehre und Anerkennung, wurde dem kaum Zweiundzwanzigjährigen bereits in hohem Grade zu teil. Schon am 19. Januar 1822 ließ Varnhagen im „Gesellschafter" sein klangvolles Wort zu gunsten des Dichters ertönen. Freilich beklagt er zu Anfang, daß die Verlagshandlung durch ihre Anzeige alles Lob vorweggenommen habe, aber dann fährt er fort: „Der hier auftretende Dichter ... hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es ist Anschauung und Gefühl darin." Nachdem er die Anlehnung an das Volkslied besprochen, fährt er fort: „Das Eigentümliche arbeitet sich aus diesem Überlieferten hier überall mit Kraft empor, und bloß Nachgemachtes ist uns nirgends vorgekommen". Freilich leugnet er nicht, daß zuweilen sowohl der Ausdruck des Kräftigen als des Weichen verfehlt sei, aber im ganzen ist seine Besprechung voll glänzender Anerkennung. — Sodann pries man in der Heimat des Dichters mehrfach die hervorragenden Eigenschaften seines Buches. Das verbreitetste Blatt im Rheinland und Westfalen war damals der „Rheinisch-westfälische Anzeiger", für welchen auch Heine seit 1819 mehrere Beiträge geliefert hatte. Hier erschien am 31. Mai 1822 eine Kritik von Karl Immermann und am 7. Juni 1822 eine solche von einem unbekannten Verfasser, der sich „Schm." unterzeichnete. Immermann schrieb: „In den meisten Erzeugnissen Heines schlägt eine reiche Lebensader; er hat das, was das Erste und Letzte beim Dichter ist: Herz und Seele, und das, was daraus entspringt: eine innere Geschichte. Deshalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt selbst einmal stark durchempfunden und durchlebt hat. Er ist ein wahrer Jüngling, und das will viel sagen zu einer Zeit, worin die Menschen schon als Greise auf die Welt kommen. Mit kecker, fast dramatischer Anschaulichkeit zeichnet er die Zustände seines Innern" 2c. Das Freudlose der Heineschen Verse erklärt Immermann durch die Feindschaft des Genius gegen die unempfindliche Zeit; die gescholtene Geliebte müsse für diese tiefere Mißstimmung des Dich-

ters mit büßen. Ein Vergleich mit Byron zeige nur eine oberflächliche Ähnlichkeit beider Männer, denn der Deutsche sei viel frischer und lebensmutiger. — Weit bedeutender ist die zweite Kritik in dem erwähnten Blatte, und wir müssen es Strodtmann Dank wissen, daß er dieselbe in seiner Biographie des Dichters (2. Aufl., I, S. 201—209) vollständig abgedruckt hat. Freilich sind durch diese Besprechung neue kritische Gesichtspunkte nicht gewonnen worden, sondern sie bietet in der Hauptsache vielmehr nur eine geistvolle Anwendung einer tiefbedeutsamen Äußerung Goethes über den Zweck aller Poesie. Im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit" findet sich jenes berühmte Wort, daß die wahre Poesie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit und äußeres Behagen uns von allen irdischen Lasten zu befreien wisse. „Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen." Von diesem Gesichtspunkt geht jener Kritiker aus, wenn er sagt: „Dieses Buch besteht aus lauter Sünden gegen den Zweck der Poesie". Letzterer soll auch nach ihm wirken — wie Religion! „Betrachten wir jetzt den Geist, der in den Poesien Heines herrscht, so vermissen wir nicht allein jenes versöhnende Prinzip, jene Harmonie, worauf selbst die wildesten Leidenschaftsausbrüche berechnet sein sollten, sondern wir finden sogar darin ein feindliches Prinzip, eine schneidende Dissonanz, einen wilden Zerstörungsgeist, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt und nirgends aufkeimen läßt die Palme des Friedens." Aber auch dieser Kritiker sagt, daß die humoristische Ironie Heines noch sehr weit entfernt sei von der eiskalten Persiflage Lord Byrons. — Tief und ganz habe unser Dichter aber das Wesen der Poesie begriffen. „In allen Gedichten Heines herrscht eine reine Objektivität der Darstellung, und in den Gedichten, die aus seiner Subjektivität hervorgehn, gibt er ebenfalls ein bestimmtes objektives Bild seiner Subjektivität, seiner subjektiven Empfindung. Wir müssen diese Objektivität der Darstellung bewundern." Seit Bürger sei keinem deutschen Dichter der volkstümliche Ton so gelungen wie Heine. Was seinen Liedern fehle, um sie zu echten Volksliedern zu stempeln, das sei der Umstand, daß sie nicht aus der Geschichte unsers Volkes ihre Stoffe entlehnten. Am ehesten sei das Lied des gefangenen Räubers (Junge Leiden, Romanzen, Nr. 5) von dieser Art. „Wären Heines Grenadiere in französischer Sprache geschrieben, so wäre das ein echtes französisches Volkslied." — Man sieht aus allem, daß hier ein feiner Kopf eine ruhig abwägende, tiefgehende Kritik des Heineschen Erstlingswerkes gegeben hat; seine Gedanken und Ausdrücke sind so treffend, daß sie von vielen,

die über Heine geschrieben haben, mit oder ohne Variation, wiederholt worden sind. — Auch das „Morgenblatt", der „Zuschauer" und die „Agrippina" brachten anerkennende Worte für den jungen Dichter; einzelne Bemerkungen aus der letztern Zeitschrift werden in unsern Anmerkungen erwähnt.

Das „Lyrische Intermezzo" erschien zuerst, mit den Tragödien zusammen im April 1823 bei Dümmler in Berlin; es hat diesen Namen erhalten, da es zwischen den beiden dramatischen Werken (S. 69—128) seinen Platz fand. Auch diesen Gedichten ward freundliche Aufnahme von der Kritik zu teil; im „Gesellschafter" berichtete wiederum Varnhagen (Nr. 72, vom 5. Mai 1823); der „Freimütige" brachte eine ausführliche Besprechung durch 5 Nummern hindurch (Anfang Juni 1823). Das „Morgenblatt" (Nr. 166), das „Litteraturblatt zum Morgenblatt" (Nr. 50, 1823), das „Litterarische Konversationsblatt" (1824, Nr. 220) und die „Wiener Jahrbücher" (1825, Bd. 31, S. 157) machten das Publikum auf die eigenartige neue Erscheinung aufmerksam. Aber dem Beifall mischte sich diesmal mehr ernstlicher Tadel bei. Man erkannte das bedeutungsvoll Neue, daß sich „gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutschen Volksliedes hier in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tage" bewege; aber man nahm Anstoß an jenen Gedichten, die allzu dreist den sittlichen und religiösen Anschauungen Hohn sprachen. Heine hat die Berechtigung dieses Einwurfs dadurch anerkannt, daß er fast alle diese Erzeugnisse später in das „Buch der Lieder" nicht aufnahm, wo sie denn auch unser Text natürlich nicht bietet. Aber in der „Nachlese" mußten sie Platz finden. In den „Lesarten" berichten wir, welche Gedichte Heine derart verbannte, woraus man über die ihn leitenden Gedanken volle Klarheit gewinnt.

Der Cyklus „Die Heimkehr" hat diesen Namen erhalten, weil er größtenteils nach des Dichters Heimkehr von der Berliner Universität gedichtet worden ist. Im Mai 1823 verließ Heine die preußische Hauptstadt, und erst im Januar 1824 ließ er sich aufs neue in Göttingen immatrikulieren. Gedruckt wurde dieser Cyklus sowie die erste Abteilung der „Nordsee" im ersten Bande der Reisebilder, der im Mai 1826 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien. Der Band enthielt außerdem nur noch die Harzreise. Von den Besprechungen, die er erfuhr, heben wir drei an dieser Stelle hervor. Vor allem die ausführliche in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1827, Nr. 97, welche Karl Immermann zum Verfasser hatte; sodann diejenige im Gesellschafter, 1826, Nr. 103, welche „W." unterzeichnet ist und, nach Strodtmanns Angabe, von dem Dr. Heinrich Hermann, als Schriftsteller Ernst Woldemar ge-

nannt, herrührt. Immermann verweilt am längsten bei der „Heimkehr“. Heißen Liebeszorn und Schmerz bezeichnet er als den „bisher klar gewordenen Mittelpunkt von des Dichters Gefühl“, der in der Beschränkung auf diesen kleinen Stoffkreis unbewußt die größte Weisheit bekunde. „Der Lyriker kann nicht genug sich beschränken; je enger, desto intensiver ist sein Gefühl; je intensiver dieses, desto näher liegt die Möglichkeit großer Erfolge.“ Ebenso lobt er die Darstellung. „Von Längen, von müßigen Ausspinnungen, von leeren Wiederholungen weiß unser Dichter so wenig, daß seine Verbindungen eher an das Herbe grenzen, seine Schlüsse fast immer schlagend, mitunter selbst zu epigrammatisch zugestutzt sind. Wortspiele, Parallelismen stehen dem Dichter zu Gebote, wie sich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut.“ Doch meint Immermann, daß unser Dichter nicht überall so hoch dastehe, da er oft nicht ruhig genug gewesen, um den Gegenstand künstlerisch zu beherrschen. — Der Kritiker des „Gesellschafters“ rühmt wieder zunächst die Originalität des Dichters. „Wenn die Tiefe und das Licht seiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Pauls erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung seiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byrons, so gehört dagegen anderes Ausgezeichnete nur ihm allein und läßt sich nur mit dem, was er selbst früher in solcher Art gegeben, in Vergleich stellen; dahin rechnen wir die ganz eigentümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohn, die einzige Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags“ ꝛc. Aber er meint anderseits auch, daß die Wagnisse des Verfassers bis zum Frevelhaften, seine Freiheiten bis zur Frechheit gingen. Am besten hat dieser Kritiker die letzte Abteilung, „die Nordsee“, verstanden. Er schreibt: „Hier bekundet sich noch mehr als in der ‚Harzreise‘ das bis zum Genie gesteigerte Talent des Autors. Welche Naturschilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeschaute Eigentümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Gestalten! Hier zeigt der Dichter seine echte Verbindung mit dem Ursprünglichen, der Natur sowohl als des Geistes; sein wahres Dichtertalent zu *sehen*, zu bezeichnen!“ Er bemerkt, daß er diese Dichtungsart die des *kolossalen Epigramms* benennen möge, ein Ausdruck, der dann von Heine selbst und manchem, der über ihn geschrieben hat, wiederholt worden ist. — Die dritte Kritik ist bisher allen Forschern entgangen, aber sie verdient besondere Erwägung, da sie ohne Frage von Heines Jugendfreund J. B. Rousseau herrührt und durch ihren Ton die Erkaltung des Verhältnisses besonders deutlich bekundet. Sie ist abgedruckt im Litteratur-

blatt zur „Rheinischen Flora“, Nr. 28, vom 20. August 1826.[1] Der Kritiker sagt, hier seien dieselben Ideen, dieselbe Bilderglut, dieselbe technische Nachlässigkeit wie im „Lyrischen Intermezzo“, nur noch ungezügelter und fesselloser und ein zuweilen bis zu den abstrusesten Lächerlichkeiten sich verirrendes Haschen nach Originalität. Freilich werden auch Perlen der Dichtung gefunden und die ganze „Harzreise“ gelobt, aber die „Nordsee“ um so mehr getadelt: es sei ein halb ernster, halb ironischer Liedercyklus, jedesmal eine Fratze neben einem Madonnenkopf. Der Kritiker wünscht, daß Heine denselben nie hätte abdrucken lassen!

Die zweite Abteilung der „Nordsee“ erschien zuerst im April 1827 im zweiten Bande der Reisebilder; dieser kleine Teil des neuen Werkes, der überdies der ersten Abteilung sehr ähnelte, gab jedoch der Kritik keine Gelegenheit zu bemerkenswerten Äußerungen.

Der Cyklus „Aus der Harzreise“ wurde gesondert zum erstenmal im „Buch der Lieder“ abgedruckt; aber sämtliche Gedichte desselben waren in der „Harzreise“ schon früher veröffentlicht worden, zuerst zu Anfang des Jahres 1826 im Gesellschafter, dann, wie erwähnt, im Mai desselben Jahres im ersten Bande der Reisebilder.

Im Oktober 1827 erschien das „Buch der Lieder“ selbst. Heine schreibt zuerst am 16. November 1826 an Merckel von dem Plane zu dieser Sammlung: „Einige Freunde dringen darauf, daß ich eine auserlesene Gedichtsammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgersche, Goethesche, Uhlandsche &c. werden wird. Varnhagen gibt mir in dieser Hinsicht manche Regeln.“ Campe entschloß sich nur ungern, das Werk zu verlegen, er liebte keine Gedichtsammlungen, und hier sollte überdies vereinigt werden, was größtenteils in andern Werken seines eignen Verlages bereits gedruckt vorlag! Er bezahlte dem Dichter nur 50 Louisdor und erwarb dafür das ausschließliche Eigentumsrecht für alle Auflagen. Auch Heine selbst hegte keine großen Erwartungen von dem Buche, wie er sich denn öfter über die Aussichten seiner Werke täuschte, bald zu großen, bald zu geringen Erfolg erwartete. „Es ist nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte“, schrieb er am 19. Oktober an Varnhagen; und am 30. Oktober an Moser: es „wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln“.

Auch unter den Kritikern ahnten damals nur wenige, welche litterarhistorische Bedeutung das Buch einst erlangen werde. Man glaubte aus

---

[1] Vgl. Hüffers lehrreiche Ausführungen über die Flora in dem Buch „Aus dem Leben H. Heines“, S. 111–125.

den Dissonanzen dieser Poesie den Sieg der elenden Wirklichkeit über das Ideal zu vernehmen; man tadelte Nachlässigkeit der Form bei einem Dichter, der so unermüdlich feilte wie nur je ein andrer; man nahm Anstoß an der Anlehnung an die gewöhnliche Konversationssprache. Aber der „W." unterzeichnete Kritiker des Gesellschafters ließ wiederum sein einsichtiges Wort zu gunsten des Dichters vernehmen.

In Nr. 186 dieses Blattes, vom 21. November 1827, schreibt er, wie folgt: „Nicht nur darf uns erfreuen, jetzt bequem beisammen zu haben, was nun doch einmal innig zusammengehört, sondern wir finden auch unsern Besitz in sich selbst vergrößert, schon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß ist noch etwas mehr als die Blumen alle, aus denen er besteht!" „Die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit dieser lyrischen Ergüsse zeigt sich schon dadurch offenbar, daß es vor Heine in unsrer Litteratur nichts dieser Art gegeben und seit seinem Auftreten schon mehrere Nachahmungen seiner Weise, doch mit geringem Glück versucht worden. Der allgemeine Charakter dieser Gedichte ist tiefstes Gefühl mit höchster Ironie verbunden, von dem zartesten Seelengebilde bis zur keckſten Sinnlichkeit, von dem schärfsten Gedankenreize bis zur derbsten Willkür, derselbe Schmerz, dieselbe Lust in allen Gebilden abgespiegelt, welche Leben und Welt dem Sinne des Dichters aufdrängen."

Der Kritiker lobt den Zauber der Sprache, die von allem Phrasenhaften vollständig frei sei, und fährt dann fort: „Der Dichter hat seine Sammlung mit Verstand angeordnet und manches Unreife sowie alles Überdreiste nach Gebühr beiseite geschoben, ohne deshalb die frische Keckheit und den scharfen Mutwillen zu unterdrücken, welche nun einmal wesentlich zu seiner Poesie gehören, und so hat denn diese ‚tugendhafte Ausgabe' seiner Lieder noch Untugend genug!" Wir sehen daraus, daß der Kritiker Heines erwähnte Äußerung an Varnhagen gekannt hat. Er schließt mit den Worten: „Die letzte Abteilung ist die Krone von allen" — ein Urteil, dem jetzt wohl sehr viele beipflichten werden.

Nach zehn Jahren war die erste, 5000 Exemplare starke Auflage vergriffen; die zweite erschien 1837, die dritte 1839, die vierte 1841, die fünfte 1844; bis zu Heines Tode im ganzen 13 große Auflagen. Der Dichter hat bis zur fünften Auflage fort und fort den Ausdruck gefeilt und verändert, worüber unsre Lesarten zum erstenmal vollständig berichten. — Eine inhaltliche Würdigung des Buches der Lieder findet sich, in größerm Zusammenhange, in der allgemeinen Einleitung dieser Ausgabe.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüte!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüte.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das ist die Nachtigall, sie singt
Von Lieb' und Liebeswehe.

Sie singt von Lieb' und Liebesweh',
Von Thränen und von Lachen,
Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,
Vergessene Träume erwachen. —

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien, als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß, —
Ich konnt' nicht widerstehen —
Und als ich küßte das holde Gesicht,
Da war's um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küsse lodernde Glut
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O schöne Sphinx!
O Liebe! was soll es bedeuten,
Daß du vermischest mit Todesqual
All deine Seligkeiten?

„O schöne Sphinx! O löse mir
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre."

— Das hätte ich alles sehr gut in guter Prosa sagen können . . . Wenn man aber die alten Gedichte wieder durchliest, um ihnen, behufs eines erneuerten Abdrucks, einige Nachfeile zu erteilen, dann überschleicht einen unversehens die klin-

gelnde Gewohnheit des Reims und Silbenfalls, und siehe! es sind Verse, womit ich die dritte Auflage des „Buchs der Lieder" eröffne. O Phöbus Apollo! sind diese Verse schlecht, so wirst du mir gern verzeihen ... Denn du bist ein allwissender Gott, und du weißt sehr gut, warum ich mich seit so vielen Jahren nicht mehr vorzugsweise mit Maß und Gleichklang der Wörter beschäftigen konnte ... Du weißt, warum die Flamme, die einst in brillanten Feuerwerkspielen die Welt ergötzte, plötzlich zu weit ernsteren Bränden verwendet werden mußte ... Du weißt, warum sie jetzt in schweigender Glut mein Herz verzehrt ... Du verstehst mich, großer schöner Gott, der du ebenfalls die goldene Leier zuweilen vertauschtest mit dem starken Bogen und den tödlichen Pfeilen ... Erinnerst du dich auch noch des Marsyas, den du lebendig geschunden? Es ist schon lange her, und ein ähnliches Beispiel thät' wieder not ... Du lächelst, o mein ewiger Vater!

Geschrieben zu Paris, den 20. Februar 1839.

Heinrich Heine.

Junge Leiden.

(1817—1821.)

Traumbilder.

1.

Mir träumte einst von wildem Liebesglühn,
Von hübschen Locken, Myrten und Resede,
Von süßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düstrer Lieder düstern Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild'!
Geblieben ist mir nur, was glutenwild
Ich einst gegossen hab' in weiche Reime.

Du bliebst, verwaistes Lied! Verweh jetzt auch,
Und such das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luft'gen Schatten send' ich luft'gen Hauch.

2.[1]

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich.
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,
Und in dem Herzen wogt es wild.

Das war ein Garten, wunderschön,
Da wollt' ich lustig mich ergehn;
Viel schöne Blumen sahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

[1] 1816 gedichtet; an Josefa, die Scharfrichterstochter, gerichtet, von welcher Heine in den Memoiren erzählt; s. dort. Auch in der Vorrede zu den Poëmes et légendes weist der Dichter auf die frühe Entstehungszeit dieses Gedichtes sowie von Nr. 3, 6 und 8 der Traumbilder hin.

Es zwitscherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodei'n;
Die Sonne rot, von Gold umstrahlt,
Die Blumen lustig bunt bemalt.

Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und alles schimmert, alles lacht,
Und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen stand;
Da schaut' ich eine schöne Maid,
Die emsig wusch ein weißes Kleid.

Die Wänglein süß, die Äuglein mild,
Ein blondgelocktes Heil'genbild;
Und wie ich schau', die Maid ich fand
So fremd und doch so wohlbekannt.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne Wässerlein,
Wasche mir das Linnen rein!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Für wen ist dieses weiße Kleid?

Da sprach sie schnell: Sei bald bereit,
Ich wasche dir dein Totenkleid!
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. —

Und fortgezaubert stand ich bald
In einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich stand erstaunt und sann und sann.

Und horch! welch dumpfer Widerhall!
Wie ferner Äxtenschläge Schall;
Ich eil' durch Busch und Wildnis fort,
Und komm' an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
Da stand ein großer Eichenbaum;
Und sieh! mein Mägdlein wundersam
Haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil'
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
„Eisen blink, Eisen blank,
Zimmre hurtig Eichenschrank!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: Die Zeit ist karg,
Ich zimmre deinen Totensarg!
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild, wie Schaum. --

Es lag so bleich, es lag so weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid';
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif',
Gewahr' ich einen weißen Streif;
Ich eilt' drauf zu, und eilt' und stand,
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid' stand weiße Maid,
Grub tief die Erd' mit Grabescheit.
Kaum wagt' ich noch sie anzuschaun,
Sie war so schön und doch ein Grau'n.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, scharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit!"

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüsterte: O sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Was diese Grube hier bedeut't?

Da sprach sie schnell: Sei still, ich hab'
Geschaufelt dir ein kühles Grab.
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet sich die Grube weit;

Und als ich in die Grube schaut',
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt' ich hinein — und bin erwacht.

3.[1]

Im nächt'gen Traum hab' ich mich selbst geschaut,
In schwarzem Galafrack und seidner Weste,
Manschetten an der Hand, als ging's zum Feste,
Und vor mir stand mein Liebchen, süß und traut.

Ich beugte mich und sagte: „Sind Sie Braut?
Ei! Ei! so gratulier' ich, meine Beste!"
Doch fast die Kehle mir zusammenpreßte
Der langgezogne, vornehm kalte Laut.

Und bittre Thränen plötzlich sich ergossen
Aus Liebchens Augen, und in Thränenwogen
Ist mir das holde Bildnis fast zerflossen.

O süße Augen, fromme Liebessterne,
Obschon ihr mir im Wachen oft gelogen,
Und auch im Traum, glaub' ich euch dennoch gerne!

4.

Im Traum sah ich ein Männchen klein und putzig,
Das ging auf Stelzen, Schritte ellenweit,
Trug weiße Wäsche und ein feines Kleid,
Inwendig aber war es grob und schmutzig.

---

[1] Nach Heine (Vorrede zu den Poëmes et légendes) 1816, wahrscheinlicher aber erst 1821 entstanden und (wie 4 und 5) auf sein Verhältnis zu Amalie Heine bezüglich, die seit dem 15. August 1821 vermählt war. Gedruckt wurde das Gedicht zuerst in der Abendzeitung Ende 1821

Inwendig war es jämmerlich, nichtsnutzig.
Jedoch von außen voller Würdigkeit;
Von der Kourage sprach es lang und breit,
Und that sogar recht trutzig und recht stutzig.
„Und weißt du, wer das ist? Komm her und schau!"
So sprach der Traumgott, und er zeigt' mir schlau
Die Bilderflut in eines Spiegels Rahmen.
Vor einem Altar stand das Männchen da,
Mein Lieb daneben, beide sprachen: „Ja!"
Und tausend Teufel riefen lachend: „Amen!"

5.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Glut?
Es kocht mein Blut und schäumt und gärt,
Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll, und gärt und schäumt,
Weil ich den bösen Traum geträumt;
Es kam der finstre Sohn der Nacht,
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;
Zur Tafel saßen froh die Gäst'.
Und wie ich nach dem Brautpaar schaut', —
O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wunnesam.
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik, — gar still stand ich;
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,
Der Bräut'gam ihre Hände drückt.

Der Bräut'gam füllt den Becher fein
Und trinkt daraus, und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank, --
O weh! mein rotes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Äpflein nahm,
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein, —
O weh! Das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang',
Der Bräut'gam kühn die Braut umschlang,
Und küßt sie auf die Wangen rot, —
O weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung' im Mund,
Daß ich kein Wörtlein sprechen kunnt'.
Da rauscht' es auf, der Tanz begann;
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,
Die Tänzer schweben flink herum; —
Ein leises Wort der Bräut'gam spricht,
Die Braut wird rot, doch zürnt sie nicht. — —

6.[1]

Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.

Ich schau' sie an, das holde Bild!
Ich schau' sie an, sie lächelt mild,
Und lächelt, bis das Herz mir schwoll,
Und stürmisch kühn das Wort entquoll:

---

[1] Auf die Scharfrichterstochter Josefa bezüglich; der Verlust der Seligkeit wird durch die Liebe zu der Tochter eines „verrufenen, unehrlichen" Scharfrichters erklärlich.

„Nimm hin, nimm alles, was ich hab',
Mein Liebstes tret' ich gern dir ab,
Dürft' ich dafür dein Buhle sein,
Von Mitternacht bis Hahnenschrein."

Da staunt' mich an gar seltsamlich,
So lieb, so weh und inniglich,
Und sprach zu mir die schöne Maid:
O, gib mir deine Seligkeit!

„Mein Leben süß, mein junges Blut,
Gäb' ich mit Freud' und wohlgemut
Für dich, o Mädchen, engelgleich, —
Doch nimmermehr das Himmelreich."

Wohl braust hervor mein rasches Wort,
Doch blühet schöner immerfort,
Und immer spricht die schöne Maid:
O, gib mir deine Seligkeit!

Dumpf dröhnt dies Wort mir ins Gehör,
Und schleudert mir ein Glutenmeer
Wohl in der Seele tiefsten Raum;
Ich atme schwer, ich atme kaum. —

Das waren weiße Engelein,
Umglänzt von goldnem Glorienschein;
Nun aber stürmte wild herauf
Ein gräulich schwarzer Koboldhauf'.

Die rangen mit den Engelein,
Und drängten fort die Engelein;
Und endlich auch die schwarze Schar
In Nebelduft zerronnen war. —

Ich aber wollt' in Luft vergehn,
Ich hielt im Arm mein Liebchen schön;
Sie schmiegt sich an mich wie ein Reh,
Doch weint sie auch mit bitterm Weh.

Feins Liebchen weint; ich weiß warum,
Und küss' ihr Rosenmündlein stumm —
„O still', feins Lieb, die Thränenflut,
Ergib dich meiner Liebesglut!

„Ergib dich meiner Liebesglut —“
Da plötzlich starrt zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund,
Und öffnet gähnend sich ein Schlund.

Und aus dem schwarzen Schlunde steigt
Die schwarze Schar; — feins Lieb erbleicht!
Aus meinen Armen schwand feins Lieb;
Ich ganz alleine stehen blieb.

Da tanzt im Kreise wunderbar
Um mich herum die schwarze Schar,
Und drängt heran, erfaßt mich bald,
Und gellend Hohngelächter schallt.

Und immer enger wird der Kreis,
Und immer summt die Schauerweis':
Du gabest hin die Seligkeit,
Gehörst uns nun in Ewigkeit!

7.[1]

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?
Blutfinstrer Gesell, was zögerst du noch?
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht naht schon, — es fehlt nur die Braut.

Viel schauernde Lüftchen vom Kirchhofe wehn; —
Ihr Lüftchen! habt ihr mein Bräutchen gesehn?
Viel blasse Larven gestalten sich da,
Umknixen mich grinsend und nicken: O ja!

Pack aus, was bringst du für Botschafterei,
Du schwarzer Schlingel in Feuerlivrei?
„Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann.“

Du lieb grau Männchen, was ist dein Begehr?
Mein toter Magister, was treibt dich her?
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,
Und schüttelt das Haupt und wandelt zurück.

---

[1] In deutlichem Zusammenhang mit Nr. 6 und sicherlich auf Josefa bezüglich.

Was winselt und wedelt der zott'ge Gesell?
Was glimmert Schwarz-Katers Auge so hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme, bleib heut' mit dem Singsang zu Haus,
Das Eiapopeia ist lange schon aus;
Ich feire ja heute mein Hochzeitfest, —
Da schau mal, dort kommen schon zierliche Gäst'.

Da schau mal! Ihr Herren, das nenn' ich galant!
Ihr tragt, statt der Hüte, die Köpf' in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgenornat,
Der Wind ist still, was kommt ihr so spat?

Da kommt auch alt Besenstielmütterchen schon,
Ach, segne mich, Mütterchen, bin ja dein Sohn.
Da zittert der Mund im weißen Gesicht:
„In Ewigkeit, Amen!" das Mütterchen spricht.

Zwölf winddürre Musiker schlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hintendrein.
Da schleppt der Hanswurst, in buntscheckiger Jack',
Den Totengräber huckepack.

Es tanzen zwölf Klosterjungfrauen herein;
Die schielende Kupplerin führet den Reihn.
Es folgen zwölf lüsterne Pfäffelein schon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht,
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht;
Dort heizet man gratis jahraus, jahrein,
Statt mit Holz, mit Fürsten- und Bettlergebein.

Die Blumenmädchen sind bucklicht und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengesichter mit Heuschreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippengeklapper nur sein!

Die sämtliche Höll' ist los fürwahr.
Und lärmet und schwärmet in wachsender Schar;
Sogar der Verdammnis-Walzer erschallt, —
Still, still! nun kommt mein feins Liebchen auch bald.

Gesindel, sei still, oder trolle dich fort!
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort, —
Ei, rasselt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin! wo bist du? schnell öffne das Thor!

Willkommen, feins Liebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Pastor, ach, nehmen Sie Platz!
Herr Pastor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eu'r Ehrwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und bleich?
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;
Wohl zahl' ich ihm teure, blutteure Gebühr,
Doch, dich zu besitzen, gilt's Kinderspiel mir.

Knie nieder, süß Bräutchen, knie hin mir zur Seit'! —
Da kniet sie, da sinkt sie, — o selige Freud'!
Sie sinkt mir ans Herz, an die schwellende Brust,
Ich halt' sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielen uns beid':
An mein Herze pocht das Herze der Maid.
Sie pochen wohl beide vor Lust und vor Weh,
Und schweben hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein schwimmen im Freudensee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh';
Doch auf den Häuptern, wie Grausen und Brand,
Da hat die Hölle gelegt die Hand.

Das ist der finstre Sohn der Nacht,
Der hier den segnenden Priester macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten ist Lästern, sein Segnen ist Fluch.

Und es krächzet und zischet und heulet toll,
Wie Wogengebrause, wie Donnergeroll; —
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht, —
„In Ewigkeit, Amen!" das Mütterchen spricht.

8.[1]

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein,
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten, dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es — Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all';
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht,
Ei, was rufst du in der Nacht?

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! Bravo! immer toll!
Seid willkommen!

---

[1] Nach Heines Äußerung 1816 entstanden; auf Josefa bezüglich.

Habt vernommen,
Daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig sein!
Mit Vergunst, —
Seht erst zu, sind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wut ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil kann uns heut' nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle
Mit Nadel und mit Scher';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scher';
Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scher';
Und hat mir ins Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scher'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,[1]
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.

---

[1] Heine nennt die Helden dreier bekannter Räuberromane, deren ersten und dritten Chr. Aug. Vulpius (1763—1827) verfaßt hat. Der „Rinaldo Rinaldini" erschien zuerst 1797 ff., der „Orlando Orlandini" 1802. — „Schinderhanno" bezieht sich auf Ignaz Ferd. Arnolds Roman „Schinderhannes". Die Räubergeschichten spielten meistens in Italien.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich wie jene Helden,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger rasch
In des reichen Nachbars Tasch'.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug.

Und nach frommer Häschersitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterschoß.

Schwelgend süß in Liebessinnen,
Saß ich dort beim Wollespinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam
Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichen Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn. —

Einst, als ich verzweifelnd am Ende:
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwatzte herab der Professor.
Er schwatzte, und ich schlief gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hat mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

Da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein,
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken,
Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals, trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen sein und dem Edelgestein.
Was schert mich, du Gräflein, dein Edelgestein?
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besold'te viel Dienertroß.
Was scheren mich Diener und Riegel und Schloß? —
Ich stieg getrost auf die Leitersproff'.

An Liebchens Fensterlein klettr' ich getrost.
Da hör' ich es unten fluchen erbost:
„Fein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein".

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschar.
„Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!"

Da half kein Gerede, da half kein Rat,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert' sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand, trat ein Sechster hervor:

Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher, die Büchs' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab.

O, spürt' ich doch ein Täubchen aus.
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht ringsumher mein Jägeraug'.

Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's sein.
Ich schleich' herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfron —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm „Eins" herab,
Da stürzten die Geister sich heulend ins Grab.

9.[1]

Ich lag und schlief, und schlief recht mild,
Verscheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so bleich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge schwamm es perlengleich,
Gar seltsam wallt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt
Die marmorblasse Maid,
Und an mein Herz sich niederlegt
Die marmorblasse Maid.

Wie bebt und pocht vor Weh und Lust
Mein Herz und brennet heiß!
Nicht bebt, nicht pocht der Schönen Brust,
Die ist so kalt wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Brust,
Die ist wie Eis so kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Lust,
Der Liebe Allgewalt.

„Mir blüht kein Rot auf Mund und Wang',
Mein Herz durchströmt kein Blut;
Doch sträube dich nicht schaudernd bang,
Ich bin dir hold und gut."

Und wilder noch umschlang sie mich,
Und that mir fast ein Leid;
Da kräht der Hahn — und stumm entwich
Die marmorblasse Maid.

---

[1] Wohl mit Nr. 2, 6, 7, 8 zusammenzustellen.

10.

Da hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun ziehn die eignen Geister
Mich selber ins neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstern Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold;
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt'?

Ich möcht' sie nur einmal umfangen
Und pressen ans glühende Herz!
Nur einmal auf Lippen und Wangen
Küssen den seligsten Schmerz!

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht' ich hören ein liebendes Wort, --
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geister, zum finsteren Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nicken schauerlich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen; —
Feins Liebchen, liebst du mich?

Lieder.

1.

Morgens steh' ich auf und frage:
Kommt feins Liebchen heut'?
Abends sink' ich hin und klage:
Ausblieb sie auch heut'.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg' ich schlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

2.[1]

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann soll ich sie schauen,
Sie selber, die schönste der schönen Jungfrauen; —
Du treues Herz, was pochst du so schwer!

Die Stunden sind aber ein faules Volk!
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege; —
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaßt!
Aber wohl niemals liebten die Horen; —
Heimlich im grausamen Bunde verschworen
Spotten sie tückisch der Liebenden Hast.

---

[1] Bereits im März 1817 gedruckt.

3.

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen,
Und schlich mir ins Herz hinein.

Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh'?
Schweigt still! wenn mein Herz es höret,
Dann thut es noch einmal so weh.

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die sang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübsche, goldne Wort."

Das sollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderschlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,
Ich aber niemanden trau'.

4.

Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?
Da hauset ein Zimmermann schlimm und arg,
Der zimmert mir einen Totensarg.

Es hämmert und klopfet bei Tag und bei Nacht.
Es hat mich schon längst um den Schlaf gebracht.
Ach, sputet euch, Meister Zimmermann,
Damit ich balde schlafen kann!

5.[1]

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh',

---

[1] Heine kehrte nach der Liquidation seines Geschäftes im Sommer 1819 nach Düsseldorf zurück, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten.

Schöne Stadt, wir müssen scheiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut.

Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär' es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

6.

Warte, warte, wilder Schiffsmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir;
Von zwei Jungfraun nehm' ich Abschied,
Von Europa und von ihr.

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib,
Daß ich mit dem heißen Blute
Meine Schmerzen niederschreib'.

Ei, mein Lieb, warum just heute
Schauderst du, mein Blut zu sehn?
Sahst mich bleich und herzeblutend
Lange Jahre vor dir stehn!

Kennst du noch das alte Liedchen
Von der Schlang' im Paradies,
Die durch schlimme Apfelgabe
Unsern Ahn ins Elend stieß?

Alles Unheil brachten Äpfel!
Eva bracht' damit den Tod,
Eris brachte Trojas Flammen,
Du brachtst beides, Flamm' und Tod.

7.

Berg' und Burgen schaun herunter
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

Ruhig seh' ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn' ihn, oben gleißend,
Birgt sein Innres Tod und Nacht.

Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

8.

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht: wie?

9.

Mit Rosen, Cypressen und Flittergold
Möcht' ich verzieren lieblich und hold
Dies Buch wie einen Totenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

O, könnt' ich die Liebe sargen hinzu!
Am Grabe der Liebe wächst Blümlein der Ruh',
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab, —
Doch mir blüht's nur, wenn ich selber im Grab.

Hier sind nun die Lieder, die einst so wild,
Wie ein Lavastrom, der dem Ätna entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüt,
Und rings viel blitzende Funken versprüht!

Nun liegen sie stumm und Toten gleich,
Nun starren sie kalt und nebelbleich.
Doch aufs neu' die alte Glut sie belebt,
Wenn der Liebe Geist einst über sie schwebt.

Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geist einst über sie taut;
Einst kommt dies Buch in deine Hand,
Du süßes Lieb im fernen Land.

Dann löst sich des Liedes Zauberbann,
Die blassen Buchstaben schaun dich an,
Sie schauen dir flehend ins schöne Aug',
Und flüstern mit Wehmut und Liebeshauch.

Romanzen.

1.

Der Traurige.

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Gesicht geschrieben stehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn'.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald.
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

2.

Bergstimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht
Im traurig stillen Trab:
Ach! zieh' ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh' ich ins dunkle Grab?
Die Bergstimm' Antwort gab:
Ins dunkle Grab!

Und weiter reitet der Reitersmann,
Und seufzet schwer dazu:
So zieh' ich denn hin ins Grab so früh, —
Wohlan, im Grab ist Ruh'!
Die Stimme sprach dazu:
Im Grab ist Ruh'!

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange kummervoll:
Und ist nur im Grabe die Ruhe für mich,
So ist mir im Grabe wohl.
Die Stimm' erwidert hohl:
Im Grabe wohl!

3.

Zwei Brüder.

Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wutentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Lauras Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit.
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entscheiden, —
Schwert heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb' auf Hiebe niederkracht's.

Hütet euch, ihr wilden Degen,
Böses Blendwerk schleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! blut'ges Thal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geschlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

4.

Der arme Peter.

I.

Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm,
Und ist so blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut.
Und blitzen im Hochzeitgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und geht im Werkeltagskleide.

Der Peter spricht leise vor sich her,
Und schaut betrübet auf beide:
„Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär',
Ich thät' mir was zuleide“.

II.

„In meiner Brust, da sitzt ein Weh,
Das will die Brust zersprengen;
Und wo ich steh', und wo ich geh',
Will's mich von hinnen drängen.

„Es treibt mich nach der Liebsten Näh',
Als könnt's die Grete heilen;
Doch wenn ich der ins Auge seh',
Muß ich von hinnen eilen.

„Ich steig' hinauf des Berges Höh',
Dort ist man doch alleine;
Und wenn ich still dort oben steh',
Dann steh' ich still und weine."

III.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langsam, leichenblaß und scheu.
Es bleiben fast, wenn sie ihn sehn,
Die Leute auf der Straße stehn.

Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:
„Der stieg wohl aus dem Grab hervor?"
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt sich erst ins Grab hinein.

Er hat verloren seinen Schatz,
Drum ist das Grab der beste Platz,
Wo er am besten liegen mag
Und schlafen bis zum Jüngsten Tag.

5.

Lied des Gefangenen.

Als meine Großmutter die Liese behext,
Da wollten die Leut' sie verbrennen.
Schon hatte der Amtmann viel Dinte verklext,
Doch wollte sie nicht bekennen.

Und als man sie in den Kessel schob,
Da schrie sie Mord und Wehe;
Und als sich der schwarze Qualm erhob,
Da flog sie als Rab' in die Höhe.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O komm mich im Turme besuchen!
Komm, fliege geschwind durchs Gitter herein,
Und bringe mir Käse und Kuchen.

Mein schwarzes, gefiedertes Großmütterlein!
O möchtest du nur sorgen,
Daß die Muhme nicht auspickt die Augen mein,
Wenn ich luftig schwebe morgen.

6.[1]

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

---

[1] In Düsseldorf 1819 verfaßt, bevor Heine die Universität besuchte; vgl. Strodtmann, 2. Aufl., I, 57. Der Dichter selbst machte später eine andre Angabe: er berichtet am 25. Juni 1855: „Mes premières productions . . . datent de 1816. . . . A la même époque j'ai écrit les Deux grenadiers.“ Vgl. unten, S. 490.

Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!

7.

Die Botschaft.

Mein Knecht! steh auf und sattle schnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage rasch durch Wald und Feld
Nach König Duncans Schloß.

Dort schleiche in den Stall, und wart,
Bis dich der Stallbub' schaut.
Den forsch mir aus: „Sprich, welche ist
Von Duncans Töchtern Braut?"

Und spricht der Bub': „Die Braune ist's",
So bring mir schnell die Mär'.
Doch spricht der Bub': „Die Blonde ist's",
So eilt das nicht so sehr.

Dann geh zum Meister Seiler hin,
Und kauf mir einen Strick,
Und reite langsam, sprich kein Wort,
Und bring mir den zurück.

8.

Die Heimführung.

Ich geh' nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten, schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten, traurigen Hause,
Wo meine Mutter am Eingang kau'rt,
Und auf des Sohnes Heimkehr lau'rt.

„Laß ab von mir, du finstrer Mann!
Wer hat dich gerufen?
Dein Odem glüht, deine Hand ist Eis,
Dein Auge sprüht, deine Wang' ist weiß; —
Ich aber will mich lustig freu'n
An Rosenduft und Sonnenschein."

Laß duften die Rosen, laß scheinen die Sonn'
Mein süßes Liebchen!
Wirf um den weiten weißwallenden Schleier,
Und greif in die Saiten der schallenden Leier,
Und singe ein Hochzeitlied dabei;
Der Nachtwind pfeift die Melodei.

9.

Don Ramiro.[1]

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Hast beschlossen mein Verderben,
Und beschlossen ohn' Erbarmen.

---

[1] Die älteste, stark abweichende Fassung des Gedichtes ist in den Lesarten vollständig abgedruckt.

„Donna Clara! Donna Clara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig
In dem dunkeln, kalten Grabe.

„Donna Clara! Freu dich, morgen
Wird Fernando am Altare
Dich als Ehgemahl begrüßen, —
Wirst du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bittrer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

„Don Ramiro, der du mutig
So viel Mohren überwunden,
Überwinde nun dich selber, —
Komm auf meine Hochzeit morgen."

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör' es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen; —
Gute Nacht, ich komme morgen."

„Gute Nacht!" — Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
Klingt der Glocken Festgeläute,
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palastthor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
In dem Saal die Hochzeitgäste;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geschmückten Menschenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert sprach der Ritter.

„Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?“
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach! das ist ja nur ein Schatten“.

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.“

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und ins wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja schneeweiß deine Wangen!“
Flüstert Clara, heimlich zitternd.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!“
Flüstert Clara, schauerzuckend.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“
Und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!“
Wiederum die dunkeln Worte:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig tönet Geig' und Bratsche;
Wie ein tolles Zauberweben
Schwindelt alles in dem Saale.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!“
Wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwidert:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

„Nun, so geh, in Gottes Namen!“
Clara rief's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum gesprochen,
Und verschwunden war Ramiro!

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will aufs neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam,
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichet deine Wangen?
Warum wird dein Aug' so dunkel? —“
„Und Ramiro? — —“ stottert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furcht sich jetzt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forsch nicht blut'ge Kunde, —
Heute mittag starb Ramiro".

10.

Belsatzar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stiller Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal
Belsatzar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reihn,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor, wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knie'n und totenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsatzar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

11.

Die Minnesänger.

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, das gibt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorbeerkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

12.

Die Fensterschau.

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster.
Sie sprach halblaut: Gott steh' mir bei,
Der unten schaut bleich wie Gespenster!

Der unten erhub sein Aug' in die Höh',
Hinschmachtend nach Hedewigs Fenster.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm
Tagtäglich lauernd am Fenster.
Bald aber lag sie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Gespenster.

13.

Der wunde Ritter.

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb':
Ein Ritter liegt liebeswunde,
Doch treulos ist sein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebste sein,
Als schimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht' in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
Der mag sich zum Kampfe bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!

Da würden wohl alle schweigen,
Nur nicht sein eigener Schmerz;
Da müßt' er die Lanze neigen
Widers eigne klagende Herz.

14.

Wasserfahrt.

Ich stand gelehnet an den Mast,
Und zählte jede Welle.
Ade! mein schönes Vaterland!
Mein Schiff, das segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck' mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzu großem Wehe.

15.

Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen.
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildnis,
Verlockend stets umschwebt es mich
In Volksgewühl und Wildnis.

Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo gift'ge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

Dort seh' ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen,
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pforte der Hölle. —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig.
Da sieht er von fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O, könnt' ich dir trocknen die Augen naß,
Mit der Glut von meinen Schmerzen!
O, könnt' ich dir röten die Wangen blaß,
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte fein
Gar vielfach widerklingen.
Das thaten die lustigen Waldvöglein,
Die zwitschern laut und singen.

Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder aufs neue.

16.

An eine Sängerin.[1]

Als sie eine alte Romanze sang

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, —
Ich wußte nicht, wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Mir war, als sei ich noch ein Kind,
Und säße still beim Lämpchenscheine
In Mutters frommem Kämmerleine,
Und läse Märchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bei Ronzisval, da gibt's ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

[1] Das Gedicht war gerichtet an Karoline Stern, die jugendliche Primadonna der Düsseldorfer Oper. Sie verkehrte viel im Hause von Heines Eltern. (Max Heines Erinnerungen, S. 26—29.)

Durch den wird Roland schlimm gebettet,
Er schwimmt in Blut, und atmet kaum;
Kaum mochte fern sein Jagdhornzeichen
Das Ohr des großen Karls erreichen,
Da muß der Ritter schon erbleichen, —
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein lautverworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
Und riefen „Bravo!" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

17.

Das Lied von den Dukaten.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt, wo seid ihr hingeraten?

Seid ihr bei den güldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgentaue?

Seid ihr bei den güldnen Vöglein,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! ihr güldenen Dukaten
Schwimmt nicht in des Baches Well',
Funkelt nicht auf grüner Au',
Schwebet nicht in Lüften blau,

Lächelt nicht am Himmel hell —
Meine Manichäer, traun!
Halten euch in ihren Klau'n.

18.

Gespräch auf der Paderborner Heide.

Hörst du nicht die fernen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ei, mein Freund, das nenn' ich irren,
Von den Geigen hör' ich keine,
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen nur hör' ich die Schweine."

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?
Jäger sich des Weidwerks freuen,
Fromme Lämmer seh' ich grasen,
Schäfer spielen auf Schalmeien.

„Ei, mein Freund, was du vernommen,
Ist kein Waldhorn, noch Schalmeie;
Nur den Sauhirt seh' ich kommen,
Heimwärts treibt er seine Säue."

Hörst du nicht das ferne Singen,
Wie von süßen Wettgesängen?
Englein schlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall solchen Klängen.

„Ei, was dort so hübsch geklungen,
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!
Singend treiben Gänsejungen
Ihre Gänselein vorüber."

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

„Ei, mein Freund, das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunkeln Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen."

Siehst du nicht den Schleier wehen?
Siehst du nicht das leise Nicken?
Dort seh' ich die Liebste stehen,
Feuchte Wehmut in den Blicken.

„Ei! mein Freund, dort seh' ich nicken
Nur das Waldweib, nur die Liese;
Blaß und hager an den Krücken
Hinkt sie weiter nach der Wiese."

Nun, mein Freund, so magst du lachen
Über des Phantasten Frage!
Wirst du auch zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage?

19.

Lebensgruß.

Stammbuchblatt.[1]

Eine große Landstraß' ist unsere Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kuriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon,
Und bläst uns schon auseinander.

---

[1] Gerichtet an den Prinzen Alexander von Wittgenstein, den Heine in Bonn 1819—1820 flüchtig kennen lernte.

20.

Wahrhaftig.[1]

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

---

[1] Ursprünglich „An Str." überschrieben (vgl. Lesarten) und ohne Frage an Heines Freund Straube in Göttingen gerichtet. Vgl. das Sonett „An H. S."

Sonette.

An A. W. v. Schlegel.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Turmfrisur, und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffieret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen;
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort, von dunkelm Trieb geführet.
Da fandest du ein Schloß in alter Wildnis,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildnis,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.
Doch wich der Zauber bald bei deinem Gruße,
Aufwachte lächelnd Deutschlands echte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.

An meine Mutter B. Heine,

geborne v. Geldern.

I.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet?
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet!

II.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

An H. S.[1]

Wie ich dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.
Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwischen klingt's wie süße Liebesklagen.

---

[1] Älteste Überschrift: „An H. Str. Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst durchlesen." Gemeint ist Heinrich Straube, der zusammen mit D. J. P. v. Hornthal 1818 die Zeitschrift „Wünschelruthe" herausgab, an welcher Arndt, Brentano, Kerner, Schwab, die Brüder Grimm u. a. Mitarbeiter waren. Heine lernte ihn 1820 in Göttingen kennen und wurde mit ihm näher befreundet.

Wohl seh' ich auch, wie sie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen,
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben, —
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

Fresko-Sonette an Christian S.[1]

I.

Ich tanz' nicht mit, ich räuchre nicht den Klötzen,
Die außen goldig sind, inwendig Sand;
Ich schlag' nicht ein, reicht mir ein Bub' die Hand,
Der heimlich mir den Namen will zerfetzen.
Ich beug' mich nicht vor jenen hübschen Metzen,
Die schamlos prunken mit der eignen Schand';
Ich zieh' nicht mit, wenn sich der Pöbel spannt
Vor Siegeswagen seiner eiteln Götzen.
Ich weiß es wohl, die Eiche muß erliegen,
Derweil das Rohr am Bach durch schwankes Biegen
In Wind und Wetter stehn bleibt, nach wie vor.
Doch sprich, wie weit bringt's wohl am End' solch Rohr?
Welch Glück! als ein Spazierstock dient's dem Stutzer
Als Kleiderklopfer dient's dem Stiefelputzer.

II.

Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, ich sei einer von den Ihren.
Gib her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.

---

[1] Christian Sethe, mit Heine viele Jahre lang eng befreundet, starb als Provinzialsteuerdirektor 1857 in Stettin. Hüffer hat über ihn und sein Verhältnis zu dem Dichter ausführlich berichtet: Aus dem Leben Heinrich Heines, S. 1—73.

So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von wen'gen.
Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen.

III.

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Geistesrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

IV.

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderschönes zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieses lieblos frostige Gemüt
Kam Hochmut nur und Übermut hinein.
Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leise, leise?

Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet, —
Und ach! da wär's doch gar entsetzlich traurig,
Käm' der Verstand mir aus dem alten Gleise.

V.

In stiller, wehmutweicher Abendstunde
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,
Und Thränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh' ich das Bildnis meiner Liebsten wieder;
Sie sitzt am Arbeitstisch, im roten Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer sel'gen Runde.
Doch plötzlich springt sie auf vom Stuhl, und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,
Und gibt sie mir, — vor Freud' bin ich erschrocken.
Mephisto hat die Freude mir verleidet,
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren,
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

VI.

„Als ich vor einem Jahr dich wiederblickte,
Küßtest du mich nicht in der Willkommstund'."
So sprach ich, und der Liebsten roter Mund
Den schönsten Kuß auf meine Lippen drückte.
Und lächelnd süß ein Myrtenreis sie pflückte
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:
„Nimm hin und pflanz dies Reis in frischen Grund,
Und stell ein Glas darauf", sprach sie und nickte. —
Schon lang ist's her. Es starb das Reis im Topf.
Sie selbst hab' ich seit Jahren nicht gesehn;
Doch brennt der Kuß mir immer noch im Kopf,
Und aus der Ferne trieb's mich jüngst zum Ort,
Wo Liebchen wohnt. Vorm Hause blieb ich stehn
Die ganze Nacht, ging erst am Morgen fort.

VII.

Hüt dich, mein Freund, vor grimmen Teufelsfratzen,
Doch schlimmer sind die sanften Engelsfrätzchen.
Ein solches bot mir einst ein süßes Schmätzchen,
Doch wie ich kam, da fühlt' ich scharfe Tatzen.
Hüt dich, mein Freund, vor schwarzen, alten Katzen,
Doch schlimmer sind die weißen, jungen Kätzchen;
Ein solches macht' ich einst zu meinem Schätzchen,
Doch thät mein Schätzchen mir das Herz zerkratzen.
O süßes Frätzchen, wundersüßes Mädchen!
Wie konnte mich dein klares Äuglein täuschen?
Wie konnt' dein Pfötchen mir das Herz zerfleischen?
O meines Kätzchens wunderzartes Pfötchen!
Könnt' ich dich an die glühnden Lippen pressen,
Und könnt' mein Herz verbluten unterdessen!

VIII.

Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.
Du aber standest fest gleich einem Turme;
Ein Leuchtturm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

IX.

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht; am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von eklem Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.
Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.
Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Lyrisches Intermezzo.

(1822—1823.)

Prolog.

Es war 'mal ein Ritter trübselig und stumm,
Mit hohlen, schneeweißen Wangen;
Er schwankte und schlenderte schlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war so hölzern, so täppisch, so links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er stolpernd vorbeigegangen.

Oft saß er im finstersten Winkel zu Haus;
Er hatt' sich vor Menschen verkrochen.
Da streckte er sehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein gesprochen.
Kam aber die Mitternachtstunde heran,
Ein seltsames Singen und Klingen begann —
An die Thüre da hört' er es pochen.

Da kommt seine Liebste geschlichen herein
Im rauschenden Wellenschaumkleide,
Sie blüht und glüht wie ein Röselein,
Ihr Schleier ist eitel Geschmeide.
Goldlocken umspielen die schlanke Gestalt,
Die Äuglein grüßen mit süßer Gewalt —
In die Arme sinken sich beide.

Der Ritter umschlingt sie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne steht jetzt in Feuer,
Der Blasse errötet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, sie hat ihn gar schalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leise den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kristallenen Wasserpalast
Ist plötzlich gezaubert der Ritter.
Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter ist Bräut'gam, die Nixe ist Braut,
Ihre Jungfraun spielen die Zither.

Sie spielen und singen, und singen so schön,
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter, dem wollen die Sinne vergehn,
Und fester umschließt er die Süße —
Da löschen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter sitzt wieder ganz einsam zu Haus,
In dem düstern Poetenstübchen.

1.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vögel sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Sehnen und Verlangen.

2.

Aus meinen Thränen sprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blumen all,
Und vor deinem Fenster soll klingen
Das Lied der Nachtigall.

3.

Die Rose, die Lilje, die Taube, die Sonne
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne.
Ich lieb' sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie selber, aller Liebe Bronne,
Ist Rose und Lilje und Taube und Sonne.

4.

Wenn ich in deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd' ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn' an deine Brust,
Kommt's über mich wie Himmelslust;
Doch wenn du sprichst: Ich liebe dich!
So muß ich weinen bitterlich.

5.

Dein Angesicht so lieb und schön,
Das hab' ich jüngst im Traum gesehn,
Es ist so mild und engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die sind rot;
Bald aber küßt sie bleich der Tod.
Erlöschen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

6.

Lehn deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zusammen!
Und an mein Herz drück fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unsern Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt —
Sterb' ich vor Liebessehnen!

7.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilje hinein;
Die Lilie soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund'.

8.

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh'
Viel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab' sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

9.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

10.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

11.

Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n,
Mit seinem großen Dome,
Das große, heilige Köln.

Im Dom, da steht ein Bildnis
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein
Um Unsre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.

12.

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rotes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst' ich mich, mein Kindchen.

13.

O schwöre nicht und küsse nur,
Ich glaube keinem Weiberschwur!
Dein Wort ist süß, doch süßer ist
Der Kuß, den ich dir abgeküßt!
Den hab' ich, und dran glaub' ich auch,
Das Wort ist eitel Dunst und Hauch.

* * *

O schwöre, Liebchen, immerfort,
Ich glaube dir aufs bloße Wort!
An deinen Busen sink' ich hin,
Und glaube, daß ich selig bin;
Ich glaube, Liebchen, ewiglich
Und noch viel länger liebst du mich.

14.

Auf meiner Herzliebsten Äugelein
Mach' ich die schönsten Kanzonen.
Auf meiner Herzliebsten Mündchen klein
Mach' ich die besten Terzinen.
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach' ich die herrlichsten Stanzen.
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

15.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von dir, mein schönes Kind:
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht, wie süß deine Küsse sind,
Und wie sie beseligend brennen.

16.

Liebste, sollst mir heute sagen:
Bist du nicht ein Traumgebild,
Wie's in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein solches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,
Solch ein liebes, süßes Kindchen,
Das erschafft der Dichter nicht.

Basilisken und Vampire,
Lindenwürm' und Ungeheu'r,
Solche schlimme Fabeltiere,
Die erschafft des Dichters Feu'r.

Aber dich und deine Tücke,
Und dein holdes Angesicht,
Und die falschen frommen Blicke —
Das erschafft der Dichter nicht.

17.[1]

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb im Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrat;
Trag es, trag es, und entschuldig' es,
Was die holde Thörin that.

18.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

19.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

[1] Nr. 17 – 19 wurden bereits 1821 verfaßt; vgl. die Lesarten. Heines Kousine vermählte sich im August 1821.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, –
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

20.

Das ist ein Flöten und Geigen,
Trompeten schmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitreigen
Die Herzallerliebste mein.

Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schalmei'n;
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein.

21.

So hast du ganz und gar vergessen,
Daß ich so lang dein Herz besessen,
Dein Herzchen so süß und so falsch und so klein,
Es kann nirgend was Süßres und Falscheres sein.

So hast du die Lieb' und das Leid vergessen,
Die das Herz mir thäten zusammenpressen.
Ich weiß nicht, war Liebe größer als Leid?
Ich weiß nur, sie waren groß alle beid'!

22.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

23.

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen, sprich?
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

24.

Sie haben dir viel erzählet
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewußt;
Das Schlimmste und das Dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust.

25.

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küßtest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da preßtest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: „Lebwohl!“
Da knicksteſt du höflich den höflichsten Knicks.

26.

Wir haben viel für einander gefühlt,
Und dennoch uns gar vortrefflich vertragen.
Wir haben oft „Mann und Frau“ gespielt,
Und dennoch uns nicht gerauft und geschlagen.
Wir haben zusammen gejauchzt und gescherzt,
Und zärtlich uns geküßt und geherzt.
Wir haben am Ende aus kindischer Lust
„Verstecken“ gespielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns so zu verstecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.

27.

Du bliebest mir treu am längsten,
Und hast dich für mich verwendet,
Und hast mir Trost gespendet
In meinen Nöten und Ängsten.

Du gabest mir Trank und Speise,
Und hast mir Geld geborget,
Und hast mich mit Wäsche versorget,
Und mit dem Paß für die Reise.

Mein Liebchen! daß Gott dich behüte
Noch lange, vor Hitz' und vor Kälte,
Und daß er dir nimmer vergelte
Die mir erwiesene Güte!

28.

Die Erde war so lange geizig,
Da kam der Mai, und sie ward spendabel,
Und alles lacht und jauchzt und freut sich,
Ich aber bin nicht zu lachen kapabel.

Die Blumen sprießen, die Glöcklein schallen,
Die Vögel sprechen wie in der Fabel;
Mir aber will das Gespräch nicht gefallen,
Ich finde alles miserabel.

Das Menschenvolk mich ennuyieret,
Sogar der Freund, der sonst passabel; —
Das kömmt, weil man Madame titulieret
Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel.

29.

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt;
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt mir vor ihr süßes Bild;
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus jahrein.
Daß ich von solchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

30.

Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die roten Rosen der Wängelein,
Die weißen Liljen der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

31.

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte, die wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgentau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau' —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein totes Liebchen schmiegen.

32.

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirst liegen,
Dann will ich steigen zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.

Ich küsse, umschlinge und presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.

Die Toten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme;
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Toten stehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umschlungen liegen.

33.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

34.

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär',
Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied spricht:)

Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillote braucht!
Ich wollte heimlich flüstern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

35.

Seit die Liebste war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich sie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab;
Fast vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

36.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen, und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

37.

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Totenreich;
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

38.

Manch Bild vergessener Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab,
Und zeigt, wie in deiner Nähe
Ich einst gelebet hab'.

Am Tage schwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum,
Die Leute verwundert mich ansahn,
Ich war so traurig und stumm.

Des Nachts, da war es besser,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten selbander,
Wir wandelten schweigend einher.

Mit widerhallendem Fußtritt
Wandelt' ich über die Brück';
Der Mond brach aus den Wolken
Und grüßte mit ernstem Blick.

Stehn blieb ich vor deinem Hause
Und starrte in die Höh',
Und starrte nach deinem Fenster, —
Das Herz that mir so weh.

Ich weiß, du hast aus dem Fenster
Gar oft herabgesehn,
Und sahst mich im Mondenlichte
Wie eine Säule stehn.

39.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

40.

Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löst sich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh.

41.

Mir träumte von einem Königskind,
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns liebumfangen.

„Ich will nicht deines Vaters Thron,
Und nicht sein Zepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron',
Ich will dich selber, du Holde."

Das kann nicht sein, sprach sie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe.

42.

Mein Liebchen, wir saßen beisammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war still, und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt' es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.

43.

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland:

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; —

Wo alle Bäume sprechen,
Und singen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor; —

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört!

Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

44.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

45.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schaun mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!

46.

Es leuchtet meine Liebe
In ihrer dunkeln Pracht,
Wie'n Märchen, traurig und trübe,
Erzählt in der Sommernacht.

„Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen, stumm und allein;
Es singen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenschein.

„Die Jungfrau steht still wie ein Bildnis
Der Ritter vor ihr kniet.
Da kommt der Riese der Wildnis,
Die bange Jungfrau flieht.

„Der Ritter sinkt blutend zur Erde,
Es stolpert der Riese nach Haus“ —
Wenn ich begraben werde,
Dann ist das Märchen aus.

47.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

48.

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen sein.

49.

Wenn zwei von einander scheiden,
So geben sie sich die Händ',
Und fangen an zu weinen,
Und seufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzten nicht Weh und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

50.

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrat sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: Wieso?

Die Gräfin spricht wehmütig:
Die Liebe ist eine Passion!
Und präsentieret gütig
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen,
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

51.

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders sein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein.

52.

Mir träumte wieder der alte Traum:
Es war eine Nacht im Maie,
Wir saßen unter dem Lindenbaum,
Und schwuren uns ewige Treue.

Das war ein Schwören und Schwören aufs neu',
Ein Kichern, ein Kosen, ein Küssen;
Daß ich gedenk des Schwures sei,
Hast du in die Hand mich gebissen.

O Liebchen mit den Äuglein klar!
O Liebchen schön und bissig!
Das Schwören in der Ordnung war,
Das Beißen war überflüssig.

53.

Ich steh' auf des Berges Spitze,
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.

54.

Mein Wagen rollet langsam
Durch lustiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zaubrisch
Im Sonnenglanze blühn.

Ich sitze und sinne und träume,
Und denk' an die Liebste mein;
Da grüßen drei Schattengestalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
So spöttisch und doch so scheu,
Und quirlen wie Nebel zusammen,
Und kichern und huschen vorbei.

55.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab.
Ich wachte auf, und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumt', du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du bliebest mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenflut.

56.

Allnächtlich im Traume seh' ich dich,
Und sehe dich freundlich grüßen,
Und laut aufweinend stürz' ich mich
Zu deinen süßen Füßen.

Du siehst mich an wehmütiglich,
Und schüttelst das blonde Köpfchen;
Aus deinen Augen schleichen sich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du sagst mir heimlich ein leises Wort,
Und gibst mir den Strauß von Cypressen.
Ich wache auf, und der Strauß ist fort,
Und das Wort hab' ich vergessen.

57.

Das ist ein Brausen und Heulen,
Herbstnacht und Regen und Wind;
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich seh' sie am Fenster lehnen
Im einsamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen,
Starrt sie in die Nacht hinein.

58.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einsam im Wald.

Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe stürm' ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
Was willst du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?

59.

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh'!
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüten und Blätter viel.
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er ins Flutengrab.

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüt',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

60.

Der Traumgott bracht' mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,
Und bunte Menschenwoge sich ergoß
Durch labyrinthisch vielverschlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß
Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.
Jungfraun und Ritter ragen aus der Menge,
Ich selbst bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich steh' ich ganz allein, und seh',
Und staun', wie schnell die Menge konnt' verschwinden,
Und wandre fort allein, und eil', und geh'
Durch die Gemächer, die sich seltsam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angst und Weh,
Verzweifl' ich fast, den Ausgang je zu finden.
Da komm' ich endlich an das letzte Thor;
Ich will hinaus — o Gott, wer steht davor!

Es war die Liebste, die am Thore stand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;
Ich weiß nicht, ob sie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,
Und doch so liebevoll, erwachte ich.

61.

Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

62.

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'.

63.

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finsternis, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

64.

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
Mit starrem Hirn und Herzen
Lag ich im Grabesgrund.

Wie lang', kann ich nicht sagen,
Daß ich geschlafen hab';
Ich wachte auf und hörte,
Wie's pochte an mein Grab.

„Willst du nicht aufstehn, Heinrich?
Der ew'ge Tag bricht an,
Die Toten sind erstanden,
Die ew'ge Lust begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Bin ja noch immer blind;
Durch Weinen meine Augen
Gänzlich erloschen sind.

„Ich will dir küssen, Heinrich,
Vom Auge fort die Nacht;
Die Engel sollst du schauen,
Und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Noch blutet's immerfort,
Wo du ins Herz mich stachest
Mit einem spitz'gen Wort.

„Ganz leise leg' ich, Heinrich,
Dir meine Hand aufs Herz;
Dann wird es nicht mehr bluten,
Geheilt ist all sein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
Es blutet auch mein Haupt;
Hab' ja hineingeschossen,
Als du mir wurdest geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
Stopf' ich des Hauptes Wund',
Und dräng' zurück den Blutstrom
Und mache dein Haupt gesund."

Es bat so sanft, so lieblich,
Ich konnt' nicht widerstehn;
Ich wollte mich erheben
Und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
Da stürzt' mit wilder Macht
Aus Kopf und Brust der Blutstrom,
Und sieh! — ich bin erwacht.

65.[1]

Die alten, bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben,
Holt einen großen Sarg.

Hinein leg' ich gar Manches,
Doch sag' ich noch nicht, was;
Der Sarg muß sein noch größer
Wie's Heidelberger Faß.

Und holt eine Totenbahre
Von Brettern fest und dick;
Auch muß sie sein noch länger,
Als wie zu Mainz die Brück'.

Und holt mir auch zwölf Riesen,
Die müssen noch stärker sein
Als wie der heil'ge Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.

Die sollen den Sarg forttragen
Und senken ins Meer hinab,
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

---

[1] Man vergleiche die Lesarten

Die Heimkehr.

1823—1824.

1.

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüt,
Und um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angst befreit.

2.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;

Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

3.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen,
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,
Und springen im Gras herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,
Ich höre sein fernes Gesumm'.

Am alten grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.[1]

[1] „Bezieht sich auf die damals noch rot uniformierten hannoverschen Soldaten. Die ganze Beschreibung in diesem Gedichte paßt genau auf die damalige Lokalität des Lüneburger Walles." Max. Heine, Erinnerungen S. 67.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich tot.

4.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Drossel sitzt in der Höh';
Sie springt und singt gar feine:
Warum ist dir so weh?

„Die Schwalben, deine Schwestern,
Die können's dir sagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Nestern,
Wo Liebchens Fenster sind."

5.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer;
Im Wald unter rauschenden Bäumen
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhaus;
Es soll mich nicht hin verlocken,
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rotköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchse,
Und lacht vor Wut und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

6.

Als ich auf der Reise zufällig
Der Liebsten Familie fand,
Schwesterchen, Vater und Mutter
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und sagten selber sogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Basen,
Nach manchem langweil'gen Gesell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen
Mit seinem sanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratuliert' ich,
Und lispelte liebevoll:
Daß man sie von mir recht herzlich,
Viel tausendmal grüßen soll.

Schwesterchen rief dazwischen:
Das Hündchen, sanft und klein,
Ist groß und toll geworden,
Und ward ertränkt im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht;
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht.

7.

Wir saßen am Fischerhause,
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer, und backen
Sich Fische, und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

8.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr;
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

9.

Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand; —
Was horchst du beim Rauschen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang."

10.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

11.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa! wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum,
Und wünsche: Wär' ich zu Haus!

12.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnisvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich,
Und thut mir fast ein Weh; —
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

„Ich preff' dich in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt."

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug' ist naß und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möwen schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See; —
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

13.

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh'.

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an:
Wer bist du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

14.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

15.[1]

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein feines Schloß,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah'.

Doch Dienstag war eine Fete
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarschafts-Herren und Damen
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen,
Die merkten's und haben gelacht.

---

[1] Heine lehnt sich in den ersten acht Versen an ein Volkslied an, das auch Goethe bei des „Schäfers Klagelied" vorschwebte. Vgl. v. Biedermann, Goethe-Forschungen, neue Folge: „Goethe und das Volkslied", wo auch jene Vorlage (aus „Des Knaben Wunderhorn") abgedruckt ist (S. 340 f.).

16.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Türmen
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

17.

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnisvolle Stadt,
Die einst in ihrem Schoße
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an, ihr Türme und Thore,
Wo ist die Liebste mein?
Euch hab' ich sie anvertrauet,
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unschuldig sind die Türme,
Sie konnten nicht von der Stell'.
Als Liebchen mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlassen so schnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwischen gar still;
Ein Thor ist immer willig,
Wenn eine Thörin will.

18.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen;
Ich komme von meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!
Das Pflaster ist unerträglich!
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!
Ich eile so viel als möglich!

19.

Ich trat in jene Hallen,
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

20.

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppeltgänger! du bleicher Geselle!
Was äffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieser Stelle,
So manche Nacht in alter Zeit?

21.

Wie kannst du ruhig schlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennst du das alte Liedchen:
Wie einst ein toter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab?

Glaub mir, du wunderschönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch stärker,
Als alle Toten sind!

22.

„Die Jungfrau schläft in der Kammer,
Der Mond schaut zitternd hinein;
Da draußen singt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

„Ich will mal schaun aus dem Fenster,
Wer drunten stört meine Ruh'.
Da steht ein Totengerippe,
Und fiedelt und singt dazu:

„Hast einst mir den Tanz versprochen,
Und hast gebrochen dein Wort,
Und heut ist Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

„Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt sie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das singend
Und fiedelnd schreitet voraus.

„Es fiedelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit seinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenschein."

23.

Ich stand in dunkeln Träumen,
Und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen flossen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab'!

24.

Ich unglücksel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du stolzes Herz, du hast es ja gewollt!
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich,
Oder unendlich elend, stolzes Herz,
Und jetzo bist du elend.

25.

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich sehen,
Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame, ich liebe Sie!

26.

Mir träumte: traurig schaute der Mond,
Und traurig schienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren so kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenster die blasse Gestalt,
Beleuchtet vom Mondenscheine.

27.

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einsame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch!

28.

Der bleiche, herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret ins Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ältre,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn!
Nur wenn sie einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur vier,
Seit man deinen Vater begraben
Dort an der Kirchhofsthür.

Die ältre Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimnis gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins magre Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen ans Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der tote Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

29.

Das ist ein schlechtes Wetter,
Es regnet und stürmt und schneit;
Ich sitze am Fenster und schaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,
Das wandelt langsam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte sie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl,
Und blinzelt schläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das süße Gesicht.

30.

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitterm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es selber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer gesagt,
Daß ich dich unsäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer
Sprach ich auf solche Art,
Und ach! ich hab' immer geschwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böse Engel
Bin ich so elend jetzund.

31.

Deine weißen Lilienfinger,
Könnt' ich sie noch einmal küssen,
Und sie drücken an mein Herz,
Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: Was bedeuten
Diese süßen, blauen Rätsel?

32.

„Hat sie sich denn nie geäußert
Über dein verliebtes Wesen?
Konntest du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe lesen?

„Konntest du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du bist ja sonst kein Esel,
Teurer Freund, in solchen Dingen."

33.

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

34.

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

35.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich sah ihn mit Verwundrung an;
Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,
Er ist ein lieber, scharmanter Mann,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er ist ein gescheuter Diplomat,
Und spricht recht schön über Kirch' und Staat.
Blaß ist er etwas, doch ist es kein Wunder,

Sanskrit und Hegel studiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet ist noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,
Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der teuren Großmutter Hekate.[1]
Er lobte mein juristisches Streben,
Hat früher sich auch damit abgegeben.
Er sagte, meine Freundschaft sei
Ihm nicht zu teuer, und nickte dabei,
Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal gesehn beim span'schen Gesandten?
Und als ich recht besah sein Gesicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

36.

Mensch, verspotte nicht den Teufel,
Kurz ist ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammnis
Ist kein bloßer Pöbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es so oft gethan.

37.

Die heil'gen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

---

[1] Bezieht sich wahrscheinlich auf die Zeitschrift „Hekate. Ein litterarisches Wochenblatt, redigiert und glossiert von Kotzebues Schatten." Leipzig 1823. Der Herausgeber war Adolf Müllner, der berühmte Dichter der „Schuld". Vgl. M. Heine („Erinnerungen", S. 133); „Deutsche Dichtung", herausgegeben von K. E. Franzos, Heft 6 (Briefe Heines an Müllner, mitgeteilt von Max Kalbeck). Am 16. November 1826 schreibt Heine über Müllner: „Dieser Mann ... hat gewiß geglaubt, mein Teufel bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich." Also Müllner ist nicht der Teufel, Hekate aber das von ihm herausgegebene Blatt.

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen;
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heil'gen drei Könige sangen.

38.[1]

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikereküh!" sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

[1] Gerichtet an Heines Schwester Charlotte.

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

39.

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen! eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Und alles schaut so grämlich trübe,
So krausverwirrt und morsch und kalt,
Und wäre nicht das bißchen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

40.

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all' auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rote Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au'; —
Und das alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

41.

Im Traum sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,
Ein andres führt sie an der Hand,
Und sichtbar ist Armut und Trübsal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz
Und da begegnet sie mir,
Und sieht mich an und ruhig
Und schmerzlich sag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hause,
Denn du bist blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir schaffen Speis' und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir sind,
Vor allem aber dich selber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du stirbst, so will ich
Weinen auf deinem Grab.

42.

„Teurer Freund! Was soll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern?
Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebes-Eiern?

„Ach! Das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und du sperrst sie in ein Büchlein.“

43.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Leidensklängen
Manche noch vernehmlich tönen
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

44.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' so lang als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Kulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt' ich noch immer Komödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet.

45.[1]

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Rast und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischtas Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs bist du,
Daß du so viel kämpfest und büßest,
Und alles für eine Kuh!

46.

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick.
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben,
Und wie schön ist noch die Welt!
Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

47.[2]

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;

---

[1] Der fromme Büßer Wasischta war im Besitze einer göttlichen Kuh, die alle Güter dieser Welt gewähren konnte; der indische König Wiswamitra suchte dieselbe erst durch Bitten, dann durch Gewalt von dem Büßer zu erlangen; aber die Kuh half ihrem Besitzer, den Wiswamitra zu überwältigen.

[2] Höchst wahrscheinlich an Amaliens Schwester Therese Heine gerichtet; vgl. über des Dichters leidenschaftliche Liebe zu ihr die biographische Einleitung S. 39 ff.

Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

48.

Kind! es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir selber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's so leicht gelinget,
Will mich dennoch fast betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchtest du mich dennoch lieben!

49.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt mir vor ein süßes,
Anmutig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht das Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

50.

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Äuglein süß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang ist heut' der Winterabend,
Und ich möchte bei dir sein,
Bei dir sitzen, mit dir schwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich pressen
Deine kleine weiße Hand,
Und mit Thränen sie benetzen,
Deine kleine weiße Hand.

51.

Mag da draußen Schnee sich türmen,
Mag es hageln, mag es stürmen,
Klirrend mir ans Fenster schlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Brust
Liebchens Bild und Frühlingslust.

52.

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du schöne Sonne.

Gib mir Küsse, gib mir Wonne,
Sei mir gütig, sei mir gnädig,
Schönste Sonne unter den Mädchen,
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

53.

Verriet mein blasses Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

54.

Teurer Freund, du bist verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

Teurer Freund, du bist verliebt,
Und du willst es nicht bekennen,
Und ich seh' des Herzens Glut
Schon durch deine Weste brennen.

55.

Ich wollte bei dir weilen
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußtest von mir eilen,
Du hattest viel zu thun.

Ich sagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben sei;
Du lachtest aus voller Kehle,
Und machtest 'nen Knicks dabei.

Du hast noch mehr gesteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und hast mir sogar verweigert
Am Ende den Abschiedskuß.

Glaub nicht, daß ich mich erschieße,
Wie schlimm auch die Sachen stehn!
Das alles, meine Süße,
Ist mir schon einmal geschehn.

56.

Saphire sind die Augen dein,
Die lieblichen, die süßen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Den sie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es ist ein Diamant,
Der edle Lichter sprühet.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen sind die Lippen dein,
Man kann nicht schönre sehen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem sie die Liebe gestehen.

O, kennt' ich nur den glücklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

57.

Habe mich mit Liebesreden
Festgelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich mit vollem Rechte
Scherzend nun von mir entfernst,
Nahn sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich tot im Ernst.

58.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben —
Ich will mich zum deutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

59.

Ich hab' mir lang' den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen,
Sie haben mich zum Entschluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

60.

Sie haben heut' abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannst du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

61.

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

62.[1]

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

63.

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

64.

Gaben mir Rat und gute Lehren,
Überschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegieren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegieren,
Hätte ich können vor Hunger krepieren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er sich meiner an.

---

[1] Über die Anlehnung an Goethes „Nachtgesang" vergleiche Goethe-Jahrbuch, Bd. 5, S. 329 f.; Gegenwart, 1883, Nr. 42.

Braver Mann! er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

65.[1]

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmut, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

---

[1] Dieses Gedicht, wahrscheinlich im Herbst 1823 verfaßt, bezieht sich auf den Dr. jur. Rudolf Christiani, der damals Stadtsekretär beim Lüneburger Magistrat war und Heines Bekanntschaft suchte. Das Gedicht ist, nach Aussage von Heines Bruder Max (Erinnerungen, S. 68), „eine gereimte Photographie des Mannes". Derselbe trat übrigens bald mit unserm Dichter in sehr freundschaftliche Beziehungen, und er heiratete später dessen Kousine Charlotte, die Tochter Isaak Heines. Christiani that sich später in der hannöverschen Kammer als Mitglied der liberalen Opposition hervor; Heine richtete 1832 an ihn das Gedicht „An einen ehemaligen Goetheaner" (Neue Gedichte, Zeitgedichte Nr. 4), und er bestellte ihn in seinem rechtsgültigen Testament vom 13. November 1851 zum Herausgeber seiner Schriften; doch starb Christiani, ehe er diese Arbeit begann, im Jahr 1859.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

66.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Konfekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh, mach dich auf die Sohlen,
Und meinen teuern Freund Eugen[1]
Sollst du herauf mir holen.

Such ihn nicht im Kollegium,
Such ihn beim Glas Tokayer;
Such ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

---

[1] Vgl. die Lesarten, und Hüffer, S. 109. Gemeint ist Heines polnischer Freund Graf Eugen von Breza. „Daraus erklärt sich auch, warum unter den Kirchen Berlins gerade die einzige katholische, die Hedwigskirche, als diejenige genannt wird, in welcher man den gewiß dem katholischen Bekenntnis angehörigen polnischen Edelmann nicht suchen soll.“ (Hüffer.)

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag',
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut'
Die Stadt Berlin beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll tauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Berliner sich,
Sie gehen schon ans Fressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Gössen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken: alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

67.

Ich hab' euch im besten Juli verlassen,
Und find' euch wieder im Januar;
Ihr saßet damals so recht in der Hitze,
Jetzt seid ihr gekühlt und kalt sogar.

Bald scheid' ich nochmals, und komm' ich einst wieder,
Dann seid ihr weder warm noch kalt,
Und über eure Gräber schreit' ich,
Und das eigne Herz ist arm und alt.

68.

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Da kam der Schwager schon mit seinen Rossen.

Das ist das Leben, Kind! ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

69.

Wir fuhren allein im dunkeln
Postwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es morgens tagte,
Mein Kind, wie staunten wir!
Denn zwischen uns saß Amor,
Der blinde Passagier.

70.

Das weiß Gott, wo sich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend in dem Regenwetter
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gasthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umsonst gewandt.

Da erblick' ich sie am Fenster,
Und sie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wissen, du bewohntest,
Mädchen, solches Prachthotel!

71.

Wie dunkle Träume stehen
Die Häuser in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich schweigend vorbei.

Der Turm der Kathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küssen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond ist mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hause,
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlassen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findest du einen Verliebten,
Der einsam klagt sein Leid,
So tröst ihn, wie du mich selber
Getröstet in alter Zeit.

72.

Und bist du erst mein ehlich Weib,
Dann bist du zu beneiden,
Dann lebst du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Pläsir und Freuden.

Und wenn du schiltst und wenn du tobst,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verse nicht lobst,
Lass' ich mich von dir scheiden.

73.

An deine schneeweiße Schulter
Hab' ich mein Haupt gelehnt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Wonach dein Herz sich sehnt.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Thor herein,
Und morgen will mich verlassen
Die Herzallerliebste mein.

Und willst du mich morgen verlassen,
So bist du doch heute noch mein,
Und in deinen schönen Armen
Will ich doppelt selig sein.

74.

Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Thor hinaus!
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Rosenstrauß.

Das war eine wilde Wirtschaft!
Kriegsvolk und Landesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

75.

Habe auch in jungen Jahren
Manches bittre Leid erfahren
Von der Liebe Glut.
Doch das Holz ist gar zu teuer,
Und erlöschen will das Feuer,
Ma foi! und das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne
Und den dummen Liebesharm.

Ist das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

76.

Bist du wirklich mir so feindlich,
Bist du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich so schlecht behandelt.

O ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt ihr Schlimmes sagen
Von dem Manne, der so liebend
Euch geküßt in schönen Tagen?

77.

Ach, die Augen sind es wieder,
Die mich einst so lieblich grüßten,
Und es sind die Lippen wieder,
Die das Leben mir versüßten!

Auch die Stimme ist es wieder,
Die ich einst so gern gehöret!
Nur ich selber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, schönen Armen
Fest und liebevoll umschlossen,
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen
Dumpfen Sinnes und verdrossen.

78.

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

79.

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Liebe und Liebeserguß;
Die Damen schwammen in Thränen
Bei solchem Kunstgenuß.

80.

Auf den Wällen Salamancas[1]
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort mit meiner holden Donna
Wandle ich am Sommerabend.

Um den schlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit sel'gem Finger fühl' ich
Ihres Busens stolzes Wogen.

Doch ein ängstliches Geflüster
Zieht sich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böse, bange Träume.

„Ach Sennora, Ahnung sagt mir:
Einst wird man mich relegieren,
Und auf Salamancas Wällen
Gehn wir nimmermehr spazieren."

---

[1] Nach M. Heine (Erinnerungen, S. 126 f.) ist der Promenadenwall Göttingens gemeint.

81.

Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich sind unsre Zimmer,
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamancas[1] Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen schreitet,
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd,
Und von Hunden stets begleitet.

Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Guitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasieren —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.

82.

Kaum sahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen bist;
Stand nicht dabei die Mutter, die schlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenster mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

83.

Über die Berge steigt schon die Sonne,
Die Lämmerherde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh' ich dich gar zu gern!

---

[1] Göttingens; vgl. das vorige Gedicht.

Ich schaue hinauf mit spähender Miene —
Leb wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt sich keine Gardine;
Sie liegt noch und schläft — und träumt von mir?

84.

Zu Halle auf dem Markt,
Da stehn zwei große Löwen.
Ei, du hallischer Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Riese.
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

85.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wiesen;
Goldner Mond im blauen Himmel
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt sich in dem Wasser,
Und der Wandrer hört ein Plätschern
Und ein Atmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet sich die schöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenscheine.

86.

Nacht liegt auf den fremden Wegen,
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen übertauen.

87.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

88.

„Sag, wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.

Götterdämmerung.

Der Mai ist da mit seinen goldnen Lichtern
Und seidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüten,
Und grüßt aus tausend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenschein und Morgentau,
Und ruft herbei die lieben Menschenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem ersten Ruf.
Die Männer ziehn die Nankinghosen an
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden sich in Unschuldweiß;
Jünglinge kräuseln sich den Frühlingsschnurrbart;
Jungfrauen lassen ihre Busen wallen;
Die Stadtpoeten stecken in die Tasche
Papier und Bleistift und Lorgnett'; — und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schar,
Und lagert draußen sich auf grünem Rasen,
Bewundert, wie die Bäume fleißig wachsen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der lust'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der Mai. Er klopfte dreimal
An meine Thür und rief: Ich bin der Mai,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küssen!
Ich hielt verriegelt meine Thür, und rief:
Vergebens lockst du mich, du schlimmer Gast.
Ich habe dich durchschaut, ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Rinden

Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Gesichtern les' ich die Gedanken,
Viel schlimme. In der Jungfrau Schamerröten
Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern;
Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die lachend bunte Schellenkappe;
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Kristall, und seh' das Grausen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Toten;
Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht,
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer.
Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab; —
Spottlieder singen rings die Nachtigallen; —
Die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch; —
Der tote Vater regt sich in dem Grab; —
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich seh' die Glut in deinem Busen wühlen,
Und deine tausend Adern seh' ich bluten,
Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich sehe deine trotz'gen Riesensöhne,
Uralte Brut, aus dunkeln Schlünden steigend
Und rote Fackeln in den Händen schwingend; —
Sie legen ihre Eisenleiter an
Und stürmen wild hinauf zur Himmelsfeste; —
Und schwarze Zwerge klettern nach, und knisternd
Zerstieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder
Aufs Angesicht die frommen Engelscharen.

Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott,
Reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte.
Die Riesen werfen ihre roten Fackeln
Ins weite Himmelreich, die Zwerge schlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken —
Die winden sich und krümmen sich vor Qualen,
Und werden bei den Haaren fortgeschleudert; —
Und meinen eignen Engel seh' ich dort,
Mit seinen blonden Locken, süßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinsend seine edlen Glieder,
Umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht.

Ratcliff.

Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen" winkten
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schwesteraugen still mich ansahn,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitschern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt schien,
Und Stimmen und Gestalten mich begrüßten
Wie einen alten Freund, und wo doch alles
So fremd mir schien, so wunderseltsam fremd.
Vor einem ländlich schmucken Hause stand ich,
In meiner Brust bewegte sich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig schüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reisekleidern,
Grell klang die Klingel und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel bekannte
Gesichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich scheue Angst. Seltsam verstört,
Mit Beileidsmienen fast, sahn sie mich an,

Daß es mir selber durch die Seele schauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margret hab' ich gleich erkannt;
Ich sah sie forschend an, jedoch sie sprach nicht.
„Wo ist Maria?" fragt' ich, doch sie sprach nicht,
Griff leise meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Totenstille herrschte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt' mit abgewandtem Angesicht
Nach der Gestalt, die auf dem Sofa saß.
„Sind Sie Maria?" fragt' ich. Innerlich
Erstaunt' ich selber ob der Festigkeit,
Womit ich sprach. Und steinern und metalllos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute".
Ein schneidend Weh durchfröstelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einst so süße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachlässig angezogen, Busen schlotternd,
Die Augen gläsern starr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angesichtes lederschlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einst so schöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang' auf Reisen!" sprach sie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie schaun nicht mehr so schmachtend, liebster Freund,
Sie sind gesund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität." Ein süßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blassen Mund.
In der Verwirrung sprach's aus mir hervor:
„Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?"
„Ach ja!" sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!" Und klanglos widrig lachte sie,
Daß kalte Angst durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff; — sind das die keuschen,
Die blumenkeuschen Lippen von Maria?
Sie aber hob sich in die Höh', nahm rasch

Vom Stuhl den Kaschemir, warf ihn
Um ihren Hals, hing sich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Busch und Au'.

Die glühend rote Sonnenscheibe schwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überstrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majestätisch floß.
„Sehn Sie das große goldne Auge schwimmen
Im blauen Wasser?“ rief Maria hastig.
„Still, armes Wesen!“ sprach ich und ich schaute
Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.
Es stiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umschlangen sich mit weißen, weichen Armen;
Die Veilchen sahn sich zärtlich an, sehnsüchtig
Zusammenbeugten sich die Lilienkelche;
Aus allen Rosen glühten Wollustgluten;
Die Nelken wollten sich im Hauch entzünden;
In sel'gen Düften schwelgten alle Blumen,
Und alle weinten stille Wonnethränen,
Und alle jauchzten: Liebe! Liebe! Liebe!
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer summten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüsterten, es rauschten
Die Eichen, schmelzend sang die Nachtigall —
Und zwischen all dem Flüstern, Rauschen, Singen
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
„Ich kenn' Ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten ist ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu allem, was man will;
Der Blaurock ist ein Engel; doch der Rote
Mit blankem Schwert ist Ihnen spinnefeind“.
Und noch viel buntre, wunderliche Reden
Schwatzt' sie in einem fort, und setzte sich
Ermüdet mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume steht.

Da saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an, und wurden immer traur'ger.

Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rote Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Marias weißes Antlitz,
Und lockten Glut aus ihren starren Augen,
Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:
„Wie wußtest du, daß ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern."

Eiskalt durchzog's mir da die Brust, mir grauste
Ob meinem eignen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.[1]

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken- und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze
Und die süßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

„Überlästig wird mir alles,
Seit ich sah beim Strahl des Mondes
Jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.

„Wie er stand so schlank und mutig,
Und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen."

Also dachte Donna Clara,
Und sie schaute auf den Boden;
Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

---

[1] Vgl. die Anmerkung am Schluß des Bandes.

Händedrückend, liebeflüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein.
Und der Zephyr schmeichelt freundlich,
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten. —
Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich rot wirst?

„Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind im Sommer
Mir so tief verhaßt, als wären's
Langenas'ge Judenrotten."

Laß die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen. —
Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland sei's geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet."

Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Liljen, lichtumflossen.

Weiße Liljen, lichtumflossen,
Blicken nach den Sternen droben. —
Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutz'gen Judenvolkes."

Laß die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend;
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Trommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse,
Und erwachend hat sich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter;
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang' verborgen."

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger seiner Donna,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.[1]

---

[1] Heine schreibt an Moser: „Es gibt einen Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender".

Almansor.

1.

In dem Dome zu Corduva
Stehen Säulen, dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben sich bis unten
Des Korans arab'sche Sprüche,
Klug und blumenhaft verschlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieses Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat vieles sich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Turme, wo der Türmer
Zum Gebete aufgerufen,
Tönet jetzt der Christenglocken
Melancholisches Gesumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort gesungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Messe fades Wunder.

Und das ist ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blökt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Corduva
Steht Almansor ben Abdullah,
All' die Säulen still betrachtend,
Und die stillen Worte murmelnd:

„O, ihr Säulen, stark und riesig,
Einst geschmückt zu Allahs Ruhme,
Jetzo müßt ihr dienend huld'gen
Dem verhaßten Christentume!

„Ihr bequemt euch in die Zeiten,
Und ihr tragt die Last geduldig;
Ei, da muß ja wohl der Schwächre
Noch viel leichter sich beruh'gen."

Und sein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almansor ben Abdullah
Über den gezierten Taufstein
In dem Dome zu Corduva.

2.

Hastig schritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf wildem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg nach Alcolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Goldorangen;

Dorten jagt der lust'ge Ritter,
Pfeift und singt, und lacht behaglich,
Und es stimmen ein die Vögel
Und des Stromes laute Wasser.

In dem Schloß zu Alcolea
Wohnet Clara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und sie freut sich mindern Zwanges.

Und Almansor hört schon ferne
Pauken und Trommeten schallen,
Und er sieht des Schlosses Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alcolea
Tanzen zwölf geschmückte Damen,
Tanzen zwölf geschmückte Ritter,
Doch am schönsten tanzt Almansor.

Wie beschwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeichelei'n zu sagen.

Isabellens schöne Hände
Küßt er rasch, und springt von dannen,
Und er setzt sich vor Elviren,
Und er schaut ihr froh ins Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze,
Eingestickt in seinen Mantel.

Er versichert jeder Dame,
Daß er sie im Herzen trage;
Und „so wahr ich Christ bin!“ schwört er
Dreißigmal an jenem Abend.

3.

In dem Schloß zu Alcolea
Ist verschollen Lust und Klingen,
Herrn und Damen sind verschwunden,
Und erloschen sind die Lichter.

Donna Clara und Almansor
Sind allein im Saal geblieben;
Einsam streut die letzte Lampe
Über beide ihren Schimmer.

Auf dem Sessel sitzt die Dame,
Auf dem Schemel sitzt der Ritter,
Und sein Haupt, das schlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Rosenöl aus goldnem Fläschchen
Gießt die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken —
Und er seufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit sanftem Munde,
Drückt die Dame, sorgsam sinnend,

Auf Almansors braune Locken —
Und es wölkt sich seine Stirne.

Thränenflut aus lichten Augen
Weint die Dame, sorgsam sinnend,
Auf Almansors braune Locken —
Und es zuckt um seine Lippen.

Und er träumt: er stehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dome zu Corduba,
Und er hört viel dunkle Stimmen.

All die hohen Riesensäulen
Hört er murmeln unmutgrimmig,
Länger wollen sie's nicht tragen,
Und sie wanken und sie zittern; —

Und sie brechen wild zusammen,
Es erbleichen Volk und Priester,
Krachend stürzt herab die Kuppel,
Und die Christengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.[1]

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

---

[1] S. Lesarten und Anmerkungen am Schluß des Bandes.

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist du, Marie!

2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,

Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter,
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele Hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

„Heil du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!

Aus der Harzreise.

1824.

Prolog.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tötet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Berg-Idylle.

1.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Ausgeschnitzelt wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß!
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros'.

Und die lieben blauen Sterne
Schaun mich an so himmelgroß;
Und sie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurros'..

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme tot ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten ist es gar zu schön.

„Hier dagegen ist es einsam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnurrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht!
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

2.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht ans niedre Fensterlein,
Und der Mond, der stille Lauscher,
Wirft sein goldnes Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach;
Doch wir beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubest,
Was so rechter Glauben heißt, —
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geist?“

Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutter Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater
Der da waltet gut und groß!

Der die schöne Erd' erschaffen,
Und die schönen Menschen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Ich begriff und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht;
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel
Und das dunkle Hirngespinst,
Das uns Lieb' und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen;
Und er hat sie mutbeseelt.

Ihre teuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!

Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter sehn?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich, und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist.

3.

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe,
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

„Und die Katz' ist eine Hexe,
Denn sie schleicht bei Nacht und Sturm
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Turm.

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

„Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin,
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

„Doch die sel'ge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort,

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Fraun und Knappentroß;

„Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Gibt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt und schweigt am End'.

Und im stillen Zimmer alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist, als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;

Ja, ich glaube, von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort.

Siehst du, Kindchen, wie schon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald; —

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rote Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kristallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnsuchtglut;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenflut.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroß,

Aber ich, ich hab' erworben
Dich und alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die große, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rotbekreuzt·
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusizi.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Widerhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer;
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Auf dem Brocken.

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefel,
Lief' ich mit der Hast des Windes
Über jene Bergesgipfel
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög' ich leise die Gardinen,
Leise küßt' ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern
In die kleinen Lilienohren:
Denk im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Die Ilse.

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben tot die Toten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kristallenes Schloß.
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisenspor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang; —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Die Nordsee.

1825—1826.

Erster Cyklus.

1.

Krönung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß' ich das strahlend rote Gold,
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein kostbar Stück,
Und häng' es dir als Krönungsmantel
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofstaat
Von steifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantasie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich selber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,

Und huld'gend, auf rotem Sammetkissen,
Überreiche ich dir
Das bißchen Verstand,
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

2.

Abenddämmerung.

Am blassen Meeresstrande
Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer und warf
Glührote Streifen auf das Wasser,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört' ich verschollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Hausthür
Zum stillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen;
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

3.

Sonnenuntergang.

Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weit aufschauernde,

Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmut,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht' er

In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Witwerbett.

* *
*

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen,
Und können nicht sterben,
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedrig gepflanzte, der Tod=beglückte,
Ich klage nicht länger.

4.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gärt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein,
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, totschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermut=berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen Funken. und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie,
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungssüßes, heimliches Summen,
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer,
Und bläst hinein,
Daß die flackernd roten Lichter
Zauberlieblich widerstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilie;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und spricht:

Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen
Und die Töchter der Menschen umarmten
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und, ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum;
Denn draußen war's kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten.

5.

Poseidon.

Die Sonnenlichter spielten
Über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Reede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen sollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne
Am einsamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Atem der Götter,
Und der leuchtende Menschenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangsal,
Setzt' sich mit ihm, seelenbekümmert,
An gastliche Herde,

Wo Königinnen Purpur spinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmerische Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldet' mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: Du böser Poseidon,
Dein Zorn ist furchtbar,
Und mir selber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum sprach ich die Worte,
Da schäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen stieg
Das schilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhnisch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im g'ringsten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängst'gen
Mit allzu bedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt,
Du hast kein einziges Türmchen verletzt
An Priamos' heiliger Feste,
Kein einziges Härchen hast du versengt
Am Aug' meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals ratend beschützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Also rief Poseidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Wasser
Amphitrite, das plumpe Fischweib,
Und die dummen Töchter des Nereus,

6.
Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toste die Flut,
Und ich saß am Strand, und schaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umschwebt,
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe dich!"
Doch böse Wellen ergossen sich
Über das süße Bekenntnis,
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern,
Reiß' ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!"

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsende Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

7.

Nachts in der Kajüte.

Das Meer hat seine Perlen,
Der Himmel hat seine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz,
Und schöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

*   *
*

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht' ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!

*   *
*

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben!
Weint euch aus in meine Seele,
Daß von lichten Sternenthränen
Überfließet meine Seele.

* *
*

Eingewiegt von Meereswellen
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich still in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und sie blinken und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* *
*

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen;
Sie rauschen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:
„Bethörter Geselle!
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,
Und die Sterne droben sind festgenagelt
Mit goldnen Nägeln, —
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das beste wäre, du schliefest ein."

* *
*

Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,

Und unterm weißen Schnee lag ich begraben
Und schlief den einsam kalten Todesschlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel schauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

8.

Sturm.

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Well'n, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.

9.

Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der beteerte Schiffsjung'.

Hinterm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es rot, wehmütig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen,

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: „Spitzbub'!
Spitzbub'! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!“

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

10.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten,
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!

Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz; —
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten, —
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Verstecktest du dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,

Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

11.
Reinigung.

Bleib du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast,
Und jetzt als Seegespenst
Sogar am hellen Tag mich bedrohest —
Bleib du dort unten in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden,
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir so lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unselige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwell'n!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

12.
Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,

Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig=tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sah'n sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd in Liebe und süßer Entsagung
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sei Jesu Christ!

Zweiter Cyklus.

1.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,

Die du geheimnisvoll bewahrst,
Dort unten im klaren Krystallhaus.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der schmaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, siegenden Augen
Schossen sie brennende Pfeile;
Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten;
Mit Keilschriftbillets zerschlugen sie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer —
Und frei aufatmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

2.
Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronions.
Über das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner,
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!
Äolus schickt ihm die flinksten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;
Der eine pfeift, der andre bläst,
Der dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer
Und schaut beständig nach der Bussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kastor, reisiger Held,
Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!

3.
Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,

Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebeleimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen,
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,
Alte Erinnrungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Cypressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeistrungsflammen,
Und stand, und taumelte, feuerberauscht —
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Rose —
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

4.

Untergang der Sonne.

Die schöne Sonne
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröte
Überstreut sie mit goldnen Lichtern;
Und die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

Wie schön ist die Sonne!
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und scherzend halb und halb wehmütig
Versichert' er mir: die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheiratet;
Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos gezwungen,

Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's", — setzte hinzu der Freund,
Und lachte und seufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen, oder sie zanken sich,
Daß hoch aufbraust hier oben das Meer,
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört,
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
„„Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für andre,
Und nachts, für mich, bist du frostig und müde!" "
Nach solcher Gardinenpredigt,
Versteht sich! bricht dann aus in Thränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt,
Und schnell nach der Meeresfläche heraufschwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen.

„So sah ich ihn selbst verflossene Nacht
Bis an die Brust dem Meer enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz',
Und ein abgewelktes Gesicht."

5.

Der Gesang der Okeaniden.

Abendlich blasser wird es am Meer,
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und schaut todkalten Blickes hinauf
Nach der weiten, todkalten Himmelswölbung,
Und schaut auf das weite, wogende Meer —

Und über das weite, wogende Meer,
Lüftesegler ziehn seine Seufzer,
Und kehren zurück, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten —
Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möwen,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn herdenweis umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende,
Und thranigtes Robbenfleisch-fressende,
Eu'r Leben ist bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut,
Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geschlagener Sahne;
Und das Allersüßeste kost' ich,
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

„Sie liebt mich! sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses,
Und schaut in die Dämmrung hinaus auf die Landstraß',
Und horcht und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher und sie seufzet,
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondschein,
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt sie selig mein teures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühstück,
Auf dem glänzenden Butterbrote,
Sieht sie mein lächelndes Antlitz,
Und sie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!"

Also prahlt er und prahlt er,
Und zwischendrein schrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironisches Kichern.
Die Dämmrungsnebel steigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond!
Hoch aufrauschen die Meereswogen,
Und tief aus hoch aufrauschendem Meer,
Wehmütig wie flüsternder Windzug,
Tönt der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der silberfüßigen Peleus=Gattin,
Und sie seufzen und singen:

O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet sind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,
Versteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und Geier=gequälet, Felsen=gefesselt,
Olymp=auf trotzte und trotzte und stöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter,
Und trügest geduldig die Last des Elends,
Und trügest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten —
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

6.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend und seltsam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, grau'nhaft bewegten
Riesengestalten.
Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten, Olympos-erschütternden Locken.
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest

An Knaben und Nymphen und Hekatomben;
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst
Hat doch eine andre das Zepter gewonnen.
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Lilienarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einst die goldene! jetzt die silberne!
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz,
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich stürbe vor Angst —
Als Leichengöttin erscheinst du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir,
Dort, der schreckliche Ares.
Es schaut so traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es schweigt seine Lei'r,
Die so freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger schaut Hephästos,
Und wahrlich! der Hinkende, nimmermehr
Fällt er Heben ins Amt,
Und schenkt geschäftig in der Versammlung
Den lieblichen Nektar. — Und längst ist erloschen
Das unauslöschliche Göttergelächter.

Ich hab' euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,

Und gar die Römer sind mir verhaßt.
Doch heil'ges Erbarmen und schauriges Mitleid
Durchströmt mein Herz,
Wenn ich euch jetzt da droben schaue,
Verlassene Götter,
Tote, nachtwandelnde Schatten,
Nebelschwache, die der Wind verscheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die schadenfrohen im Schafspelz der Demut —
O, da faßt mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eu'r gutes ambrosisches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich selber knieen und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihr's auch eh'mals in Kämpfen der Menschen
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So ist doch der Mensch großmüt'ger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Partei der besiegten Götter.

* * *

Also sprach ich, und sichtbar erröteten
Droben die blassen Wolkengestalten,
Und schauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich.
Der Mond verbarg sich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hoch aufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

7.

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling=Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

8.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!

Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

* *
*

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwänenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte; —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!

9.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich widerspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,

Türken und Griechen, Hegel und Gans[1],
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis=besungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrote, prophetengefeierte; —
Du bist wie die Ros' im Ratskeller zu Bremen;
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Ratskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe, —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden, —
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,

[1] Eduard Gans, Professor der Rechte in Berlin, bedeutender Gegner der historischen Schule in der Jurisprudenz, ein Jugendfreund Heines, gest. 1839.

Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth=El!
Wie duften die Myrrhen vom Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tagslicht,
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

10.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Rot' und blaue Blumen.

Rot' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,

Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wanderer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und ſchmückt mit euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

Neue Gedichte.

Einleitung.

Heines „Neue Gedichte" erschienen zuerst im September 1844, aber auch den Inhalt dieser Sammlung hatte der Dichter größtenteils bereits vorher, außer in Zeitschriften, in anderen seiner eignen Werke veröffentlicht. So war der „Neue Frühling" schon 1831 im zweiten Bande der Reisebilder, zweite Auflage, abgedruckt worden. Es berührt uns eigentümlich, wenn wir erfahren, daß diese Blüten lieblichster Poesie teilweise gleichsam auf Bestellung verfertigt wurden: der Komponist Albert Methfessel bat unsern Dichter im Jahre 1830 um einen Liedercyklus, der sich zur Komposition eigne[1]. Bedeutungsvoll sind die Worte, mit welchen Heine diese Abteilung in den Reisebildern begleitete. „Ich übergebe sie um so anspruchloser, da ich wohl weiß, daß Deutschland keinen Mangel hat an dergleichen lyrischen Gedichten. Außerdem ist es unmöglich, in dieser Gattung etwas Besseres zu geben, als schon von den älteren Meistern geliefert worden, namentlich von Ludwig Uhland, der die Lieder der Minne und des Glaubens so hold und lieblich hervorgesungen aus den Trümmern alter Burgen und Klosterhallen. Freilich, diese frommen und ritterlichen Töne, diese Nachklänge des Mittelalters, die noch unlängst in der Periode einer patriotischen Beschränktheit von allen Seiten widerhallten, verwehen jetzt im Lärmen der neuesten Freiheitskämpfe, im Getöse einer allgemein europäischen Völkerverbrüderung und im scharfen Schmerzjubel jener modernen Lieder, die keine katholische Harmonie der Gefühle erlügen wollen und vielmehr, jakobinisch unerbittlich, die Gefühle zerschneiden der Wahrheit wegen. Es ist interessant, zu beobachten, wie die eine von den beiden Liederarten je zuweilen von der anderen die äußere Form erborgt. Noch interessanter ist es, wenn in ein und demselben Dichterherzen sich beide

[1] Über die Originalhandschrift der meisten dieser Lieder, welche für diese Ausgabe zum erstenmal benutzt wurde, berichten die Lesarten.

Arten verschmelzen." — Auffällig ist es, daß der Dichter 1834 auch in den zweiten Band des „Salons" diese Lieder[1] unter dem Titel „Frühlingslieder" noch einmal aufnahm; doch entfernte er sie daselbst in der zweiten Auflage.

Die Gedichte mit der Überschrift „Verschiedene" erschienen größtenteils vorher im ersten Bande des „Salons" (1834); ebenda die meisten der „Schöpfungslieder", die „Tragödie" und die „In der Fremde" betitelten Gedichte. Den „Tannhäuser" entlehnte Heine den „Elementargeistern" im dritten Bande des „Salons" (1837), endlich dem vierten Bande dieses Werkes (1840) die Abteilung „Katharina" und eine Anzahl der „Romanzen". Der andere Teil der letzteren sowie die „Zeitgedichte" und die Abteilung „Friederike" hatte Heine vorher keinem anderen seiner Werke einverleibt. Der Cyklus „Zur Ollea" erschien zuerst in der 3. Auflage der Neuen Gedichte (1852). Auch das Wintermärchen „Deutschland" bildete ursprünglich einen Teil der vorliegenden Sammlung; seit der 3. Auflage setzte Heine aber seine Jugendtragödie „Ratcliff" an dessen Stelle. Wir bringen beide Werke im zweiten Bande dieser Ausgabe[2].

Die „Neuen Gedichte" erschienen viel später, als der Dichter ursprünglich gewünscht hatte, und den Grund dieser Verzögerung bildete vor allem ein Einspruch Gutzkows gegen die sittliche Ungebundenheit in vielen der Liebeslieder. Am 19. Dezember 1837 schreibt Heine an seinen Verleger: „Sie geben in einigen Monaten einen ‚Anhang zum Buch der Lieder' ganz besonders heraus, und in diesem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im ‚Buch der Lieder' enthalten sind, und begleite dieselben mit einer Vorrede, so daß das Ganze ein hübsches Bändchen bildet". — Am 30. März 1838 schrieb er: „Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den versprochenen ‚Nachtrag zum Buch der Lieder' noch nicht in Händen haben. (Ist der Titel gut?) Dieser Nachtrag soll nämlich enthalten: 1) den ‚Neuen Frühling', — 2) die Gedichte des ersten Teils des ‚Salons', — 3) dreißig meiner besten neuen Gedichte, — 4) den ‚Tannhäuser', — 5) den ‚Ratcliff', — 6) eine sehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu sagen habe." — Diese Sammlung wurde dann im Mai 1838 an Campe abgesandt; die erwähnte Vorrede war jener glänzende Aufsatz, welcher späterhin den Titel „Der Schwabenspiegel" erhielt. Campe übergab das Manuskript an Gutzkow, welcher als Redakteur des im Campeschen Verlage erscheinenden „Telegraphen" damals

---

[1] Nur der Prolog und die sieben letzten Lieder fehlten.

[2] Dort befindet sich auch (in den Lesarten) die Vorrede zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte", welche sich lediglich auf den „Ratcliff" bezieht.

in Hamburg lebte; als Gutzkow das neue Buch gelesen hatte, schrieb er an Heine jenen sonderbaren Brief[1], in dem er bei aller Anerkennung des Heineschen Talentes diesen „Nachtrag zum Buch der Lieder" als unsittlich verwarf und von dessen Veröffentlichung abriet. Heine erwog in der That den Rat seines jüngeren Gesinnungsgenossen, aber ihr bisher vortreffliches Verhältnis ging jetzt einem völligen Bruche schleunigst entgegen. „Die Gedichte", schreibt Heine an Campe, „darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Mißverständnisse geraten will. Soll ich Ihnen meinen ganzen Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir nichts, es liegt mir nichts dran, daß es erst später in der Gesamtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, das ist mein eigentlicher Verdruß." An Gutzkow schrieb Heine[2] unter anderm: „Ich danke Ihnen nochmals für das Wohlwollen, mit welchem Sie mich auf den Splitter, den Sie in meinem Auge bemerkt haben, aufmerksam machen". Aber unser Dichter behielt gleichwohl die Veröffentlichung des Buches damals noch im Auge. Wenn ein Dutzend Gedichte hinausgeworfen würden, könne das Buch dennoch gedruckt werden. „Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Dutzend sakrifizieren müsse." Er schlug dann am 23. Januar 1839 den Titel „Buch der Lieder, zweiter Band" vor und bemerkt: „Damit das alte Buch der Lieder durch diesen hinzugekommenen Band nicht kompromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anstoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiß nicht mehr als ein Druckbogen sakrifiziert zu werden braucht; diese Lakune werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen suchen (ich hab' sie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachrede von diesem zweiten Bande fortlasse, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieser Hinsicht möchte ich die Übersetzung der ersten Szene aus Byrons ‚Manfred', die in meiner frühesten Gedichtesammlung enthalten ist, hinzufügen." Im April 1839 erhielt Heine das Buch von der Zensur in Grimma in einem so „wüsten" Zustande zurück, daß ihm aus der neuen Ordnung eine „heillos verdrießliche Arbeit" erwuchs; einige Gedichte fehlten ganz. Im Oktober schrieb er an Kühne, daß die Sammlung viel-

---

[1] Von Gutzkow selbst 1839 im „Telegraphen", Nr. 75 und 76, veröffentlicht worden, in einem überaus scharfen Aufsatz „Herr Heine und sein Schwabenspiegel". Jetzt der Brief bequem zugänglich bei Prölß, S. 262 ff.

[2] Deutsche Revüe 1880, abgedruckt bei Prölß, S. 269 f.

leicht nicht so bald erscheine, obwohl er einigen Gedichten für die „Zeitung für die elegante Welt" die Worte hinzufügte: „Aus einem nächstens erscheinenden zweiten Bande des Buches der Lieder".

In der That, das Werk blieb jahrelang liegen. Erst am 29. Dezember 1843 schrieb Heine wieder: „Zur Ausstattung meiner ‚Neuen Gedichte' (das ist des Buchs Titel) werde ich alles mögliche aufbieten, und nächste Woche gehe ich schon ans Redigieren und Ordnen". Im Mai 1844 sehen wir den Dichter noch hiermit beschäftigt; im Sommer reiste er selbst nach Hamburg, wo er den Druck bequem überwachen konnte.

Er hatte inzwischen manches bedeutende Gedicht verfaßt, durch welches er das vorher so stark bekrittelte Buch bereicherte; aber die Lieder auf die „verschiedenen" Schönheiten der Pariser Boulevards wurden nicht ausgemerzt; nur „Diana" war verschwunden, doch seit der dritten Auflage ist auch ihr Bild neben den Bildern der anderen „abgesetzten Königinnen" seines Herzens wieder aufgehängt worden.

Im September wurde das Werk ausgegeben, und es hatte den größten buchhändlerischen Erfolg; ja, nach vier Wochen war die starke Auflage vergriffen, und als der Dichter eine Vorrede für die zweite Auflage aufsetzte, sobald er nur von dem Druck erfahren hatte, da kam sie doch schon zu spät: das Buch war bereits im Oktober aufs neue in die Welt gesandt worden[1]. 1852 folgte die umgearbeitete dritte, 1853 die vierte Auflage. Dieser Erfolg besagt mehr als die Urteile der Kritiker, welche vielfach nur ihre Besprechungen über ältere Heinesche Werke neu aufwärmten und an guten Gedanken durchaus keinen Überfluß verrieten. Genug, daß sie alle Welt auf das Buch hinwiesen und oft wider Willen seine Verbreitung beförderten.

In der allgemeinen Einleitung dieser Ausgabe werden die „Neuen Gedichte" in größerem Zusammenhange gewürdigt.

---

[1] Die Vorrede befindet sich in unsern Lesarten (unten, S. 534).

Neuer Frühling[1].

[1] Die Vorrede zur dritten Auflage, welche in der Originalausgabe die „Neuen Gedichte" eröffnet, befindet sich in den Lesarten zur Tragödie „Ratcliff" (im 2. Bande).

Prolog.

In Gemälde=Galerieen
Siehst du oft das Bild des Manns,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz'.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So, in holden Hindernissen,
Wind' ich mich mit Lust und Leid,
Während andre kämpfen müssen
In dem großen Kampf der Zeit.

1.

Unterm weißen Baume sitzend
Hörst du fern die Winde schrillen,
Siehst, wie oben stumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehst, wie unten ausgestorben
Wald und Flur, wie kahl geschoren; —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdrossen

Meinst du schon mit Schneegestöber
Hab' der Baum dich übergossen.

Doch es ist kein Schneegestöber,
Merkst es bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüten sind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!
Winter wandelt sich in Maie,
Schnee verwandelt sich in Blüten,
Und dein Herz es liebt aufs neue.

2.

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest seligtrübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe!

3.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
Die Liebe sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele:
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

4.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich schau' in alle Blumenkelche,
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine,
Die Nachtigall schlägt.
Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe
Den süßen Gesang;
Uns beiden ist so bang' und wehe,
So weh' und bang'.

5.

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer springen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

6.

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.

Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag ich lass' sie grüßen.

7.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,
Ihn selber aber goldig zart
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall?
Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt;
Ich aber lieb' euch all:
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall.

8.

Es erklingen alle Bäume,
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Wald-Orchester?

Ist es dort der graue Kiebitz,
Der beständig nickt so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kuckuckt, zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,
Und als ob er dirigieret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles musizieret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeister,
Und ich fühl' wie er den Takt schlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

9.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und sang das Wort: Züküht! Züküht!
Und wie sie sang, sproß überall
Grüngras, Viole, Apfelblüt'.

„Sie biß sich in die Brust, da floß
Ihr rotes Blut, und aus dem Blut
Ein schöner Rosenbaum entsproß;
Dem singt sie ihre Liebesglut.

„Uns Vögel all in diesem Wald
Versöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Rosenlied verhallt,
Geht auch der ganze Wald zu Grund'."

So spricht zu seinem Spätzelein
Im Eichennest der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie ist ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und schmollet nicht;
Der Alte gibt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

10.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in acht,
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die singenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilie warnen.

11.

Es drängt die Not, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei schöne Augen,
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube die Rosen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieser Verschwörung.

12.

Ach, ich sehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, schmerzenmild,
Und ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßes Elend
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder, himmlisch quälend,
In die kaum genes'ne Brust.

13.

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie
Lautschmetternd, daß es schallt;
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß schon der ganze Wald.

14.

Wenn du mir vorüberwandelst,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und stürmisch
Folgt es deiner schönen Spur.

Dann drehst du dich um, und schaust mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz ist so erschrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

15.

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —

Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesell'n.

16.

Wenn du gute Augen hast,
Und du schaust in meine Lieder,
Siehst du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren hast,
Kannst du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn sie wird mit Blick und Wort,
Wie mich selber dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirst du durch die Wälder irren.

17.

Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht?
Du hast die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen, sie sind erschrocken!
Die Rosen, sie sind vor Scham so rot,
Die Lilien, sie sind so blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und stocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geschlecht
Sind doch die Blumen! Sie haben recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wissen, daß sie gelauscht,
Als ich von glühender Liebe berauscht,
Mit den Sternen droben gesprochen?

18.

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich lieblich an,
Da wird mir so träumend zu Sinne,
Daß ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts; —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

19.

Wieder ist das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet,
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die besuchtesten Alleen,
Unter jedem Strohhut such' ich
Meine Schöne zu erspähen.

Wieder an dem grünen Flusse,
Wieder steh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt sie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräusch des Wasserfalles
Hör' ich wieder leises Klagen,
Und mein schönes Herz versteht es,
Was die weißen Wellen sagen.

Wieder in verschlungnen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büschen
Spotten des verliebten Thoren.

20.

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet
Das was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet,
Bei ihres Liedes süßem Widerhall; —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall —

21.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläßlich,
So elend mager mein Gesicht —
Du fändest mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht.

22.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe selber mit;
Ich wandle wie im Traume,
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt mich fest, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut'.

23.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

24.

Es haben unsre Herzen
Geschlossen die heil'ge Allianz;
Sie lagen fest aneinander,
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,
Die deine Brust geschmückt,
Die arme Bundesgenossin,
Sie wurde fast zerdrückt.

25.

Sag mir wer einst die Uhren erfund,
Die Zeitabteilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er saß in der Winternacht und sann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken.

Sag mir wer einst das Küssen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabei.
Es war im schönen Monat Mai,
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel sungen.

26.

Wie die Nelken duftig atmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,
Furchtsam zärtliches Umschlingen —
Und die jungen Rosen lauschen,
Und die Nachtigallen singen.

27.

Hab' ich nicht dieselben Träume
Schon geträumt von diesem Glücke?
Waren's nicht dieselben Bäume,
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unsrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach! ich weiß wie sich verändern
Diese allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir selber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergessen,
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,
Herz an Herz so zärtlich pressen.

28.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergibt,
Solche Küsse wie besel'gen
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinnrungsüchtig
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist.

29.

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn;
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb'!
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

30.

In meiner Erinnrung erblühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?

Sag nicht, daß du mich liebst!
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu schanden werden.

Sag nicht, daß du mich liebst!
Und küsse nur und schweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Rosen zeige.

31.

„Mondscheintrunkne Lindenblüten,
Sie ergießen ihre Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es sich, Geliebter,
Unter dieser Linde sitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter
Durch des Baumes Blätter blitzen.

„Sieh dies Lindenblatt! du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden;
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter Linden.

„Doch du lächelst, wie verloren
In entfernten Sehnsuchtträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünsche
Dir im lieben Herzen keimen?“

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegestöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeschmückten Schlitten,

Schellenklingelnd, peitschenknallend,
Über Fluß und Fluren glitten.

32.

[1]Durch den Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

33.

Morgens send' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Rosen,
Die ich brach in Dämmrungstunden.

Weißt du was die hübschen Blumen
Dir Verblümtes sagen möchten?
Treu sein sollst du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

---

[1] Heine schreibt in den „Elementargeistern“ (Salon, 3. Bd): „Ist es aber wahr, daß es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte dieses gern genau wissen, denn:“ — hierauf folgt obiges Gedicht.

34.

Der Brief, den du geschrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willst mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuskript!
Man schreibt nicht so ausführlich,
Wenn man den Abschied gibt.

35.

Sorge nie, daß ich verrate
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in still verborgner Hut,
Jenes glühende Geheimnis,
Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmal verdächt'ge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen
Und sie nimmt's für Poesie.

36.

Wie die Tage macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch märchensüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es sanfter, sehnsuchtmilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Rosen blühen röter,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen sie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Historie —

Und mir selbst ist dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und sänge
Diesen Rosen meine Liebe,
Träumend sing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne
Oder auch das holde Lärmen
Jener andren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenster schwärmen.

37.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schoß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Widerhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

38.

Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig, jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmut im Nachtigallenlaut.

O lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber, eine Thräne
Küss' ich so gern dir vom Gesicht.

39.

Schon wieder bin ich fortgerissen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgerissen —
O wüßtest du, wie gern ich bliebe.

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt so trübe;
Ich scheide wieder von dem Glücke,
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Leb wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

40.

Die holden Wünsche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis ans Grab.

Das weiß ich und das vertrübet
Mir alle Lieb' und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig,
Und verblutet in meiner Brust.

41.

Wie ein Greisenantlitz droben
Ist der Himmel anzuschauen,

Roteinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder
Müssen welken Blum' und Blüte,
Müssen welken Lieb' und Lieder
In dem menschlichen Gemüte.

42.

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reis' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbst, ein Nebel hält
Feuchteingehüllt die abgestorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rote Laub, das von den Bäumen fällt,
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmste noch, es regent.

43.

Spätherbstnebel, kalte Träume,
Überfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert schon die Bäume,
Und sie schaun gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam
Einz'ger Baum steht unentlaubt,
Feucht von Wehmutsthränen gleichsam,
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieser Wildnis,
Und der Baum, den ich dort schau'
Sommergrün, das ist dein Bildnis,
Vielgeliebte, schöne Frau!

44.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd' und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig
Oder bläht sich, stolz gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehricht
Wiederseh', und dieses Wetter!

Verschiedene.

Seraphine.

1.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumerischen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein sanftes Angesicht?
Oder ist es nur der Mondschein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leise rinnen hör'?
Oder gehst du, Liebste, wirklich
Weinend neben mir einher?

2.

An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüstert aus den Wogen:

Jener Mensch dort, ist er närrisch,
Oder ist er gar verliebet?
Denn er schaut so trüb' und heiter,
Heiter und zugleich betrübet.

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
Jener ist verliebt und närrisch,
Und noch obendrein ein Dichter.

3.

Das ist eine weiße Möwe,
Die ich dort flattern seh'
Wohl über die dunklen Fluten;
Der Mond steht hoch in der Höh'.

Der Haifisch und der Roche,
Die schnappen hervor aus der See,
Es hebt sich, es senkt sich die Möwe;
Der Mond steht hoch in der Höh'.

O, liebe flüchtige Seele,
Dir ist so bang und weh!
Zu nah ist dir das Wasser,
Der Mond steht hoch in der Höh'.

4.

Daß du mich liebst, das wußt' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mir's gestanden
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

5.

Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küssen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur selber wüßte
Was mir in die Seele zischt!
Die Worte und die Küsse
Sind wunderbar vermischt.

6.

Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu,
Und wie ein Reh geschwinde!
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,
Da hab' ich sie erreichet,
Da hab' ich sanft mit sanftem Wort
Ihr sprödes Herz erweichet.

Hier saßen wir so himmelhoch,
Und auch so himmelselig;
Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns, ins dunkle Meer,
Versank die schöne Sonne;
Die Wogen rauschten drüber hin,
Mit ungestümer Wonne.

O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht tot in jenen Fluten;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluten.

7.

Auf diesem Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgelitten.

Vernichtet ist das Zweierlei,
Das uns so lang bethöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist alles was da ist;
Er ist in unsern Küssen.

8.

Graue Nacht liegt auf dem Meere
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Wasser
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich
Klingen diese Melodeien,
Steigen mutig in die Höhe,
Daß sich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Lustgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen sie umher am Himmel.

Zur Musik, die unten tönet,
Wirbeln sie die tollsten Weisen;
Sonnen-Nachtigallen sind es,
Die dort oben strahlend kreisen.

Und das braust und schmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich singen,
Und ich fühle Riesenwollust
Stürmisch in mein Herze dringen.

9.

Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich fest besessen
Schwindet hin, wie Träumerein,
Und die Herzen, die vergessen,
Und die Augen schlafen ein.

10.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

11.

Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie sehr ich traurig bin
Und kränkst mich doch so schwer.

Dein Herz ist treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

12.

Wie schändlich du gehandelt,
Ich hab' es den Menschen verhehlet,
Und bin hinausgefahren aufs Meer,
Und hab' es den Fischen erzählet.

Ich lass' dir den guten Namen
Nur auf dem festen Lande;
Aber im ganzen Ozean
Weiß man von deiner Schande.

13.

Es ziehen die brausenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie schwellen und zerschellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig,
Ohn' Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?

14.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

15.

Das Meer erstrahlt im Sonnenschein.
Als ob es golden wär'.
Ihr Brüder, wenn ich sterbe,
Versenkt mich in das Meer.

Hab' immer das Meer so lieb gehabt,
Es hat mit sanfter Flut
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

Angelique.

1.

Nun der Gott mir günstig nicket
Soll ich schweigen wie ein Stummer,
Ich, der, als ich unbeglücket,
So viel sang von meinem Kummer,

Daß mir tausend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das ich besungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet!

O, ihr Nachtigallen-Chöre,
Die ich trage in der Seele,
Daß man eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!

2.

Wie rasch du auch vorüberschrittest
Noch einmal schautest du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmischer Hochmut in dem Blick.

O, daß ich nie zu fassen suchte
Das weiße, flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O, daß ich nie sie wiederfand!

Verschwunden ist ja deine Wildheit,
Bist wie die andern zahm und klar,
Und sanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebst du mich sogar!

3.

Nimmer glaub' ich, junge Schöne,
Was die spröde Lippe spricht;
Solche große, schwarze Augen,
Solche hat die Tugend nicht.

Diese braungestreifte Lüge,
Streif sie ab; ich liebe dich.
Laß dein weißes Herz mich küssen —
Weißes Herz, verstehst du mich?

4.

Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund;
Nun läßt sie mich nicht mehr in Ruh',
Sie fragt mich um den Grund.

Von Abend spät bis morgens fruh,
Sie fragt zu jeder Stund':
Was hältst du mir die Augen zu,
Wenn du mir küßt den Mund?

Ich sag' ihr nicht weshalb ich's thu',
Weiß selber nicht den Grund —
Ich halte ihr die Augen zu
Und küss' sie auf den Mund.

5.

Wenn ich, beseligt von schönen Küssen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, lass' mich mit Deutschland in Frieden!
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis; —
Es hat seine Gründe — ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

6

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätze spähe,
Und vor fremden Liebesthüren
Schmachtend auf= und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenstern
Äugeln sie mit meinem Schatze.

Das ist menschlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns allen,
Geb' uns allen Glück und Segen!

7.

Ja freilich du bist mein Ideal,
Hab's dir ja oft bekräftigt
Mit Küssen und Eiden sonder Zahl;
Doch heute bin ich beschäftigt.

Komm morgen zwischen zwei und drei,
Dann sollen neue Flammen
Bewähren meine Schwärmerei;
Wir essen nachher zusammen.

Wenn ich Billete bekommen kann
Bin ich sogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann:
Man gibt Robert-le-Diable.

Es ist ein großes Zauberstück
Voll Teufelslust und Liebe;
Von Meyerbeer ist die Musik,
Der schlechte Text von Scribe.

8.

Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durst
Gelöscht der holde Trunk;
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genung.

Kannst du nicht mehr Geliebte sein,
Sei Freundin mir sodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundschaft an.

9.

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen,
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Ausgetrunken ist der Kelch,
Der mit Sinnenrausch gefüllt war,
Schäumend, lodernd, bis am Rande;
Ausgetrunken ist der Kelch.

Es verstummen auch die Geigen,
Die zum Tanze mächtig spielten,
Zu dem Tanz der Leidenschaft;
Auch die Geigen, sie verstummen.

Es erlöschen auch die Lampen,
Die das wilde Licht ergossen
Auf den bunten Mummenschanz;
Auch die Lampen, sie erlöschen.

Morgen kommt der Aschenmittwoch,
Und ich zeichne deine Stirne
Mit dem Aschenkreuz und spreche:
Weib bedenke, daß du Staub bist.

Diana.

1.

Diese schönen Gliedermassen
Kolossaler Weiblichkeit
Sind jetzt, ohne Widerstreit,
Meinen Wünschen überlassen.

Wär' ich, leidenschaftentzügelt,
Eigenkräftig ihr genaht,
Ich bereute solche That!
Ja, sie hätte mich geprügelt.

Welcher Busen, Hals und Kehle!
(Höher seh' ich nicht genau.)
Eh' ich ihr mich anvertrau',
Gott empfehl' ich meine Seele.

2.

Am Golfe von Biscaya
Hat sie den Tag erblickt;
Sie hat schon in der Wiege
Zwei junge Katzen erdrückt.

Sie lief mit bloßen Füßen
Wohl über die Pyrenä'n;
Drauf ließ sie als junge Riesin
In Perpignan sich sehn.

Jetzt ist sie die größte Dame
Im Faubourg Saint-Denis;
Sie kostet dem kleinen Sir William
Schon dreizehntausend Louis.

3.

Manchmal wenn ich bei Euch bin,
Großgeliebte, edle Doña,
Wie erinnernd schweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

Dorten ist ein großer Brunn,
Fonte del Gigante heißt er,
Obendrauf steht ein Neptun,
Von Johann[1], dem alten Meister.

Hortense.

1.

Ehmals glaubt' ich, alle Küsse,
Die ein Weib uns gibt und nimmt,
Seien uns, durch Schicksalsschlüsse,
Schon urzeitlich vorbestimmt.

Küsse nahm ich und ich küßte
So mit Ernst in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Thaten der Notwendigkeit.

Jetzo weiß ich, überflüssig,
Wie so manches, ist der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küss' ich,
Glaubenlos im Überfluß.

---

[1] Jean Boulogne (Giovanni Bologna), 1524—1608, flandrischer Bildhauer und Architekt, schuf 1563—67 auf Wunsch des Papstes Pius IV. den Neptunsbrunnen in Bologna, sein bedeutendstes Werk.

2.

Wir standen an der Straßeneck'
Wohl über eine Stunde;
Wir sprachen voller Zärtlichkeit
Von unsrem Seelenbunde.

Wir sagten uns viel hundertmal,
Daß wir einander lieben;
Wir standen an der Straßeneck',
Und sind da stehn geblieben.

Die Göttin der Gelegenheit,
Wie'n Zöfchen, flink und heiter,
Kam sie vorbei und sah uns stehn,
Und lachend ging sie weiter.

3.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele
Dein allerliebstes Lachen.

Denkst du noch Montmorencys,
Wie du auf dem Esel rittest,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Disteln glittest?

Der Esel blieb ruhig stehen,
Fing an die Disteln zu fressen —
Dein allerliebstes Lachen
Werde ich nie vergessen.

4.

(Sie spricht:)

Steht ein Baum im schönen Garten
Und ein Apfel hängt daran,
Und es ringelt sich am Aste
Eine Schlange, und ich kann

Von den süßen Schlangenaugen
Nimmer wenden meinen Blick,
Und das zischelt so verheißend
Und das lockt wie holdes Glück!

(Die andre spricht:)

Dieses ist die Frucht des Lebens,
Koste ihre Süßigkeit,
Daß du nicht so ganz vergebens
Lebtest deine Lebenszeit!
Schönes Kindchen, fromme Taube,
Kost einmal und zittre nicht —
Folge meinem Rat und glaube
Was die kluge Muhme spricht.

5.

Neue Melodieen spiel' ich
Auf der neugestimmten Zither.
Alt ist der Text! Es sind die Worte
Salomos: das Weib ist bitter.

Ungetreu ist sie dem Freunde,
Wie sie treulos dem Gemahle!
Wermut sind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Also wahr ist jene Sage
Von dem dunklen Sündenfluche,
Den die Schlange dir bereitet,
Wie es steht im alten Buche?

Kriechend auf dem Bauch, die Schlange,
Lauscht sie noch in allen Büschen,
Kost mit dir noch jetzt wie weiland,
Und du hörst sie gerne zischen.

Ach, es wird so kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und sie krächzen. Lust und Liebe
Ist auf lange jetzt begraben.

6.

Nicht lange täuschte mich das Glück,
Das du mir zugelogen,
Dein Bild ist wie ein falscher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne schien,
Der Nebel ist zerronnen;
Geendigt hatten wir schon längst,
Eh' wir noch kaum begonnen.

Clarisse.

1.

Meinen schönsten Liebesantrag
Suchst du ängstlich zu verneinen;
Frag' ich dann: ob das ein Korb sei?
Fängst du plötzlich an zu weinen.

Selten bet' ich, drum erhör mich,
Lieber Gott! Hilf dieser Dirne,
Trockne ihre süßen Thränen
Und erleuchte ihr Gehirne.

2.

Überall wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,
Und je mehr du mich mißhandelst,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich fesselt holde Bosheit,
Wie mich Güte stets vertrieben;
Willst du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben.

3.

Hol' der Teufel deine Mutter,
Hol' der Teufel deinen Vater,

Die so grausam mich verhindert
Dich zu schauen im Theater.

Denn sie saßen da und gaben,
Breitgeputzt, nur seltne Lücken,
Dich im Hintergrund der Loge,
Süßes Liebchen, zu erblicken.

Und sie saßen da und schauten
Zweier Liebenden Verderben,
Und sie klatschten großen Beifall,
Als sie beide sahen sterben.

4.

Geh nicht durch die böse Straße,
Wo die schönen Augen wohnen —
Ach! sie wollen allzugütig
Dich mit ihrem Blitz verschonen.

Grüßen allerliebst herunter
Aus dem hohen Fensterbogen,
Lächeln freundlich, (Tod und Teufel!)
Sind dir schwesterlich gewogen.

Doch du bist schon auf dem Wege,
Und vergeblich ist dein Ringen;
Eine ganze Brust voll Elend
Wirst du mit nach Hause bringen.

5.

Es kommt zu spät, was du mir lächelst,
Was du mir seufzest, kommt zu spät!
Längst sind gestorben die Gefühle,
Die du so grausam einst verschmäht.

Zu spät kommt deine Gegenliebe!
Es fallen auf mein Herz herab
All deine heißen Liebesblicke,
Wie Sonnenstrahlen auf ein Grab.

* *
*

Nur wissen möcht' ich: wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Yolante und Marie.

1.

Diese Damen, sie verstehen
Wie man Dichter ehren muß:
Gaben mir ein Mittagessen,
Mir und meinem Genius.

Ach! die Suppe war vortrefflich,
Und der Wein hat mich erquickt,
Das Geflügel, das war göttlich,
Und der Hase war gespickt.

Sprachen, glaub' ich, von der Dichtkunst,
Und ich wurde endlich satt;
Und ich dankte für die Ehre,
Die man mir erwiesen hat.

2.

In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie sind so rührend anzusehn!
Doch reizend sind geniale Augen,
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch' von beiden
Das allerbeste Futter sei.

3.

Die Flaschen sind leer, das Frühstück war gut,
Die Dämchen sind rosig erhitzet;
Sie lüften das Mieder mit Übermut,
Ich glaube sie sind bespitzet.

Die Schulter wie weiß, die Brüstchen wie nett!
Mein Herz erbebet vor Schrecken.
Nun werfen sie lachend sich aufs Bett.
Und hüllen sich ein mit den Decken.

Sie ziehen nun gar die Gardinen vor,
Und schnarchen am End' um die Wette.
Da steh' ich im Zimmer, ein einsamer Thor,
Betrachte verlegen das Bette.

4.

Jugend, die mir täglich schwindet,
Wird durch raschen Mut ersetzt,
Und mein kühnrer Arm umwindet
Noch viel schlankre Hüften jetzt.

That auch manche sehr erschrocken,
Hat sie doch sich bald gefügt;
Holder Zorn, verschämtes Stocken,
Wird von Schmeichelei besiegt.

Doch, wenn ich den Sieg genieße,
Fehlt das Beste mir dabei.
Ist es die verschwundne, süße,
Blöde Jugend-Eselei?

Emma.

1.

Er steht so starr wie ein Baumstamm,
In Hitz' und Frost und Wind,
Im Boden wurzelt die Fußzeh',
Die Arme erhoben sind.

So quält sich Bagiratha[1] lange,
Und Brama will enden sein Weh,
Er läßt den Ganges fließen
Herab von der Himmelshöh'.

Ich aber, Geliebte, vergebens
Martre und quäl' ich mich ab,
Aus deinen Himmelsaugen
Fließt mir kein Tropfen herab.

2.

Vierundzwanzig Stunden soll ich
Warten auf das höchste Glück,
Das mir blinzelnd süß verkündet,
Blinzelnd süß der Seitenblick.

O! die Sprache ist so dürftig,
Und das Wort ein plumpes Ding;
Wird es ausgesprochen, flattert
Fort der schöne Schmetterling.

Doch der Blick, der ist unendlich,
Und er macht unendlich weit
Deine Brust, wie einen Himmel
Voll gestirnter Seligkeit.

3.

Nicht mal einen einz'gen Kuß,
Nach so monatlangem Lieben!
Und so bin ich Allerärmster
Trocknen Mundes stehn geblieben.

Einmal kam das Glück mir nah' —
Schon konnt' ich den Atem spüren —

---

[1] Die Söhne des indischen Königs Sagur waren durch einen einzigen Blick eines erzürnten Büßers in Asche verwandelt worden; um sie wieder zu beleben, unterzog sich Sagurs Urenkel Bhagiratha jahrtausendelang den strengsten Büßungen; end'ich erhörte ihn der Gott Schiwa und gebot seiner Gemahlin Ganga (Ganges), durch Benetzung der Asche Sagurs Söhne wieder ins Leben zu rufen.

Doch es flog vorüber — ohne
Mir die Lippen zu berühren.

4.

Emma, sage mir die Wahrheit:
Ward ich närrisch durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach! mich quälet, teure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

5.

Bin ich bei dir, Zank und Not!
Und ich will mich fort begeben!
Doch das Leben ist kein Leben
Fern von dir, es ist der Tod.

Grübelnd lieg' ich in der Nacht,
Zwischen Tod und Hölle wählend —
Ach! ich glaube dieses Elend
Hat mich schon verrückt gemacht.

6.

Schon mit ihren schlimmsten Schatten
Schleicht die böse Nacht heran;
Unsre Seelen sie ermatten,
Gähnend schauen wir uns an.

Du wirst alt und ich noch älter,
Unser Frühling ist verblüht.
Du wirst kalt und ich noch kälter,
Wie der Winter näher zieht.

Ach, das Ende ist so trübe!
Nach der holden Liebesnot
Kommen Nöten ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.

Der Tannhäuser.[1]

Eine Legende.

Geschrieben 1836.

1.

Ihr guten Christen laßt euch nicht
Von Satans List umgarnen!
Ich sing' euch das Tannhäuserlied
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

Frau Venus, meine schöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du sollst mir Urlaub geben.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Hast heut' mich nicht geküsset;
Küss' mich geschwind, und sage mir:
Was du bei mir vermisset?

„Habe ich nicht den süßesten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Rosen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?"

Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele geworden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen.

---

[1] Vgl. dazu den Schluß der „Elementargeister" („Salon", Bd. 3), wo Heine auch die Vorlage zu seinem Gedicht wiedergibt — Wahrscheinlich wurde Richard Wagner durch die Darstellung im „Salon" zu seiner Oper angeregt, wie er auch aus dem 1. Bande desselben Werkes den Stoff zum „Fliegenden Holländer" schöpfte.

Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Du willst dich mit mir zanken;
Du hast geschworen viel tausendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„Komm, laß uns in die Kammer gehn,
Zu spielen der heimlichen Minne;
Mein schöner lilienweißer Leib
Erheitert deine Sinne."

Frau Venus, meine schöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einst für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

Doch denk' ich der Götter und Helden, die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner lilienweißer Leib,
Er wird mir schier verleidet.

Dein schöner lilienweißer Leib
Erfüllt mich fast mit Entsetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden sich
Noch späterhin dran ergetzen!

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Das sollst du mir nicht sagen,
Ich wollte lieber du schlügest mich,
Wie du mich oft geschlagen.

„Ich wollte lieber du schlügest mich,
Als daß du Beleidigung sprächest,
Und mir, undankbar kalter Christ,
Den Stolz im Herzen brächest.

„Weil ich dich geliebet gar zu sehr,
Hör' ich nun solche Worte —

Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir selber die Pforte."

2.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da singt es und klingelt und läutet,
Da zieht einher die Prozession,
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rotes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Ich lass' dich nicht von der Stelle,
Du hörest zuvor meine Beichte an,
Du rettest mich von der Hölle!"

Das Volk es weicht im Kreis zurück,
Es schweigen die geistlichen Lieder: —
Wer ist der Pilger bleich und wüst,
Vor dem Papste kniet er nieder?

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen.

„Ich bin der edle Tannhäuser genannt,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmutreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum'
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Atem stocken.

„Schaun dich die großen Augen an,
So bist du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Not
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch stets verfolgen die Blicke
Der schönen Frau mich überall,
Sie winken: komm zurücke!

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner schönen Frau,
Sie sitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen!
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluten nicht dämmen!

„Er springt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Tosen und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel besäß',
Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr sämtliche Sterne.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren, —
Ist das der Hölle Feuer schon,
Die Gluten, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papst Urban,
Du kannst ja binden und lösen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen."

Der Papst hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu sprechen:
„Tannhäuser, unglücksel'ger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er ist der Schlimmste von allen:
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleisches Lust bezahlen,
Du bist verworfen, du bist verdammt
Zu ewigen Höllenqualen."

3.

Der Ritter Tannhäuser, er wandelt so rasch,
Die Füße, die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Ist schnell aus dem Bette gesprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,
Den Augen die Thränen entflossen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Gesicht
Des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich ins Bett,
Er hat kein Wort gesprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brot,
Sie wusch seine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das struppige Haar,
Und lachte dabei so süße.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Bist lange ausgeblieben,
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?“

Frau Venus, meine schöne Frau,
Ich hab' in Welschland verweilet;
Ich hatte Geschäfte in Rom und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papst gesehn,
Der Papst er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raschem Mut
Die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog,
Da fing es an zu schneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und schreien.

Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,
Da hört' ich Deutschland schnarchen;
Es schlief da unten in sanfter Hut
Von sechsunddreißig Monarchen.

In Schwaben besah ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöße;
Ihr habt die beste Religion,
Auch lieb' ich das Gänsegekröse.

In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den Bessern[1],
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern.

Zu Weimar, dem Musenwitwensitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe sei tot
Und Eckermann sei noch am Leben!

Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —
Was gibt es? rief ich verwundert.
„Das ist der Gans[2] in Berlin, der liest
Dort über das letzte Jahrhundert."

Zu Göttingen blüht die Wissenschaft,
Doch bringt sie keine Früchte.
Ich kam dort durch in stockfinstrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

Zu Celle im Zuchthaus sah ich nur
Hannoveraner — O Deutsche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche!

Zu Hamburg frug ich: warum so sehr
Die Straßen stinken thäten?
Doch Juden und Christen versicherten mir,
Das käme von den Fleeten.

Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher schlechte Geselle;
Und als ich auf die Börse kam,
Ich glaubte ich wär' noch in Celle.

---

[1] Ludwig Tieck lebte 1819—1841 in Dresden; die Werke seines Alters, seine „dritte Manier", fanden Heines Beifall nicht. Vgl. Die Romantische Schule, 2. Buch, II.

[2] Eduard Gans (1798—1839), bekannter Jurist, Gegner der historischen Schule, hielt in Berlin öffentliche Vorlesungen über neuere Geschichte, die sich großen Beifalls erfreuten, aber bald polizeilich verboten wurden.

Zu Hamburg sah ich Altona,
Ist auch eine schöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich dir
Was mir alldort begegent.

Schöpfungslieder.

1.

Im Beginn schuf Gott die Sonne,
Dann die nächtlichen Gestirne;
Hierauf schuf er auch die Ochsen,
Aus dem Schweiße seiner Stirne.

Später schuf er wilde Bestien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach des Löwen Ebenbilde
Schuf er hübsche kleine Katzen.

Zur Bevölkerung der Wildnis
Ward hernach der Mensch erschaffen;
Nach des Menschen holdem Bildnis
Schuf er intressante Affen.

Satan sah dem zu und lachte:
Ei, der Herr kopiert sich selber!
Nach dem Bilde seiner Ochsen
Macht er noch am Ende Kälber!

2.

Und der Gott sprach zu dem Teufel:
Ich der Herr kopier' mich selber,
Nach der Sonne mach' ich Sterne,
Nach den Ochsen mach' ich Kälber,
Nach den Löwen mit den Tatzen
Mach' ich kleine liebe Katzen,
Nach den Menschen mach' ich Affen;
Aber du kannst gar nichts schaffen.

3.

Ich hab' mir zu Ruhm und Preis erschaffen
Die Menschen, Löwen, Ochsen, Sonne;
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen,
Erschuf ich zu meiner eigenen Wonne.

4.

Kaum hab' ich die Welt zu schaffen begonnen,
In einer Woche war's abgethan.
Doch hatt' ich vorher tief ausgesonnen
Jahrtausendlang den Schöpfungsplan.

Das Schaffen selbst ist eitel Bewegung,
Das stümpert sich leicht in kurzer Frist;
Jedoch der Plan, die Überlegung,
Das zeigt erst wer ein Künstler ist.

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich darüber nachgedacht,
Wie man am besten Doctores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht.

5.

Sprach der Herr am sechsten Tage:
Hab' am Ende nun vollbracht
Diese große, schöne Schöpfung,
Und hab' alles gut gemacht.

Wie die Sonne rosengoldig
In dem Meere widerstrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Ist nicht alles wie gemalt?

Sind nicht weiß wie Alabaster
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Ist sie nicht so schön vollendet
Und natürlich die Natur?

Erd' und Himmel sind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,

Und der Mensch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!

6.

Der Stoff, das Material des Gedichts,
Das saugt sich nicht aus dem Finger;
Kein Gott erschafft die Welt aus nichts,
So wenig wie irdische Singer.

Aus vorgefundenem Urweltsdreck
Erschuf ich die Männerleiber,
Und aus dem Männerrippenspeck
Erschuf ich die schönen Weiber.

Den Himmel erschuf ich aus der Erd'
Und Engel aus Weiberentfaltung;
Der Stoff gewinnt erst seinen Wert
Durch künstlerische Gestaltung.

7.

Warum ich eigentlich erschuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnsinn, den Beruf.

Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund.

Friedrike.[1]

1823.

1.

Verlaß Berlin, mit seinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und überwitz'gen Leuten,

---

[1] Friederike Robert, die schöne Gattin Ludwig Roberts, des bekannten Schriftstellers (1778—1832).

Die Gott und Welt, und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerscharen nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indras Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,
Und deine Füße drücken, und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!

2.

Der Ganges rauscht, mit klugen Augen schauen
Die Antilopen aus dem Laub, sie springen
Herbei mutwillig, ihre bunten Schwingen
Entfaltend wandeln stolzgespreizte Pfauen.

Tief aus dem Herzen der bestrahlten Auen
Blumengeschlechter, viele neue, dringen,
Sehnsuchtberauscht ertönt Kokilas[1] Singen —
Ja, du bist schön, du schönste aller Frauen!

Gott Kama[2] lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant[3] auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge.

---

[1] Vogel aus dem Kuckucksgeschlecht, dessen Ruf bei indischen Dichtern gepriesen wird wie bei uns der Gesang der Nachtigall.
[2] Gott der Liebe.
[3] Frühling.

3.

Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt,
Der Himalaja strahlt im Abendscheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elefantenherde stürzt und brüllt —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Lust erfüllt!

Vergebens siehst du mich nach Bildern schweifen,
Und siehst mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelst gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelst, greifen
Gandarven[1] nach der Zither, und sie singen
Dort oben in dem goldnen Sonnensaal.

Katharina.

1.

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So flutet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

2.

„Wollen Sie ihr nicht vorgestellt sein?"
Flüsterte mir die Herzogin. —
„Beileibe nicht, ich müßt' ein Held sein,
Ihr Anblick schon wirrt mir den Sinn."

---

[1] Niedere Götter der Inder, Musiker in Indras Himmel.

Das schöne Weib macht mich erbeben!
Es ahnet mir, in ihrer Näh'
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Lust, mit neuem Weh.

Es hält wie Angst mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnsucht hin zu ihr!
Wie meines Schicksals wilde Sterne
Erscheinen diese Augen mir.

Die Stirn ist klar. Doch es gewittert
Dahinter schon der künft'ge Blitz,
Der künft'ge Sturm, der mich erschüttert
Bis in der Seele tiefsten Sitz.

Der Mund ist fromm. Doch mit Entsetzen
Unter den Rosen seh' ich schon
Die Schlangen, die mich einst verletzen
Mit falschem Kuß, mit süßem Hohn.

Die Sehnsucht treibt. — Ich muß mich näh'ren
Dem holden, unheilschwangern Ort —
Schon kann ich ihre Stimme hören —
Klingende Flamme ist ihr Wort.

Sie fragt: „Monsieur, wie ist der Name
Der Sängerin, die eben sang?"
Stotternd antworte ich der Dame:
„Hab' nichts gehört von dem Gesang".

3.

Wie Merlin, der eitle Weise,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende festgebannt
In die eignen Zauberkreise.

Festgebannt zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Schau' ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, sie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was sie gesprochen.

Manchmal ist mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen spüren.

4.

Du liegst mir so gern im Arme,
Du liegst mir am Herzen so gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du bist mein liebster Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närrische Menschengeschlecht;
Sie schreien und wüten und schelten,
Und haben alle recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben schlagen
Sie sich die Köpfe wund.

Wie glücklich sind wir beide,
Daß wir von ihnen so fern —
Du birgst in deinem Himmel
Das Haupt, mein liebster Stern!

5.

Ich liebe solche weiße Glieder,
Der zarten Seele schlanke Hülle,
Wildgroße Augen und die Stirne
Umwogt von schwarzer Lockenfülle!

Du bist so recht die rechte Sorte,
Die ich gesucht in allen Landen;

Auch meinen Wert hat euresgleichen
So recht zu würdigen verstanden.

Du hast an mir den Mann gefunden,
Wie du ihn brauchst. Du wirst mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küssen,
Und dann verraten, wie gebräuchlich.

6.

Der Frühling schien schon an dem Thor
Mich freundlich zu erwarten.
Die ganze Gegend steht im Flor
Als wie ein Blumengarten.

Die Liebste sitzt an meiner Seit'
Im rasch hinrollenden Wagen;
Sie schaut mich an voll Zärtlichkeit,
Ihr Herz, das fühl' ich schlagen.

Das trillert und duftet so sonnenvergnügt!
Das blinkt im grünen Geschmeide!
Sein weißes Blütenköpfchen wiegt
Der junge Baum mit Freude.

Die Blumen schaun aus der Erd' hervor,
Betrachten, neugierigen Blickes,
Das schöne Weib, das ich erkor,
Und mich, den Mann des Glückes.

Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt
Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verraten.

7.

Jüngstens träumte mir: spazieren
In dem Himmelreiche ging ich,
Ich mit dir — denn ohne dich
Wär' der Himmel eine Hölle.

Dort sah ich die Auserwählten,
Die Gerechten und die Frommen,
Die auf Erden ihren Leib
Für der Seele Heil gepeinigt:

Kirchenväter und Apostel,
Eremiten, Kapuziner,
Alte Käuze, ein'ge junge —
Letztre sahn noch schlechter aus!

Lange, heilige Gesichter,
Breite Glatzen, graue Bärte,
(Drunter auch verschiedne Juden), —
Gingen streng an uns vorüber,

Warfen keinen Blick nach dir,
Ob du gleich, mein schönes Liebchen,
Tändelnd mir am Arme hingest,
Tändelnd, lächelnd, kokettierend!

Nur ein Einz'ger sah dich an,
Und es war der einz'ge schöne,
Schöne Mann in dieser Schar;
Wunderherrlich war sein Antlitz.

Menschengüte um die Lippen,
Götterruhe in den Augen,
Wie auf Magdalenen einst
Schaute jener auf dich nieder.

Ach! ich weiß, er meint es gut —
Keiner ist so rein und edel —
Aber ich, ich wurde dennoch
Wie von Eifersucht berühret —

Und ich muß gestehn, es wurde
Mir im Himmel unbehaglich —
Gott verzeih' mir's! mich genierte
Unser Heiland, Jesus Christus.

8.

Ein jeder hat zu diesem Feste
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut sich der blühenden Sommernacht; —
Ich wandle allein, mir fehlt das Beste.

Ich wandle allein gleich einem Kranken!
Ich fliehe die Lust, ich fliehe den Tanz
Und die schöne Musik und den Lampenglanz; —
In England sind meine Gedanken.

Ich breche Rosen, ich breche Nelken,
Zerstreuten Sinnes und kummervoll;
Ich weiß nicht, wem ich sie geben soll; —
Mein Herz und die Blumen verwelken.

9.

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt' ich wehen
Über dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten, deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? — All ihre Blüte
Ist längst verwelkt! — Gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüte.

In der Fremde.

1.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal warum;
Im Winde klingt ein sanftes Wort,
Schaust dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich sanft zurück:
O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du bist mein einz'ges Glück!

Doch weiter, weiter, sonder Rast,
Du darfst nicht stille stehn;
Was du so sehr geliebet hast
Sollst du nicht wiedersehn.

2.

Du bist ja heut' so grambefangen,
Wie ich dich lange nicht geschaut!
Es perlet still von deinen Wangen,
Und deine Seufzer werden laut.

Denkst du der Heimat, die so ferne,
So nebelferne dir verschwand?
Gestehe mir's, du wärest gerne
Manchmal im teuren Vaterland.

Denkst du der Dame, die so niedlich
Mit kleinem Zürnen dich ergötzt?
Oft zürntest du, dann ward sie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

Denkst du der Freunde, die da sanken
An deine Brust, in großer Stund'?
Im Herzen stürmten die Gedanken,
Jedoch verschwiegen blieb der Mund.

Denkst du der Mutter und der Schwester?
Mit beiden standest du ja gut.
Ich glaube gar es schmilzt, mein Bester,
In deiner Brust der wilde Mut!

Denkst du der Vögel und der Bäume
Des schönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es ist schon spät. Die Nacht ist helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun schnelle
Und in Gesellschaft gehn. O weh!

3.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

Tragödie.[1]

1.

Entflieh mit mir und sei mein Weib,
Und ruh an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde sei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier
Und du bist einsam und allein;

---

[1] Man vergleiche über dies Gedicht die Anmerkung am Schluß des Bandes.

Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

2.

(Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

3.

Auf ihrem Grab, da steht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter sitzt auf dem grünen Platz
Der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde, die wehen so lind und so schaurig,
Die Vögel, die singen so süß und so traurig,
Die schwatzenden Buhlen, die werden stumm,
Sie weinen und wissen selbst nicht warum.

Romanzen.

1.

Ein Weib.

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud' und Lust,
Des Nachts lag sie an seiner Brust.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
Sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: O komm zu mir,
Ich sehne mich so sehr nach dir,
Ich rufe nach dir, ich schmachte —
Sie schüttelt' das Haupt und lachte.

Um Sechse des Morgens ward er gehenkt,
Um Sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um Achte
Trank roten Wein und lachte.

2.

Frühlingsfeier.

Das ist des Frühlings traurige Lust!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schar,
Sie stürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Brust: —
Adonis! Adonis!

Es sinkt die Nacht. Bei Fackelschein,
Sie suchen hin und her im Wald,

Der angstverwirret widerhallt
Von Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrei'n:
Adonis! Adonis!

Das wunderschöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und tot,
Das Blut färbt alle Blumen rot,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: --
Adonis! Adonis!

3.

Childe Harold[1].

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Toter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

4.

Die Beschwörung.

Der junge Franziskaner sitzt
Einsam in der Klosterzelle,
Er liest im alten Zauberbuch,
Genannt der Zwang der Hölle.

Und als die Mitternachtstunde schlug,
Da konnt' er nicht länger sich halten,

---

[1] Byrons Leiche ließ der Graf Pietro Gamba von Missolunghi nach England bringen.

Mit bleichen Lippen ruft er an
Die Unterweltsgewalten.

Ihr Geister! holt mir aus dem Grab
Die Leiche der schönsten Frauen,
Belebt sie mir für diese Nacht,
Ich will mich dran erbauen.

Er spricht das grause Beschwörungswort,
Da wird sein Wunsch erfüllet,
Die arme verstorbene Schönheit kommt,
In weißen Laken gehüllet.

Ihr Blick ist traurig. Aus kalter Brust
Die schmerzlichen Seufzer steigen.
Die Tote setzt sich zu dem Mönch,
Sie schauen sich an und schweigen.

5.

Aus einem Briefe.

(Die Sonne spricht:)

Was gehn dich meine Blicke an?
Das ist der Sonne gutes Recht,
Sie strahlt auf den Herrn wie auf den Knecht;
Ich strahle, weil ich nicht anders kann.

Was gehn dich meine Blicke an?
Bedenke, was deine Pflichten sind,
Nimm dir ein Weib und mach ein Kind,
Und sei ein deutscher Biedermann.

Ich strahle, weil ich nicht anders kann,
Ich wandle am Himmel wohl auf wohl ab,
Aus Langeweile guck' ich hinab —
Was gehn dich meine Blicke an?

(Der Dichter spricht:)

Das ist ja eben meine Tugend,
Daß ich ertrage deinen Blick,
Das Licht der ew'gen Seelenjugend,
Blendende Schönheit, Flammenglück!

Jetzt aber fühl' ich ein Ermatten
Der Sehkraft, und es sinken nieder,
Wie schwarze Flöre, nächt'ge Schatten
Auf meine armen Augenlider . . .

(Chor der Affen:)

Wir Affen, wir Affen,
Wir glotzen und gaffen
Die Sonne an,
Weil sie es doch nicht wehren kann.

(Chor der Frösche:)

Im Wasser, im Wasser,
Da ist es noch nasser
Als auf der Erde,
Und ohne Beschwerde
Erquicken
Wir uns an den Sonnenblicken.

(Chor der Maulwürfe:)

Was doch die Leute Unsinn schwatzen
Von Strahlen und von Sonnenblicken!
Wir fühlen nur ein warmes Jücken,
Und pflegen uns alsdann zu kratzen.

(Ein Glühwurm spricht:

Wie sich die Sonne wichtig macht,
Mit ihrer kurzen Tagespracht!
So unbescheiden zeig' ich mich nicht,
Und bin doch auch ein großes Licht,
In der Nacht, in der Nacht!

6.

Unstern.

Der Stern erstrahlte so munter
Da fiel er vom Himmel herunter.
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Wie'n räudiger Hund, der verrecket,
So liegt er mit Unrat bedecket.
Es kräht der Hahn, die Sau sie grunzt,
Im Kote wälzt sich ihre Brunst.

O, fiel' ich doch in den Garten,
Wo die Blumen meiner harrten,
Wo ich mir oft gewünschet hab'
Ein reinliches Sterben, ein duftiges Grab!

7.

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt.

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreun sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmut ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Zigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut, —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

8.

Anno 1839.

O, Deutschland, meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast!
Das muntre Frankreich scheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last.

Nur der Verstand, so kalt und trocken,
Herrscht in dem witzigen Paris —
O, Narrheitsglöcklein, Glaubensglocken,
Wie klingelt ihr daheim so süß!

Höfliche Männer! Doch verdrossen
Geb' ich den art'gen Gruß zurück. —
Die Grobheit, die ich einst genossen
Im Vaterland, das war mein Glück!

Lächelnde Weiber! Plappern immer,
Wie Mühlenräder stets bewegt!
Da lob' ich Deutschlands Frauenzimmer,
Das schweigend sich zu Bette legt.

Und alles dreht sich hier im Kreise,
Mit Ungestüm, wie'n toller Traum!
Bei uns bleibt alles hübsch im Gleise,
Wie angenagelt, rührt sich kaum.

Mir ist als hört' ich fern erklingen
Nachtwächterhörner, sanft und traut;
Nachtwächterlieder hör' ich singen,
Dazwischen Nachtigallenlaut.

Dem Dichter war so wohl daheime,
In Schildas teurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Veilchenduft und Mondenschein.

9.

In der Frühe.

Auf dem Faubourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute morgen,
Spätherbstnebel, dicht und schwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Wandelnd durch die weiße Nacht,
Schaut' ich mir vorübergleiten
Eine weibliche Gestalt,
Die dem Mondenlicht vergleichbar.

Ja sie war wie Mondenlicht
Leichthinschwebend, zart und zierlich;
Solchen schlanken Gliederbau
Sah ich hier in Frankreich niemals.

War es Luna selbst vielleicht,
Die sich heut' bei einem schönen,
Zärtlichen Endymion
Des Quartier Latin verspätet?

Auf dem Heimweg dacht' ich nach:
Warum floh sie meinen Anblick?
Hielt die Göttin mich vielleicht
Für den Sonnenlenker Phöbus?

10.

Ritter Olaf.

I.

Vor dem Dome stehn zwei Männer,
Tragen beide rote Röcke,
Und der eine ist der König
Und der Henker ist der andre.

Und zum Henker spricht der König:
„Am Gesang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet schon die Trauung —
Halt bereit dein gutes Richtbeil".

Glockenklang und Orgelrauschen,
Und das Volk strömt aus der Kirche;
Bunter Festzug, in der Mitte
Die geschmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die schöne Königstochter;
Keck und heiter schaut Herr Olaf,
Und sein roter Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rotem Munde
Spricht er zu dem finstern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut' ist dir mein Haupt verfallen.

„Sterben soll ich heut' — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit fei're
Mit Bankett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt ist —
Laß bis Mitternacht mich leben!"

Und zum Henker spricht der König:
„Unserm Eidam sei gefristet
Bis um Mitternacht sein Leben —
Halt bereit dein gutes Richtbeil".

II.

Herr Olaf sitzt beim Hochzeitschmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An seine Schulter lehnt
Sein Weib und stöhnt —
Der Henker steht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Hast
Sie tanzen, bei Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker steht vor der Thüre.

Die Geigen geben so lustigen Klang,
Die Flöten seufzen so traurig und bang!
Wer die beiden tanzen sieht,
Dem erbebt das Gemüt —
Der Henker steht vor der Thüre.

Und wie sie tanzen, im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüstert zu seinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich dich hab' —
So kalt ist das Grab —"
Der Henker steht vor der Thüre.

III.

Herr Olaf, es ist Mitternacht,
Dein Leben ist verflossen!
Du hattest eines Fürstenkinds
In freier Lust genossen.

Die Mönche murmeln das Totengebet,
Der Mann im roten Rocke,
Er steht mit seinem blanken Beil
Schon vor dem schwarzen Blocke.

Herr Olaf steigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters roter Mund,
Mit lächelndem Munde spricht er:

„Ich segne die Sonne, ich segne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel schweifen.
Ich segne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich segne das Meer, ich segne das Land,
Und die Blumen auf der Aue.
Ich segne die Veilchen, sie sind so sanft
Wie die Augen meiner Fraue.

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch euch verlier' ich mein Leben!

Ich segne auch den Holunderbaum,
Wo du dich mir ergeben."

11.

Die Nixen.

Am einsamen Strande plätschert die Flut,
Der Mond ist aufgegangen,
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die schönen Nixen, im Schleiergewand,
Entsteigen der Meerestiefe.
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig, er schliefe.

Die eine betastet mit Neubegier
Die Federn auf seinem Barette.
Die andre nestelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die dritte lacht und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert gestützt
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüstert aus tiefem Gemüte:
„O, daß ich doch dein Liebchen wär',
Du holde Menschenblüte!"

Die fünfte küßt des Ritters Händ',
Mit Sehnsucht und Verlangen;
Die sechste zögert und küßt am End'
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müssen;
Er läßt sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen.

12.

Bertrand de Born[1].

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten seine süßen Töne
Die Löwin des Plantagenets;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er fang sie alle in sein Netz.

Wie er den Vater selbst bethörte!
In Thränen schmolz des Königs Zorn
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

13.

Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt, mit duftender Lust —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
Wem geb' ich meine Kränze?

Ein Reuter reutet den Fluß entlang,
Er grüßt so blühenden Mutes!

[1] Der berühmte Troubadour Bertrand de Born (1145—1210) lebte am Hofe der Eleonore von Aquitanien, der Gemahlin Heinrichs II. von England. Bei dem langen Familienzwist, in dem letztere und ihre Söhne mit Heinrich II. sich befanden, ergriff Bertrand durch Lieder und Thaten eifrig die Partei seiner Herrin. Seine Dichtungen erfreuten sich des größten Ansehens in der damaligen vornehmen Welt.

Die Schäferin schaut ihm nach so bang,
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die schönen Blumenkränze.
Die Nachtigall singt von Lieb' und Kuß —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!

14.

Ali Bei.

Ali Bei, der Held des Glaubens,
Liegt beglückt in Mädchenarmen.
Vorgeschmack des Paradieses
Gönnt ihm Allah schon auf Erden.

Odalisken, schön wie Houris,
Und geschmeidig wie Gasellen —
Kräuselt ihm den Bart die eine,
Glättet seine Stirn die andre.

Und die dritte schlägt die Laute,
Singt und tanzt, und küßt ihn lachend
Auf das Herz, worin die Flammen
Aller Seligkeiten lodern.

Aber draußen plötzlich schmettern
Die Trompeten, Schwerter rasseln,
Waffenruf und Flintenschüsse —
Herr, die Franken sind im Anmarsch!

Und der Held besteigt sein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume; —
Denn ihm ist zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis' heruntersäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt sanft und zärtlich.

15.
Psyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Brust die große Glut,
Schleichet Psyche zu dem Lager
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie errötet und sie zittert
Wie sie seine Schönheit sieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Ärmste stirbt beinah'!
Psyche fastet und kasteit sich,
Weil sie Amorn nackend sah.

16.
Die Unbekannte.

Meiner goldgelockten Schönen
Weiß ich täglich zu begegnen,
In dem Tuileriengarten,
Unter den Kastanienbäumen.

Täglich geht sie dort spazieren,
Mit zwei häßlich alten Damen —
Sind es Tanten? Sind's Dragoner,
Die vermummt in Weiberröcken?

Niemand konnt' mir Auskunft geben,
Wer sie sei? Bei allen Freunden
Frug ich nach, und stets vergebens!
Ich erkrankte fast vor Sehnsucht.

Eingeschüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel strenger eingeschüchtert,

Wagt' ich nie ein seufzend Wörtchen
Im Vorübergehn zu flüstern,

Und ich wagte kaum mit Blicken
Meine Flamme zu bekunden.

Heute erst hab' ich erfahren
Ihren Namen. Laura heißt sie,
Wie die schöne Provençalin,
Die der große Dichter liebte.

Laura heißt sie! Nun da bin ich
Just so weit wie einst Petrarcha,
Der das schöne Weib gefeiert
In Kanzonen und Sonetten.

Laura heißt sie! Wie Petrarcha
Kann ich jetzt platonisch schwelgen
In dem Wohllaut dieses Namens —
Weiter hat er's nie gebracht.

17.

Wechsel.

Mit Brünetten hat's ein Ende!
Ich gerate dieses Jahr
Wieder in die blauen Augen,
Wieder in das blonde Haar.

Die Blondine, die ich liebe,
Ist so fromm, so sanft, so mild!
In der Hand den Lilienstengel
Wäre sie ein Heil'genbild.

Schlanke, schwärmerische Glieder,
Wenig Fleisch, sehr viel Gemüt;
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube,
Ihre ganze Seele glüht.

Sie behauptet, sie verstünde
Gar kein Deutsch — ich glaub' es nicht.
Niemals hättest du gelesen
Klopstocks himmlisches Gedicht?

18.

Fortuna.

Frau Fortuna, ganz umsunst
Thust du spröde! deine Gunst
Weiß ich mir durch Kampf und Ringen
Zu erbeuten, zu erzwingen.

Überwältigt wirst du doch,
Und ich spanne dich ins Joch,
Und du streckst am End' die Waffen —
Aber meine Wunden klaffen.

Es verströmt mein rotes Blut,
Und der schöne Lebensmut
Will erlöschen; ich erliege
Und ich sterbe nach dem Siege.

19.

Klagelied eines altdeutschen Jünglings[1].

Wohl dem, dem noch die Tugend lacht,
Weh dem, der sie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die bösen Gesellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht,
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es trösteten mich die Mädchen,
Mit ihrem holden Lächeln.

Und als sie mich ganz besoffen gemacht
Und meine Kleider zerrissen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Wie wundr' ich mich über die Sache!
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache. —

---

[1] Vergleiche die Lesarten am Schlusse des Bandes.

20.

Laß ab!

Der Tag ist in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und du, du liebest mich!

Du liebst mich — schon erfassen dich
Die grauenhaften Schatten,
All deine Blüte welkt,
Und deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —
Laß ab von mir und dem Unglück.

21.

Frau Mette.

(Nach dem Dänischen.)

Herr Peter und Bender saßen beim Wein,
Herr Bender sprach: ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.

Herr Peter sprach: ich wette mein Roß,
Wohl gegen deine Hunde,
Frau Mette sing' ich nach meinem Hof,
Noch heut', in der Mitternachtstunde.

Und als die Mitternachtstunde kam,
Herr Peter hub an zu singen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald
Die süßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen so still,
Die Flut hört auf zu rauschen,
Am Himmel zittert der blasse Mond,
Die klugen Sterne lauschen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
Wer singt vor meiner Kammer?
Sie achselt ihr Kleid, sie schreitet hinaus; —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß
Sie schreitet unaufhaltsam;
Herr Peter zog sie nach seinem Hof
Mit seinem Liede gewaltsam.

Und als sie morgens nach Hause kam,
Vor der Thüre stand Herr Bender:
„Frau Mette, wo bist du gewesen zur Nacht?
Es triefen deine Gewänder!"

Ich war heut' nacht am Nixenfluß,
Dort hört' ich prophezeien,
Es plätscherten und bespritzten mich
Die neckenden Wasserfeien.

„Am Nixenfluß ist feiner Sand,
Dort bist du nicht gegangen,
Zerrissen und blutig sind deine Füß',
Auch bluten deine Wangen."

Ich war heut' nacht im Elfenwald,
Zu schauen den Elfenreigen,
Ich hab' mir verwundet Fuß und Gesicht,
An Dornen und Tannenzweigen.

„Die Elfen tanzen im Monat Mai,
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrscht der kalte Herbst
Und heult der Wind in den Wäldern."

Bei Peter Nielsen war ich heut' nacht,
Er sang und zaubergewaltsam,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß
Es zog mich unaufhaltsam.

Sein Lied ist stark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;
Ich weiß, jetzt muß ich sterben. —

Die Kirchenthür ist schwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das soll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender steht vor der Leichenbahr',
Und seufzt aus Herzensgrunde:
Nun hab' ich verloren mein schönes Weib
Und meine treuen Hunde.

22.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Musik,
Da tanzen die Burschen und Mädel,
Da tanzen zwei, die niemand kennt,
Sie schaun so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise;
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Das Fräulein flüstert leise:

„Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilie[1],
Die wächst nur tief in Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick,
An Euren fischgrätigen Zähnen."

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Der Junker flüstert leise:

---

[1] Die Lilie eines Nixes; „Neck", aus dem Schwedischen entlehnt, ist gleich „Nix".

„Mein schönes Fräulein, sagt mir warum
So eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir warum so naß der Saum
An Eurem weißen Gewand ist?

„Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick
An Eurem spöttischen Knixe —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen, die Nixe."

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,
Es trennen sich höflich die beiden.
Sie kennen sich leider viel zu gut,
Suchen sich jetzt zu vermeiden.

23.

König Harald Harfagar[1].

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen,
Bei seiner schönen Wasserfee;
Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht sterben;
Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor;
Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,
Es treten die Backenknochen
Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht,
Der Leib ist welk und gebrochen.

---

[1] König der Norweger, 863—930; er vereinigte durch glückliche Kriege die bis dahin getrennten Landschaften Norwegens.

Manchmal aus seinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeschüttert,
Denn droben stürmt so wild die Flut
Und das gläserne Schloß erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Läßt traurig sie wieder fallen.

Manchmal ist ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer singen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

Unterwelt.

I.

Blieb ich doch ein Junggeselle! —
Seufzet Pluto tausendmal —
Jetzt in meiner Ehstandsqual,
Merk' ich, früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

Blieb ich doch ein Junggeselle!
Seit ich Proserpinen hab'
Wünsch' ich täglich mich ins Grab!
Wenn sie keift, so hör' ich kaum
Meines Cerberus Gebelle.

Stets vergeblich, stets nach Frieden
Ring' ich. Hier im Schattenreich
Kein Verdammter ist mir gleich!
Ich beneide Sisyphus
Und die edlen Danaiden.

II.

Auf goldenem Stuhl, im Reiche der Schatten,
Zur Seite des königlichen Gatten,
Sitzt Proserpine
Mit finstrer Miene,
Und im Herzen seufzet sie traurig:

Ich lechze nach Rosen, nach Sangesergüssen
Der Nachtigall, nach Sonnenküssen —
Und hier unter bleichen
Lemuren und Leichen
Mein junges Leben vertraur' ich!

Bin festgeschmiedet am Ehejoche,
In diesem verwünschten Rattenloche!
Und des Nachts die Gespenster,
Sie schaun mir ins Fenster,
Und der Styx, er murmelt so schaurig!

Heut' hab' ich den Charon zu Tische geladen —
Glatzköpfig ist er und ohne Waden —
Auch die Totenrichter,
Langweil'ge Gesichter —
In solcher Gesellschaft versaur' ich.

III.

Während solcherlei Beschwerde
In der Unterwelt sich häuft,
Jammert Ceres auf der Erde.
Die verrückte Göttin läuft,
Ohne Haube, ohne Kragen,
Schlotterbusig durch das Land,
Deklamierend jene Klagen,
Die euch allen wohlbekannt:

„Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.

Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

„Ach wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur!
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

„Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und solang' der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thräne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick."

IV.

Meine Schwiegermutter Ceres!
Laß die Klagen, laß die Bitten!
Dein Verlangen, ich gewähr' es --
Habe selbst so viel gelitten!

Tröste dich, wir wollen ehrlich
Den Besitz der Tochter teilen,
Und sechs Monden soll sie jährlich
Auf der Oberwelt verweilen.

Hilft dir dort an Sommertagen
Bei den Ackerbaugeschäften;
Einen Strohhut wird sie tragen,
Wird auch Blumen daran heften.

Schwärmen wird sie, wenn den Himmel
Überzieht die Abendröte,
Und am Bach ein Bauerlümmel
Zärtlich bläst die Hirtenflöte.

Wird sich freun mit Gret' und Hänschen
Bei des Erntefestes Reigen;
Unter Schöpsen, unter Gänschen,
Wird sie sich als Löwin zeigen.

Süße Ruh'! Ich kann verschnaufen
Hier im Orkus unterdessen!
Punsch mit Lethe will ich saufen,
Um die Gattin zu vergessen.

V.

„Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheime Sehnsucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeschick:
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe!

„Du nickst so traurig! Wiedergeben
Kann ich dir nicht die Jugendzeit —
Unheilbar ist dein Herzeleid:
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!"

Zur Ollea[1].

1.

Maultiertum[2].

Dein Vater, wie ein jeder weiß,
Ein Esel leider war der Gute;
Doch deine Mutter, hochgesinnt,
War eine edle Vollblut-Stute.

Thatsache ist dein Maultiertum,
Wie sehr du dessen dich erwehrest;
Doch sagen darfst du guten Fugs,
Daß du den Pferden angehöreſt, —

Daß du abstammst vom Bucephal,
Dem stolzen Gaul, daß deine Ahnen
Geharnischt nach dem Heil'gen Grab
Gefolgt den frommen Kreuzzugfahnen, —

Daß du zu deiner Sippschaft zählst
Den hohen Schimmel, den geritten
Herr Gottfried von Bouillon, am Tag
Wo er die Gottesstatt erstritten; —

Kannst sagen auch, daß Roß-Bayard
Dein Vetter war, daß deine Tante
Den Ritter Don Quixote trug,
Die heldenmüt'ge Rosinante.

---

[1] Ollea wahrscheinlich in dem Sinne von Olla Potrida (= olja p.), wofür Heine auch im Vitzliputzli (Romanzero, Historien) Ollea Potrida schreibt. Man versteht darunter bekanntlich ein spanisches Gewürzgericht von verschiedenem Fleisch, im übertragenen Sinne überhaupt ein Allerlei. Der Ausdruck Ollea ist auch in Wien üblich gewesen für eine Suppe aus mancherlei Kräutern und Fleisch.

[2] Vgl. den „Kaiser von China", Zeitgedichte Nr. 17.

Freilich, daß Sanchos Grauchen auch
Mit dir verwandt, mußt du nicht sagen;
Verleugne gar das Eselein,
Das unsern Heiland einst getragen.

Auch ist nicht nötig, daß du just
Ein Langohr in dein Wappen setzest.
Sei deines eignen Werts Wardein —
Du giltst so hoch wie du dich schätzest.

2.

Symbolik des Unsinns.

Wir heben nun zu singen an
Das Lied von einer Nummer,
Die ist geheißen Nummer Drei;
Nach Freuden kommt der Kummer.

Arabischen Ursprungs war sie zwar,
Doch christentümlich frummer
In ganz Europa niemand war,
Wie jene brave Nummer.

Sie war ein Muster der Sittlichkeit
Und wurde rot wie ein Hummer,
Fand sie den Knecht im Bette der Magd;
Gab beiden einen Brummer.

Des Morgens trank sie den Kaffee
Um sieben Uhr im Summer,
Im Winter um neun, und in der Nacht
Genoß sie den besten Schlummer.

Jetzt aber ändert sich der Reim,
Und ändern sich die Tage;
Es muß die arme Nummer Drei
Erdulden Pein und Plage.

Da kam ein Schuster und sagte: der Kopf
Der Nummer Drei, der sähe
Wie eine kleine Sieben aus,
Die auf einem Halbmond stehe.

Die Sieben sei aber die mystische Zahl
Der alten Pythagoräer,
Der Halbmond bedeute Dianendienst,
Er mahne auch an Sabäer.

Sie selber, die Drei, sei Schibboleth
Des Oberbonzen von Babel,
Durch dessen Buhlschaft sie einst gebar
Die heil'ge Dreieinigkeitsfabel.

Ein Kürschner bemerkte dagegen: die Drei
Sei eine fromme Trulle,
Verehrt von unsern Vätern, die einst
Geglaubt an jede Schrulle.

Da war ein Schneider, der lächelnd sprach,
Daß gar nicht existiere
Die Nummer Drei, daß sie sich nur
Befinde auf dem Papiere.

Als solches hörte die arme Drei,
Wie eine verzweifelte Ente
Sie wackelte hin, sie wackelte her,
Sie jammerte und flennte:

Ich bin so alt wie das Meer und der Wald,
Wie die Stern', die am Himmel blinken;
Sah Reiche entstehn, sah Reiche vergehn,
Und Völker aufsteigen und sinken.

Ich stand am schnurrenden Webstuhl der Zeit
Wohl manches lange Jahrtausend;
Ich sah der Natur in den schaffenden Bauch,
Das wogte brausend und sausend.

Und dennoch widerstand ich dem Sturm
Der sinnlich dunkeln Gewalten —
Ich habe meine Jungferschaft
In all dem Spektakel behalten.

Was hilft mir meine Tugend jetzt?
Mich höhnen Weise und Thoren;
Die Welt ist schlecht und ungerecht,
Läßt niemand ungeschoren.

Doch tröste dich, mein Herz, dir blieb
Dein Lieben, Hoffen, Glauben,
Auch guter Kaffee und ein Schlückchen Rum,
Das kann keine Skepsis mir rauben.

3.

Hoffart.

O Gräfin Gudel von Gudelfeld,
Dir huldigt die Menschheit, denn du hast Geld!
Du wirst mit vieren kutschieren,
Man wird dich bei Hof präsentieren.
Es trägt dich die goldne Karrosse
Zum kerzenschimmernden Schlosse;
Es rauschet deine Schleppe
Hinauf die Marmortreppe;
Dort oben, in bunten Reihen,
Da stehen die Diener und schreien:
Madame la comtesse de Gudelfeld.

Stolz, in der Hand den Fächer,
Wandelst du durch die Gemächer.
Belastet mit Diamanten
Und Perlen und Brüsseler Kanten,
Dein weißer Busen schwellet
Und freudig überquellet.
Das ist ein Lächeln und Nicken
Und Knicksen und tiefes Bücken!
Die Herzogin von Pavia
Die nennt dich: cara mia.
Die Junker und die Schranzen,
Die wollen mit dir tanzen;
Und der Krone witziger Erbe
Ruft laut im Saal: Süperbe
Schwingt sie den Steiß, die Gudelfeld!

Doch, Ärmste, hast du einst kein Geld,
Dreht dir den Rücken die ganze Welt.
Es werden die Lakaien
Auf deine Schleppe speien.

Statt Bückling und Scherwenzen
Gibt's nur Impertinenzen.
Die cara mia bekreuzt sich.
Und der Kronprinz ruft und schneuzt sich:
Nach Knoblauch riecht die Gudelfeld.

4.

Wandere!

Wenn dich ein Weib verraten hat,
So liebe flink eine andre;
Noch besser wär' es, du ließest die Stadt —
Schnüre den Ranzen und wandre!

Du findest bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Hier weinst du aus dein kleines Weh
Und deine engen Leiden.

Wenn du den steilen Berg ersteigst,
Wirst du beträchtlich ächzen;
Doch wenn du den felsigen Gipfel erreichst,
Hörst du die Adler krächzen.

Dort wirst du selbst ein Adler fast,
Du bist wie neugeboren,
Du fühlst dich frei, du fühlst du hast
Dort unten nicht viel verloren.

5.

Winter.

Die Kälte kann wahrlich brennen
Wie Feuer. Die Menschenkinder
Im Schneegestöber rennen
Und laufen immer geschwinder.

O, bittre Winterhärte!
Die Nasen sind erfroren,

Und die Klavier-Konzerte
Zerreißen uns die Ohren.

Weit besser ist es im Summer,
Da kann ich im Walde spazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder skandieren.

6.

Altes Kaminstück.

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm ist laut;
Hier im Stübchen ist es trocken,
Warm und einsam, stillvertraut.

Sinnend sitz' ich auf dem Sessel,
An dem knisternden Kamin,
Kochend summt der Wasserkessel
Längst verklungne Melodien.

Und ein Kätzchen sitzt daneben
Wärmt die Pfötchen an der Glut;
Und die Flammen schweben, weben,
Wundersam wird mir zu Mut.

Dämmernd kommt heraufgestiegen
Manche längst vergess'ne Zeit,
Wie mit bunten Maskenzügen
Und verblichner Herrlichkeit.

Schöne Fraun mit kluger Miene,
Winken süßgeheimnisvoll,
Und dazwischen Harlekine
Springen, lachen, lustigtoll.

Ferne grüßen Marmorgötter,
Traumhaft neben ihnen stehn
Märchenblumen, deren Blätter
In dem Mondenlichte wehn.

Wackelnd kommt herbeigeschwommen
Manches alte Zauberschloß;
Hintendrein geritten kommen
Blanke Ritter, Knappentroß.

Und das alles zieht vorüber,
Schattenhaftig übereilt —
Ach! da kocht der Kessel über,
Und das nasse Kätzchen heult.

7.

Sehnsüchtelei.

In dem Traum siehst du die stillen
Fabelhaften Blumen prangen;
Und mit Sehnsucht und Verlangen
Ihre Düfte dich erfüllen.

Doch von diesen Blumen scheidet
Dich ein Abgrund tief und schaurig,
Und dein Herz wird endlich traurig,
Und es blutet und es leidet.

Wie sie locken, wie sie schimmern!
Ach, wie komm' ich da hinüber?
Meister Hämmerling, mein Lieber,
Kannst du mir die Brücke zimmern?

8.

Helena.

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustglut —
Jetzt kannst du die Glut nicht stillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!

Ich trinke deine Seele aus,
Die Toten sind unersättlich.

9.

Kluge Sterne.

Die Blumen erreicht der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn in Meeresstruhn,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch und spannt sie ins Joch,
Ins Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug, sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt, als Lichter der Welt,
Stehn ewig sicher die Sterne.

10.

Die Engel.

Freilich ein ungläub'ger Thomas
Glaub' ich an den Himmel nicht,
Den die Kirchenlehre Romas
Und Jerusalems verspricht.

Doch die Existenz der Engel,
Die bezweifelte ich nie;
Lichtgeschöpfe sonder Mängel,
Hier auf Erden wandeln sie.

Nur, genäd'ge Frau, die Flügel
Sprech' ich jenen Wesen ab;
Engel gibt es ohne Flügel,
Wie ich selbst gesehen hab'.

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick
Schützen sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.

Ihre Huld und ihre Gnaden
Trösten jeden, doch zumeist
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

Zeitgedichte.

1.
Doktrin.

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegelsche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

2.
Adam der Erste.

Du schicktest mit dem Flammenschwert
Den himmlischen Gendarmen,
Und jagtest mich aus dem Paradies,
Ganz ohne Recht und Erbarmen!

Ich ziehe fort mit meiner Frau
Nach andren Erdenländern;
Doch daß ich genossen des Wissens Frucht,
Das kannst du nicht mehr ändern.

Du kannst nicht ändern, daß ich weiß
Wie sehr du klein und nichtig,
Und machst du dich auch noch so sehr
Durch Tod und Donnern wichtig.

O Gott! wie erbärmlich ist doch dies
Consilium abeundi!
Das nenne ich ein Magnifikus
Der Welt, ein Lumen Mundi!

Vermissen werde ich nimmermehr
Die paradiesischen Räume;
Das war kein wahres Paradies —
Es gab dort verbotene Bäume.

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringste Beschränknis,
Verwandelt sich mir das Paradies
In Hölle und Gefängnis.

3.

Warnung.

Solche Bücher läßt du drucken!
Teurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir geraten
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Teurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

4.

An einen ehemaligen Goetheaner[1].

1832.

Hast du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,

[1] Gerichtet an Rudolf Christiani; vgl. S. 124 dieses Bandes.

Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

Gnügt dir nicht mehr die Bekanntschaft
Seiner Klärchen, seiner Gretchen?
Fliehst du Serlos keusche Mädchen
Und Ottiliens Wahlverwandtschaft?

Nur Germanien willst du dienen,
Und mit Mignon ist's vorbei heut',
Und du strebst nach größrer Freiheit
Als du fandest bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lünebürgertümlich kämpfst du,
Und mit kühnen Worten dämpfst du
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör' ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob ist,
Und wie du der Mirabeau bist
Von der Lüneburger Heide!

5.

Geheimnis.

Wir seufzen nicht, das Aug' ist trocken,
Wir lächeln oft, wir lachen gar!
In keinem Blick, in keiner Miene,
Wird das Geheimnis offenbar.

Mit seinen stummen Qualen liegt es
In unsrer Seele blut'gem Grund;
Wird es auch laut im wilden Herzen,
Krampfhaft verschlossen bleibt der Mund.

Frag du den Säugling in der Wiege,
Frag du die Toten in dem Grab,
Vielleicht daß diese dir entdecken
Was ich dir stets verschwiegen hab'.

6.
Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris[1].

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen.
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?"

Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Überkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!

---

[1] Dingelstedt veröffentlichte 1840 seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters".

Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur[1].

7.

Der Tambourmajor.

Das ist der alte Tambourmajor,
Wie ist er jetzt herunter!
Zur Kaiserzeit stand er in Flor,
Da war er glücklich und munter.

Er balancierte den großen Stock,
Mit lachendem Gesichte;
Die silbernen Tressen auf seinem Rock,
Die glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er mit Trommelwirbelschall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da schlug das Herz im Widerhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und sah und siegte leicht
Wohl über alle Schönen;
Sein schwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutschen Frauenthränen.

Wir mußten es dulden! In jedem Land,
Wo die fremden Eroberer kamen,
Der Kaiser die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange getragen das Leid,
Geduldig wie deutsche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreiungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs
Erhuben wir unsere Hörner,
Entledigten uns des fränkischen Jochs
Und sangen die Lieder von Körner.

[1] Von Mitte Dezember 1841 bis zum Mai 1842 war der ganze Campesche Verlag in Preußen verboten.

Entsetzliche Verse! sie klangen ins Ohr
Gar schauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiser und der Tambourmajor,
Sie flohen erschrocken von dannen.

Sie ernteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein schlechtes Ende.
Es fiel der Kaiser Napoleon
Den Briten in die Hände.

Wohl auf der Insel Sankt Helena,
Sie marterten ihn gar schändlich;
Am Magenkrebse starb er da
Nach langen Leiden endlich.

Der Tambourmajor, er ward entsetzt
Gleichfalls von seiner Stelle.
Um nicht zu verhungern dient er jetzt
Als Hausknecht in unserm Hotelle.

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muß Holz und Wasser schleppen.
Mit seinem wackelnd greisen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz besucht, so kann
Er nicht den Spaß sich versagen,
Den drollig schlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

Laß ab mit Spöttelei'n, o Fritz!
Es ziemt Germanias Söhnen
Wohl nimmermehr, mit schlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du solltest mit Pietät, mich deucht,
Behandeln solche Leute;
Der Alte ist dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.

8.

Entartung.

Hat die Natur sich auch verschlechtert,
Und nimmt sie Menschenfehler an?
Mich dünkt, die Pflanzen und die Tiere,
Sie lügen jetzt wie jedermann.

Ich glaub' nicht an der Lilie Keuschheit,
Es buhlt mit ihr der bunte Geck,
Der Schmetterling; er küßt und flattert
Am End' mit ihrer Unschuld weg.

Von der Bescheidenheit der Veilchen
Halt' ich nicht viel. Die kleine Blum',
Mit den koketten Düften lockt sie,
Und heimlich dürstet sie nach Ruhm.

Ich zweifle auch, ob sie empfindet,
Die Nachtigall, das was sie singt;
Sie übertreibt und schluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Die Wahrheit schwindet von der Erde,
Auch mit der Treu' ist es vorbei.
Die Hunde wedeln noch und stinken
Wie sonst, doch sind sie nicht mehr treu.

9.

Heinrich.

Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht ist kalt und regnicht.

Droben aus dem Fenster lugen
Zwo Gestalten, und der Mondschein
Überflimmert Gregors Kahlkopf
Und die Brüste der Mathildis.

Heinrich mit den blassen Lippen,
Murmelt fromme Paternoster;
Doch im tiefen Kaiserherzen
Heimlich knirscht er, heimlich spricht er:

„Fern in meinen deutschen Landen
Heben sich die starken Berge,
Und im stillen Bergesschachte
Wächst das Eisen für die Streitaxt.

„Fern in meinen deutschen Landen
Heben sich die Eichenwälder,
Und im Stamm der höchsten Eiche
Wächst der Holzstiel für die Streitaxt.

„Du mein liebes, treues Deutschland,
Du wirst auch den Mann gebären,
Der die Schlange meiner Qualen
Niederschmettert mit der Streitaxt.“

10.

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

11.

Das neue Israelitische Hospital zu Hamburg[1].

Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den bösen drei Gebresten,
Mit Armut, Körperschmerz und Judentume!

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nilthal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Douche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preisen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern suchte, was der Lindrung fähig,
Zeitlichen Balsam träufelnd in die Wunden.

Der teure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
Des Arztes — oder auch des Todes! — sorgte
Für Polster, Labetrank, Wartung und Pflege —

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich:
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich,
Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reichre Spende
Entrollte manchmal seinem Aug', die Thräne,
Die kostbar schöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

---

[1] Gestiftet von Salomon Heine, dem Oheim des Dichters.

12.

Georg Herwegh[1].

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarz=rot=goldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein teurer Freund, du warst betroffen —
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Äpfel statt der Kränze —
An jeder Seite ein Gendarm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmut ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand
Und seinen ukermärk'schen Granden.

„Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa;
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa."

13.

Die Tendenz.

Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied

---

[1] Herwegh hatte 1842 eine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. (vgl. Heines Gedicht „Die Audienz" in der „Nachlese"). Nach derselben schrieb er von Königsberg aus einen Brief an den König, worin er die üblichen Formen unbeachtet ließ. Der Brief wurde ohne Herweghs Wissen veröffentlicht, und dies veranlaßte des Dichters Ausweisung aus Preußen.

Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre,
In Marseillerhymnen Weise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht —
Was die Glocke hat geschlagen
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüt —
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Kartaune,
Blase, schmettre, donnre, töte!

Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht —
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.

14.

Das Kind.

Den Frommen schenkt's der Herr im Traum,
Weißt nicht wie dir geschah!
Du kriegst ein Kind und merkst es kaum,
Jungfrau Germania.

Es windet sich ein Bübelein
Von deiner Nabelschnur,
Es wird ein hübscher Schütze sein,
Als wie der Gott Amur.

Trifft einst in höchster Luft den Aar,
Und flög' er noch so stolz,
Den doppelköpfigen sogar
Erreicht sein guter Bolz.

Doch nicht wie jener blinde Heid',
Nicht wie der Liebesgott,

Soll er sich ohne Hos' und Kleid
Zeigen als Sanscülott.

Bei uns zu Land die Witterung,
Moral und Polizei
Gebieten streng, daß Alt und Jung
Leiblich bekleidet sei.

15.

Verheißung.

Nicht mehr barfuß sollst du traben,
Deutsche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommst du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefeln sollst du haben!

Auf dem Haupte sollst du tragen
Eine warme Pudelmütze,
Daß sie dir die Ohren schütze
In den kalten Wintertagen.

Du bekommst sogar zu essen —
Eine große Zukunft naht dir!
Laß dich nur vom welschen Satyr
Nicht verlocken zu Exzessen!

Werde nur nicht dreist und dreister!
Setz nicht den Respekt beiseiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister!

16.

Der Wechselbalg.

Ein Kind mit großem Kürbiskopf,
Hellblondem Schnurrbart, greisem Zopf,
Mit spinnig langen, doch starken Ärmchen,
Mit Riesenmagen, doch kurzen Gedärmchen, —
Ein Wechselbalg, den ein Korporal,
Anstatt des Säuglings, den er stahl,

Heimlich gelegt in unsre Wiege, —
Die Mißgeburt, die mit der Lüge,
Mit seinem geliebten Windspiel vielleicht,
Der alte Sodomiter gezeugt, —
Nicht brauch' ich das Ungetüm zu nennen —
Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!

17.

Der Kaiser von China.

Mein Vater war ein trockner Taps,
Ein nüchterner Duckmäuser,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.

Das ist ein Zaubertrank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüte:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps,
Steht China ganz in Blüte.

Das Reich der Mitte verwandelt sich dann
In einen Blumenanger,
Ich selber werde fast ein Mann
Und meine Frau wird schwanger.

Allüberall ist Überfluß
Und es gesunden die Kranken;
Mein Hofweltweiser Confusius[1]
Bekömmt die klarsten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelkuchen — O Freude!
Und alle Lumpen meines Staats
Spazieren in Samt und Seide.

Die Mandarinenritterschaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und schütteln ihre Zöpfe.

---

[1] Schelling.

Die große Pagode[1], Symbol und Hort
Des Glaubens, ist fertig geworden;
Die letzten Juden taufen sich dort
Und kriegen den Drachenorden.

Es schwindet der Geist der Revolution
Und es rufen die edelsten Mandschu:
Wir wollen keine Konstitution,
Wir wollen den Stock, den Kantschu!

Wohl haben die Schüler Äskulaps
Das Trinken mir widerraten,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps!
Das schmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk ist glücklich, hat's auch den Raps,
Und jubelt: Hosianna!

18.

Kirchenrat Prometheus[2].

Ritter Paulus, edler Räuber,
Mit gerunzelt düstren Stirnen
Schaun die Götter auf dich nieder,
Dich bedroht das höchste Zürnen,

Ob dem Raube, ob dem Diebstahl,
Den du im Olymp begangen —
Fürchte des Prometheus Schicksal,
Wenn dich Jovis Häscher fangen!

Freilich, jener stahl noch Schlimmres
Stahl das Licht, die Flammenkräfte,
Um die Menschheit zu erleuchten —
Du, du stahlest Schellings Hefte.

---

[1] Wohl der Kölner Dom.

[2] Heinr. Eberh. Gottlob Paulus (1761—1851), angesehener Professor der Theologie in Heidelberg, gab 1843 „Vorlesungen Schellings über die Offenbarung" heraus, wodurch er in einen Rechtsstreit verwickelt wurde.

Just das Gegenteil des Lichtes,
Finsternis, die man betastet,
Die man greifen kann wie jene,
Die Ägypten einst belastet.

19.

An den Nachtwächter[1].

(Bei späterer Gelegenheit.)

Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil,
So magst du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und sollt' ich dich auch Herr Hofrat nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geschrei,
Von wegen deiner Verhofräterei,
Vom Seinestrand bis an der Elbe
Hört' ich seit Monden immer dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — O, sprich,
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Äugelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

Vielleicht bist du müde und sehnst dich nach Schlaf.
Du hast die Nacht hindurch so brav
Geblasen, jetzt hängst du das Horn an den Nagel:
Mag tuten wer will für den deutschen Janhagel!

Du legst dich zu Bette und schließest zu
Die Augen, doch läßt man dich nicht in Ruh'.
Vor deinem Fenster spotten die Schreier:
„Brutus, du schläfst? Wach auf, Befreier!"

Ach! so ein Schreier weiß nicht warum
Der beste Nachtwächter wird endlich stumm,
Es ahndet nicht so ein junger Maulheld,
Warum der Mensch am End' das Maul hält.

---

[1] Dingelstedt wurde 1843 als Hofrat und Bibliothekar nach Stuttgart berufen.

Du fragst mich, wie es uns hier ergeht?
Hier ist es still, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen sind sehr verlegen,
Sie wissen nicht wohin sich bewegen. . . .

20.

Zur Beruhigung.

Wir schlafen ganz, wie Brutus schlief —
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer!
Die Römer waren Tyrannenfresser.

Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak.
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe;
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Wir sind Germanen, gemütlich und brav,
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.

Wir sind so treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz;
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals sich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäsar suchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben sechsunddreißig Herrn,
(Ist nicht zu viel!) und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten;
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät;
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

21.

Verkehrte Welt.

Das ist ja die verkehrte Welt,
Wir gehen auf den Köpfen!
Die Jäger werden dutzendweis'
Erschossen von den Schnepfen.

Die Kälber braten jetzt den Koch,
Auf Menschen reiten die Gäule;
Für Lehrfreiheit und Rechte des Lichts
Kämpft die katholische Eule.

Der Häring wird ein Sansculott'[1],
Die Wahrheit sagt uns Bettine[2],
Und ein gestiefelter Kater[3] bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Ein Affe läßt ein Pantheon
Erbauen für deutsche Helden[4].
Der Maßmann[5] hat sich jüngst gekämmt,
Wie deutsche Blätter melden.

---

[1] Sogar der patriotische Wilibald Alexis hatte in den dreißiger Jahren unter der preußischen Zensur zu leiden.

[2] Elisabeth (Bettina) von Arnim hatte in ihrem bekannten Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835) mehr Dichtung als Wahrheit erzählt; ihr 1843 veröffentlichtes Werk „Dies Buch gehört dem König" brachte dagegen, nach Heine, die Wahrheit, da es das soziale Elend aufdeckte und beleuchtete.

[3] Tieck, der 1797 das phantastische Spiel vom Gestiefelten Kater veröffentlicht hatte, war von Einfluß auf die erste Aufführung der „Antigone" in Berlin (am 13. April 1842).

[4] Walhalla.

[5] Hans Ferd. Maßmann (1797—1874), der bekannte deutschtümelnde Förderer des Turnwesens und Professor der altdeutschen Philologie.

Germanische Bären glauben nicht mehr,
Und werden Atheisten;
Jedoch die französischen Papagei'n,
Die werden gute Christen.

Im ukermärk'schen Moniteur,
Da hat man's am tollsten getrieben:
Ein Toter hat dem Lebenden[1] dort
Die schnödeste Grabschrift geschrieben.

Laßt uns nicht schwimmen gegen den Strom,
Ihr Brüder! Es hilft uns wenig!
Laßt uns besteigen den Templower Berg
Und rufen: es lebe der König!

22.

Erleuchtung.

Michel! fallen dir die Schuppen
Von den Augen? Merkst du itzt,
Daß man dir die besten Suppen
Vor dem Maule wegstibitzt?

Als Ersatz ward dir versprochen
Reinverklärte Himmelsfreud'
Droben, wo die Engel kochen
Ohne Fleisch die Seligkeit!

Michel! wird dein Glaube schwächer
Oder stärker dein App'tit?
Du ergreifst den Lebensbecher
Und du singst ein Heidenlied!

Michel! fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du still verdauen kannst.

---

[1] Der „Lebendige" ist Herwegh, der 1842 aus Preußen ausgewiesen wurde.

23.

Wartet nur.

Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'!
Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Es wird sich grausenhaft bewähren,
Wenn einst erscheint der rechte Tag;
Dann sollt ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.

Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenturm!

24.

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst,
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land;
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust — Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

Den Schluß der „Neuen Gedichte“ bildete in den ersten beiden Auflagen das Wintermärchen „Deutschland“, von der dritten Auflage ab die Tragödie „Ratcliff“.

Romanzero.

Einleitung.

Heines Romanzero wurde im Oktober 1851 veröffentlicht. Während der Dichter in seinen beiden frühern Liederbüchern fast nur solche Erzeugnisse vereinigt hatte, die bereits in andern Werken von ihm erschienen waren, gab er im Romanzero eine Gedichtsammlung, von der nur ein ganz geringer Teil durch Zeitschriften bereits bekannt geworden war.

Die meisten dieser unvergleichlichen Gedichte hatte Heine auf seinem schmerzenreichen Krankenlager geschrieben. „Ich bin kein göttlicher Bipede mehr", schrieb er im April 1849; „ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Goethe', wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimarschen Juppiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer, todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch." — Wahrlich, der Dichter hat recht, wenn er am 1. März 1852 zu Meißner äußerte: „Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meiner jetzigen tiefsten Misere noch den ‚Romanzero' schreiben konnte". Ja, es scheint, Heines Geist erstarkte und weitete sich immer mehr und mehr, während sein Leib einer entsetzlichen Auflösung entgegenging. Große innere Wandlungen erfolgten, vor allem die religiöse, worüber das „Nachwort zum Romanzero" so eigenartig aufklärt. „Ich bin kein Frömmler geworden", schreibt Heine am 1. Juni 1850, „aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossner Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in

den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Mute; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: 'Der liebe Gott wird dir das alles weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen'[1]."

Heine überließ die Gedichte im Sommer 1851 seinem Freund Campe, als dieser den kranken Dichter in Paris besuchte. Der Titel „Romanzero" rührt mehr von Campe als von Heine her, und dankbar versicherte der Dichter, daß sein Verleger feinen Takt und schöpferischen Sinn für Titelgebung hierbei an den Tag gelegt habe. — In den letzten Tagen des Augusts brachte Heines Bruder Gustav das Manuskript persönlich an Campe; noch hatte nicht alles abgeschrieben werden können, von den „Hebräischen Melodieen" übersandte der Dichter die einzige erste Niederschrift. Diese Eile erklärt sich dadurch, daß Heine sein Manuskript damals der Post nicht anzuvertrauen wagte. Er sah sich genötigt, den „Hebräischen Melodieen" die letzte Feile vorzuenthalten; das Gedicht „Disputation" war nach Campes Abreise „in großer Eile" geschrieben, „Jehuda ben Halevy" ist nach Heines Äußerung eigentlich nur Fragment. „Die Mängel, welche einem Buche durch solche Eilfertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber sie sind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewissen des Autors." Er mußte sogar nachträglich in den beiden eben erwähnten Gedichten noch den Fehler ausmerzen, daß er die Zerstörung Jerusalems am 10. statt am 9. Tage des Monats Ab angesetzt hatte.

Das damals übersandte Manuskript glich aber nicht vollständig dem uns jetzt vorliegenden „Romanzero". Vor allem war noch das Tanzpoem „Faust" damit verbunden, das dann bald nachher als selbständiges Werk erschien; dies war sicherlich angemessener, da es den einheitlichen Ton des „Romanzero" gestört haben würde. Wie Heine schon bei der Herstellung dieser Sammlung jedes Gedicht ausgeschieden hatte, das politisch anstößig war, so sann auch er jetzt noch nachträglich auf die Vervollkommung des Buches und forderte während des Druckes, daß sechs Gedichte ausgeschieden werden möchten: „Altes Kaminstück", „Wandere!", „Kluge Sterne", „Morphine", „Lebewohl" und „Diesseits und Jenseits"; die ersten drei davon nahm er aber bald darauf in den Cyklus „Zur Ollea" (in den „Neuen Gedichten") auf. — Neu hinzuge-

[1] Vgl. das „Nachwort zum Romanzero".

fügt wurden während des Druckes die Gedichte, welche in den „Lamentationen“ nach den „Plateniden“ folgen, sodann die „Noten“ und vor allem das berühmte „Nachwort“. — Großen Wert legte Heine auf die Anordnung der Gedichte; er sagt, daß der „Romanzero“ gewiß unendlich verloren hätte, wenn der äußern Anordnung nicht so viel Zeit und Nachdenken geschenkt worden wäre. „Die Gedichtesammlung so vieler deutschen Dichter würde das Publikum sehr anziehn, wenn sie nicht durch Anarchie der Anordnung den barbarischen Geist ihrer Verfasser verriete.“ — Trotzdem hat man Heines Liederbücher bisher stets durch Zusätze entstellt, die er absichtlich ausgeschieden hatte.

Heine selbst urteilte über den Wert seines Buches verschieden. Im September 1850 meinte er, daß die dritte Säule seines lyrischen Ruhmes vielleicht ebenfalls von gutem Marmor, wo nicht gar von besserm Stoff sein würde. Aber ein Jahr später, am 7. September 1851, schreibt er: „Ich bin leider nicht so blind, wie Väter es gewöhnlich sind für die geliebten Kinder. Ich kenne ihre Schwäche leider zu gut. Meine neuen Gedichte haben weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher, und das kann ihnen wohl einen Succeß und nachhaltige Popularität verschaffen“. Kurz darauf schreibt er: „Daß in meinem Buche nicht alles Blume ist, sondern auch mitunter das liebe Gras hervorgrünt, ist mir wohl bewußt.“ Und gar am 5. November 1851: „Gott weiß, daß ich auf diese Bücher (‚Romanzero‘ und ‚Faust‘) keinen großen Wert lege, und daß sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn Campe mir nicht die Daumschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publikation wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern.“

Wenn Campe dem Dichter diesmal ein gutes Honorar zahlte, so ist es doch sicher, daß er selbst mit dem Werke ein noch viel besseres Geschäft machte. Heine schreibt an Meißner: „Sie haben recht, wenn Sie sagten, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen, und gar eine Gedichtsammlung, ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (gar eine Stereotypausgabe) vergriffen, und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5 bis 6000 Exemplare bei jeder Auflage abgedruckt.“ In einer Sammlung ungedruckter Briefe Heines liegt uns ein Schreiben an Kolb vor vom 14. November 1851, worin es heißt: „Die Art und Weise, wie mein Buchhändler die Sache betreibt, muß eine Reaktion gegen mich hervorbringen, selbst wenn ich ein Homer oder Shakespeare wäre“. . . .

In Österreich wurde das Buch verboten. „Mein Bruder schreibt mir", bemerkt Heine, „daß das östreichische Verbot durch das Gedicht ‚Maria Antoinette' motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, daß ich hinfüro Östreich schone. Wahrlich, den Östreichern ist es nichts Neues, daß Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden." Das Verbot war wahrscheinlich nicht gegen den Dichter und sein Werk, sondern gegen den Verleger gerichtet — „wegen früherer Sünden". — Es hieß auch, daß preußischerseits „ein sogenannter Vernichtungsprozeß" gegen den „Romanzero" angestrengt worden sei; aber Heine hielt das Gerücht für einen „giftigen Canard" seiner Feinde, und er scheint damit das Rechte getroffen zu haben. Der Dichter, der sich seiner ernsten Wandlung bewußt war, war empört über den Vorwurf der Unsittlichkeit, den man gegen sein Buch erhob. „Die Beschuldigung der Immoralität ist eine Lüge, und da das Buch in so viel tausend Händen ist, so wird diese dem Publikum leicht klar; was derbe Ausdrücke betrifft, so könnte man eine viel klotzigere Blumenlese aus Luthers Werken, ja aus den Werken des lieben Gottes selbst, aus der Bibel, veranstalten."

Der „Romanzero" war ein litterarisches Ereignis. Die Fülle eingehender Besprechungen war so groß, daß wir uns versagen müssen, darauf im einzelnen hinzuweisen. Heine schreibt: „Obschon meine Poeteneitelkeit dabei ihre Rechnung findet, ist es besser für meinen Zustand als Kranker, daß ich von dem Schauplatz dieser Erfolge etwas entfernt bin. Selbst ehedem, als ich gesund war, hatte die Begeisterung der Deutschen für mich etwas Erschreckendes, das schlecht zu einer gewissen träumerischen Grandezza paßte, die in meiner Natur liegt."

Unsre allgemeine Einleitung versucht, die Bedeutung des „Romanzero" in größerm Zusammenhange zu würdigen.

Erstes Buch.

Historien.

Wenn man an dir Verrat geübt,
Sei du um so treuer;
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn, und dein Gemüt
Wird süß verbluten.

Rhampsenit[1].

Als der König Rhampsenit
Eintrat in die goldne Halle
Seiner Tochter, lachte diese,
Lachten ihre Zofen alle.

Auch die Schwarzen, die Eunuchen,
Stimmten lachend ein, es lachten
Selbst die Mumien, selbst die Sphinxe,
Daß sie schier zu bersten dachten.

Die Prinzessin sprach: Ich glaubte
Schon den Schatzdieb zu erfassen,
Der hat aber einen toten
Arm in meiner Hand gelassen.

Jetzt begreif' ich, wie der Schatzdieb
Dringt in deine Schatzhauskammern,
Und die Schätze dir entwendet,
Trotz den Schlössern, Riegeln, Klammern

Einen Zauberschlüssel hat er,
Der erschließet allerorten
Jede Thüre, widerstehen
Können nicht die stärksten Pforten.

Ich bin keine starke Pforte
Und ich hab' nicht widerstanden,
Schätzehütend diese Nacht
Kam ein Schätzlein mir abhanden.

So sprach lachend die Prinzessin
Und sie tänzelt im Gemache,
Und die Zofen und Eunuchen
Hoben wieder ihre Lache.

---

[1] Heine gibt seine Quelle selbst an am Schluß des Romanzero.

An demselben Tag ganz Memphis
Lachte, selbst die Krokodile
Reckten lachend ihre Häupter
Aus dem schlammig gelben Nile,

Als sie Trommelschlag vernahmen
Und sie hörten an dem Ufer
Folgendes Reskript verlesen
Von dem Kanzelei-Ausrufer:

Rhampsenit von Gottes Gnaden
König zu und in Ägypten,
Wir entbieten Gruß und Freundschaft
Unsern Vielgetreu'n und Liebden.

In der Nacht vom dritten zu dem
Vierten Junius des Jahres
Dreizehnhundert vier und zwanzig
Vor Christi Geburt, da war es,

Daß ein Dieb aus unserm Schatzhaus
Eine Menge von Juwelen
Uns entwendet; es gelang ihm
Uns auch später zu bestehlen.

Zur Ermittelung des Thäters
Ließen schlafen wir die Tochter
Bei den Schätzen — doch auch jene
Zu bestehlen schlau vermocht' er.

Um zu steuern solchem Diebstahl
Und zu gleicher Zeit dem Diebe
Unsre Sympathie zu zeigen,
Unsre Ehrfurcht, unsre Liebe,

Wollen wir ihm zur Gemahlin
Unsre einz'ge Tochter geben,
Und ihn auch als Thronnachfolger
In den Fürstenstand erheben.

Sintemal uns die Adresse
Unsres Eidams noch zur Stunde
Unbekannt, soll dies Reskript ihm
Bringen Unsrer Gnade Kunde.

So geschehn den dritten Jenner
Dreizehnhundert zwanzig sechs
Vor Christi Geburt. — Signieret
Von Uns: Rhampsenitus Rex.

Rhampsenit hat Wort gehalten,
Nahm den Dieb zum Schwiegersohne,
Und nach seinem Tode erbte
Auch der Dieb Ägyptens Krone.

Er regierte wie die andern,
Schützte Handel und Talente;
Wenig, heißt es, ward gestohlen
Unter seinem Regimente.

Der weiße Elefant[1].

Der König von Siam, Mahawasant
Beherrscht das halbe Indienland,
Zwölf Kön'ge, der große Mogul sogar,
Sind seinem Zepter tributar.

Alljährlich mit Trommeln, Posaunen und Fahnen
Ziehen nach Siam die Zinskarawanen;
Viel tausend Kamele, hochberuckte,
Schleppen die kostbarsten Landesprodukte.

Sieht er die schwerbepackten Kamele,
So schmunzelt heimlich des Königs Seele;
Öffentlich freilich pflegt er zu jammern,
Es fehle an Raum in seinen Schatzkammern.

Doch diese Schatzkammern sind so weit,
So groß und voller Herrlichkeit;
Hier überflügelt der Wirklichkeit Pracht
Die Märchen von Tausend und Eine Nacht.

---

[1] Auf eine schöne russische Gräfin Kalergi bezüglich; vgl. Mme. Jaubert, Souvenirs, S. 304 ff. „Ce n'est pas une femme ... c'est un monument; c'est la cathédrale du dieu Amour!" sagte der Dichter.

„Die Burg des Indra“ heißt die Halle,
Wo aufgestellt die Götter alle,
Bildsäulen von Gold, fein ziselieret,
Mit Edelsteinen inkrustieret.

Sind an der Zahl wohl dreißigtausend,
Figuren abenteuerlich grausend,
Mischlinge von Menschen- und Tiergeschöpfen,
Mit vielen Händen und vielen Köpfen.

Im „Purpursaale“ sieht man verwundert
Korallenbäume dreizehnhundert,
Wie Palmen groß, seltsamer Gestalt,
Geschnörkelt die Äste, ein roter Wald.

Das Estrich ist vom reinsten Kristalle
Und widerspiegelt die Bäume alle.
Fasanen vom buntesten Glanzgefieder
Gehn gravitätisch dort auf und nieder.

Der Lieblingsaffe des Mahawasant
Trägt an dem Hals ein seidenes Band,
Dran hängt der Schlüssel, welcher erschleußt
Die Halle, die man den Schlafsaal heißt.

Die Edelsteine vom höchsten Wert,
Die liegen wie Erbsen hier auf der Erd'
Hochaufgeschüttet; man findet dabei
Diamanten so groß wie ein Hühnerei.

Auf grauen mit Perlen gefüllten Säcken
Pflegt hier der König sich hinzustrecken;
Der Affe legt sich zum Monarchen
Und beide schlafen ein und schnarchen.

Das Kostbarste aber von allen Schätzen
Des Königs, sein Glück, sein Seelenergötzen,
Die Lust und der Stolz von Mahawasant,
Das ist sein weißer Elefant.

Als Wohnung für diesen erhabenen Gast
Ließ bauen der König den schönsten Palast;
Es wird das Dach, mit Goldblech beschlagen,
Von lotos-knäufigen Säulen getragen.

Am Thore stehen dreihundert Trabanten
Als Ehrenwache des Elefanten,
Und knieend mit gekrümmtem Rucken,
Bedienen ihn hundert schwarze Eunucken.

Man bringt auf einer güldnen Schüssel
Die leckersten Bissen für seinen Rüssel;
Er schlürft aus silbernen Eimern den Wein,
Gewürzt mit den süßesten Spezerei'n.

Man salbt ihn mit Ambra und Rosenessenzen,
Man schmückt sein Haupt mit Blumenkränzen;
Als Fußdecke dienen dem edlen Tier
Die kostbarsten Shawls aus Kaschimir.

Das glücklichste Leben ist ihm beschieden,
Doch niemand auf Erden ist zufrieden.
Das edle Tier, man weiß nicht wie,
Versinkt in tiefe Melancholie.

Der weiße Melancholikus
Steht traurig mitten im Überfluß.
Man will ihn ermuntern, man will ihn erheitern,
Jedoch die klügsten Versuche scheitern.

Vergebens kommen mit Springen und Singen
Die Bajaderen; vergebens erklingen
Die Zinken und Pauken der Musikanten,
Doch nichts erlustigt den Elefanten.

Da täglich sich der Zustand verschlimmert,
Wird Mahawasantes Herz bekümmert;
Er läßt vor seines Thrones Stufen
Den klügsten Astrologen rufen.

„Sterngucker, ich laß dir das Haupt abschlagen",
Herrscht er ihn an, „kannst du mir nicht sagen
Was meinem Elefanten fehle,
Warum so verdüstert seine Seele?"

Doch jener wirft sich dreimal zur Erde,
Und endlich spricht er mit ernster Geberde:
„O König, ich will dir die Wahrheit verkünden,
Du kannst dann handeln nach Gutbefinden.

„Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elefant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

„Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin, im Ramajana[1],
Und an der Epheser große Diana.

„Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmutig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

„Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

„Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier[2] ist dessen nicht kapabel, —
O diese Weiße ist implacable!

„Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh';
Die Lilie, die ihre Hand erfaßt,
Vergilbt durch Eifersucht oder Kontrast.

„Gräfin Bianka ist der Name
Von dieser großen weißen Dame;
Sie wohnt zu Paris im Frankenland,
Und diese liebt der Elefant.

„Durch wunderbare Wahlverwandtschaft
Im Traume machte er ihre Bekanntschaft,
Und träumend in sein Herze stahl
Sich dieses hohe Ideal.

---

[1] Berühmtes indisches Nationalepos.

[2] Théophile Gautier (1808—1872), der bekannte treffliche Novellist und Lyriker, Heines Freund.

„Sehnsucht verzehrt ihn seit jener Stund'
Und er, der vormals so froh und gesund,
Er ist ein vierfüßiger Werther geworden,
Und träumt von einer Lotte im Norden.

„Geheimnisvolle Sympathie!
Er sah sie nie und denkt an sie.
Er trampelt oft im Mondschein umher
Und seufzet: wenn ich ein Vöglein wär'!

„In Siam ist nur der Leib, die Gedanken
Sind bei Bianka im Lande der Franken;
Doch diese Trennung von Leib und Seele
Schwächt sehr den Magen, vertrocknet die Kehle.

„Die leckersten Braten widern ihn an,
Er liebt nur Dampfnudeln und Ossian;
Er hüstelt schon, er magert ab,
Die Sehnsucht schaufelt sein frühes Grab.

„Willst du ihn retten, erhalten sein Leben,
Der Säugetierwelt ihn wiedergeben,
O König, so schicke den hohen Kranken
Direkt nach Paris, der Hauptstadt der Franken.

„Wenn ihn alldort in der Wirklichkeit
Der Anblick der schönen Frau erfreut,
Die seiner Träume Urbild gewesen,
Dann wird er von seinem Trübsinn genesen.

„Wo seiner Schönen Augen strahlen,
Da schwinden seiner Seele Qualen;
Ihr Lächeln verscheucht die letzten Schatten,
Die hier sich eingenistet hatten;

„Und ihre Stimme, wie'n Zauberlied,
Löst sie den Zwiespalt in seinem Gemüt;
Froh hebt er wieder die Lappen der Ohren,
Er fühlt sich verjüngt, wie neugeboren.

„Es lebt sich so lieblich, es lebt sich so süß
Am Seinestrand, in der Stadt Paris!
Wie wird sich dorten zivilisieren
Dein Elefant und amüsieren!

„Vor allem aber, o König, lasse
Ihm reichlich füllen die Reisekasse,
Und gib ihm einen Kreditbrief mit
Auf Rothschild frères in der rue Lafitte.

„Ja, einen Kreditbrief von einer Million
Dukaten etwa; — der Herr Baron
Von Rothschild sagt von ihm alsdann:
Der Elefant ist ein braver Mann!“

So sprach der Astrolog, und wieder
Warf er sich dreimal zur Erde nieder.
Der König entließ ihn mit reichen Geschenken,
Und streckte sich aus, um nachzudenken.

Er dachte hin, er dachte her;
Das Denken wird den Königen schwer.
Sein Affe sich zu ihm niedersetzt,
Und beide schlafen ein zuletzt.

Was er beschlossen, das kann ich erzählen
Erst später; die indischen Mall'posten fehlen.
Die letzte, welche uns zugekommen,
Die hat den Weg über Suez genommen.

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,
Wenn jene vorüberwalzen.
Der Drickes[1] und die Marizzebill[2]
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
Der närrische Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hause gehen —"
Die Herzogin lacht: Ich laß dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —"
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör' ich —"
Die Herzogin lacht: Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehr' ich.

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weichet scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.

---

[1] Drickes (von Hendrick, Heinrich), in Köln Bezeichnung für den platten Philister, dann auch launiger Ausdruck für den echten Kölner.

[2] Maritzebel (Maria Sibylla), in Köln und überhaupt am Rhein häufiger Name in der niedern Volksklasse. Auf dem kölnischen Puppentheater heißt die einzige Frauensperson, die auftritt, Maritzebel. — Beide Figuren waren beim Karneval und Mummenschanz viel vertreten.

Er zog sein blankes Schwert und sprach:
Knie vor mir nieder, Geselle!

Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Walküren.

Unten Schlacht. Doch oben schossen
Durch die Luft auf Wolkenrossen
Drei Walküren, und es klang
Schilderklirrend ihr Gesang:

Fürsten hadern, Völker streiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrschaft ist das höchste Gut,
Höchste Tugend ist der Mut.

Heisa! vor dem Tod beschützen
Keine stolzen Eisenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt
Und der schlechtre Mann gewinnt.

Lorbeerkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den Bessern überwand
Und gewonnen Leut' und Land.

Bürgermeister und Senator
Holen ein den Triumphator,
Tragen ihm die Schlüssel vor,
Und der Zug geht durch das Thor.

Hei! da böllert's von den Wällen,
Zinken und Trompeten gellen,

Glockenklang erfüllt die Luft,
Und der Pöbel Vivat! ruft.

Lächelnd stehen auf Balkonen
Schöne Fraun, und Blumenkronen
Werfen sie dem Sieger zu.
Dieser grüßt mit stolzer Ruh'.

Schlachtfeld bei Hastings[1].

Der Abt von Waltham seufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die schickt' er aus als Boten,
Sie sollten suchen die Leiche Harolds
Bei Hastings unter den Toten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,
Wir sind verlassen vom Glücke.

„Gefallen ist der beßre Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte,
Gewappnete Diebe verteilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lausigste Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Insel der Britten;
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

„Weh' dem, der jetzt ein Sachse ist!
Ihr Sachsenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in acht,
Ihr seid der Schmach nicht enthoben.

---

[1] Heines Quellenangabe in den Noten zum „Romanzero".

„Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutrot am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Besen von Feuer.

„Bei Hastings in Erfüllung ging
Des Unsterns böses Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und suchten unter den Leichen.

„Wir suchten hin, wir suchten her,
Bis alle Hoffnung verschwunden —
Den Leichnam des toten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden."

Asgod und Ailrik sprachen also;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Versank in tiefe Nachdenklichkeit
Und sprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenstein,
Just in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürft'gen Hütte.

„Man hieß sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat sie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlassen, vergessen.
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr'
Verflossen unterdessen.

„Begebt euch, Brüder, zu diesem Weib
Und laßt sie mit euch gehen
Zurück nach Hastings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erspähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir christlich bestatten den Leib
Und für die Seele singen."

Um Mitternacht gelangten schon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davongetragen,
Und auf dem Feld bei Hastings liegt
Der König Harold erschlagen.

„Komm mit nach Hastings, wir suchen dort
Den Leichnam unter den Toten,
Und bringen ihn nach Waltham=Abtei,
Wie uns der Abt geboten.“

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,
Sie schürzte sich geschwinde
Und folgte den Mönchen; ihr greisendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgestrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon
Zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Leilich,
Zerfloß allmählich; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel tausend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
Daneben die Äser der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem stieren Aug'
Die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,
Oft mußte sie mühsam verscheuchen
Die fraßbegierige Rabenschar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag,
Es ward schon Abend — plötzlich
Bricht aus der Brust des armen Weibs
Ein geller Schrei, entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des toten Königs Leiche.
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund,
Sie hielt ihn fest umschlossen;
Sie küßte auf des Königs Brust
Die Wunde blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickt sie auch —
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hinein gebissen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumstämme zusammenfugen;
Das war die Bahre, worauf sie alsdann
Den toten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie sang die Totenlitanein
In kindisch frommer Weise;
Das klang so schauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leise. —

Karl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte sitzt
Trübsinnig allein der König;
Er sitzt an der Wiege des Köhlerkinds
Und wiegt und singt eintönig:

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe —
Du trägst das Zeichen an der Stirn
Und lächelst so furchtbar im Schlafe.

Eiapopeia, das Kätzchen ist tot —
Du trägst auf der Stirne das Zeichen —
Du wirst ein Mann und schwingst das Beil,
Schon zittern im Walde die Eichen.

Der alte Köhlerglaube verschwand,
Es glauben die Köhlerkinder —
Eiapopeia — nicht mehr an Gott
Und an den König noch minder.

Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
Wir müssen zu schanden werden —
Eiapopeia — im Himmel der Gott
Und ich, der König auf Erden.

Mein Mut erlischt, mein Herz ist krank,
Und täglich wird es kränker —
Eiapopeia — du Köhlerkind
Ich weiß es, du bist mein Henker.

Mein Todesgesang ist dein Wiegenlied —
Eiapopeia — die greisen
Haarlocken schneidest du ab zuvor —
Im Nacken klirrt mir das Eisen.

Eiapopeia, was raschelt im Stroh —
Du hast das Reich erworben,
Und schlägst mir das Haupt vom Rumpf herab —
Das Kätzchen ist gestorben.

Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
Es blöken im Stalle die Schafe.
Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
Schlafe, mein Henkerchen, schlafe!

Maria Antoinette.

Wie heiter im Tuilerienschloß
Blinken die Spiegelfenster,

Und dennoch dort am hellen Tag
Gehn um die alten Gespenster.

Es spukt im Pavillon de Flor'
Maria Antoinette;
Sie hält dort morgens ihre Lever
Mit strenger Etikette.

Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,
Auf Tabourets andre sitzen;
Die Kleider von Atlas und Goldbrokat,
Behängt mit Juwelen und Spitzen.

Die Taille ist schmal, der Reifrock bauscht,
Darunter lauschen die netten
Hochhackigen Füßchen so klug hervor —
Ach, wenn sie nur Köpfe hätten!

Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin selbst mankieret
Der Kopf, und Ihro Majestät
Ist deshalb nicht frisieret.

Ja, Sie, die mit turmhohem Toupet
So stolz sich konnte gebaren,
Die Tochter Maria Theresias,
Die Enkelin deutscher Cäsaren,

Sie muß jetzt spuken ohne Frisur
Und ohne Kopf, im Kreise
Von unfrisierten Edelfraun,
Die kopflos gleicherweise.

Das sind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doktrine;
An allem ist schuld Jean Jacques Rousseau,
Voltaire und die Guillotine.

Doch sonderbar! es dünkt mich schier,
Als hätten die armen Geschöpfe
Gar nicht bemerkt wie tot sie sind
Und daß sie verloren die Köpfe.

Ein leeres Gespreize, ganz wie sonst,
Ein abgeschmacktes Scherwenzen —
Possierlich sind und schauderhaft
Die kopflosen Reverenzen.

Es knixt die erste Dame d'atour
Und bringt ein Hemd von Linnen;
Die zweite reicht es der Königin
Und beide knixen von hinnen.

Die dritte Dam' und die vierte Dam'
Knixen und niederknieen
Vor ihrer Majestät, um Ihr
Die Strümpfe anzuziehen.

Ein Ehrenfräulein kommt und knixt
Und bringt das Morgenjäckchen;
Ein andres Fräulein knixt und bringt
Der Königin Unterröckchen.

Die Oberhofmeisterin steht dabei,
Sie fächert die Brust, die weiße,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt sie mit dem Steiße.

Wohl durch die verhängten Fenster wirft
Die Sonne neugierige Blicke,
Doch wie sie gewahrt den alten Spuk,
Prallt sie erschrocken zurücke.

Pomare[1].

1.

Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen, und Fanfare
Blasen sie und rufen: Heil!
Heil, der Königin Pomare!

---

[1] Eine berühmte Schönheit des Jardin Mabille, des bekannten Vergnügungsortes der Pariser Halbwelt. Sie starb früh an der Schwindsucht. Eine Schrift über sie hatte den Titel: „Voyage autour de Pomaré, reine de Mabille, princesse de Ranelagh, grande-duchesse de la Chaumière, par la grâce de la polka, du cancan et autres cachuchas".

Jene nicht von Otahaiti —
Missionärisiert ist jene —[1]
Die ich meine, die ist wild,
Eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie
Öffentlich sich ihrem Volke
In dem Garten Mabill, tanzt
Dort den Cancan, auch die Polke.

Majestät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürstin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade —

Also tanzt sie — und es blasen
Liebesgötter die Fanfare
Mir im Herzen, rufen: Heil!
Heil der Königin Pomare!

2.

Sie tanzt. Wie sie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied sich zierlich biegt!
Das ist ein Flattern und ein Schwingen,
Um wahrlich aus der Haut zu springen.

Sie tanzt. Wenn sie sich wirbelnd dreht
Auf einem Fuß, und stille steht
Am End' mit ausgestreckten Armen,
Mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen!

Sie tanzt. Derselbe Tanz ist das,
Den einst die Tochter Herodias
Getanzt vor dem Judenkönig Herodes.
Ihr Auge sprüht wie Blitze des Todes.

---

[1] Französische und englische Missionäre hinderten sich gegenseitig im Bekehrungswerk; nach vielen Wirren wurde 1843 Otahaiti unter französisches Protektorat gestellt.

Sie tanzt mich rasend — ich werde toll —
Sprich, Weib, was ich dir schenken soll?
Du lächelst? Heda! Trabanten! Läufer!
Man schlage ab das Haupt dem Täufer!

3.

Gestern noch fürs liebe Brot
Wälzte sie sich tief im Kot,
Aber heute schon mit vieren
Fährt das stolze Weib spazieren.
In die seidnen Kissen drückt
Sie das Lockenhaupt, und blickt
Vornehm auf den großen Haufen
Derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich so fahren seh',
Thut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieser Wagen
Nach dem Hospitale tragen,
Wo der grausenhafte Tod
Endlich endigt deine Not,
Und der Carabin mit schmierig
Plumper Hand und lernbegierig
Deinen schönen Leib zerfetzt,
Anatomisch ihn zersetzt —
Deine Rosse trifft nicht minder
Einst zu Montfaucon der Schinder.

4.

Besser hat es sich gewendet,
Das Geschick, das dich bedroht' —
Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist tot.

In der Dachstub' deiner armen,
Alten Mutter starbest du,
Und sie schloß dir mit Erbarmen
Deine schönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Leilich,
Einen Sarg, ein Grab sogar.
Die Begräbnisfeier freilich
Etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört man singen,
Keine Glocke klagte schwer;
Hinter deiner Bahre gingen
Nur dein Hund und dein Friseur.

„Ach, ich habe der Pomare",
Seufzte dieser, „oft gekämmt
Ihre langen schwarzen Haare,
Wenn sie vor mir saß im Hemd."

Was den Hund betrifft, so rannt' er
Schon am Kirchhofsthor davon,
Und ein Unterkommen fand er
Späterhin bei Ros' Pompon,

Ros' Pompon, der Provençalin,
Die den Namen Königin
Dir mißgönnt und als Rivalin
Dich verklatscht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes
Mit dem Diadem von Kot,
Bist gerettet jetzt durch Gottes
Ew'ge Güte, du bist tot.

Wie die Mutter, so der Vater
Hat Barmherzigkeit geübt,
Und ich glaube, dieses that er,
Weil auch du so viel geliebt.

Der Apollogott.

1.

Das Kloster ist hoch auf Felsen gebaut,
Der Rhein vorüberrauschet;
Wohl durch das Gitterfenster schaut
Die junge Nonne und lauschet.

Da fährt ein Schifflein, märchenhaft
Vom Abendrot beglänzet;
Es ist bewimpelt von buntem Taft,
Von Lorbeern und Blumen bekränzet.

Ein schöner blondgelockter Fant
Steht in des Schiffes Mitte;
Sein goldgesticktes Purpurgewand
Ist von antikem Schnitte.

Zu seinen Füßen liegen da
Neun marmorschöne Weiber;
Die hochgeschürzte Tunika
Umschließt die schlanken Leiber.

Der Goldgelockte lieblich singt
Und spielt dazu die Leier;
Ins Herz der armen Nonne dringt
Das Lied und brennt wie Feuer.

Sie schlägt ein Kreuz, und noch einmal
Schlägt sie ein Kreuz, die Nonne;
Nicht scheucht das Kreuz die süße Qual,
Nicht bannt es die bittre Wonne.

2.

Ich bin der Gott der Musika,
Verehrt in allen Landen;
Mein Tempel hat in Gräcia
Auf Mont-Parnaß gestanden.

Auf Mont-Parnaß in Gräcia,
Da hab' ich oft gesessen
Am holden Quell Kastalia,
Im Schatten der Cypressen.

Vokalisierend saßen da
Um mich herum die Töchter,
Das sang und klang la-la, la-la!
Geplauder und Gelächter.

Mitunter rief tra=ra, tra=ra!
Ein Waldhorn aus dem Holze;
Dort jagte Artemisia,
Mein Schwesterlein, die Stolze.

Ich weiß es nicht, wie mir geschah:
Ich brauchte nur zu nippen
Vom Wasser der Kastalia,
Da tönten meine Lippen.

Ich sang — und wie von selbst beinah'
Die Leier klang, berauschend;
Mir war, als ob ich Daphne sah,
Aus Lorbeerbüschen lauschend.

Ich sang — und wie Ambrosia
Wohlrüche sich ergossen,
Es war von einer Gloria
Die ganze Welt umflossen.

Wohl tausend Jahr aus Grācia
Bin ich verbannt, vertrieben —
Doch ist mein Herz in Grācia,
In Grācia geblieben.

3.

In der Tracht der Beguinen,
In dem Mantel mit der Kappe
Von der gröbsten schwarzen Serge,
Ist vermummt die junge Nonne.

Hastig längs des Rheines Ufern
Schreitet sie hinab die Landstraß',
Die nach Holland führt, und hastig
Fragt sie jeden, der vorbeikommt:

„Habt Ihr nicht gesehn Apollo?
Einen roten Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott."

Keiner will ihr Rede stehen,
Mancher dreht ihr stumm den Rücken,
Mancher glotzt sie an und lächelt,
Mancher seufzet: Armes Kind!

Doch des Wegs herangetrottelt
Kommt ein schlottrig alter Mensch,
Fingert in der Luft, wie rechnend,
Näselnd singt er vor sich hin.

Einen schlappen Quersack trägt er,
Auch ein klein dreieckig Hütchen;
Und mit schmunzelnd klugen Äuglein
Hört er an den Spruch der Nonne:

„Habt ihr nicht gesehn Apollo?
Einen roten Mantel trägt er,
Lieblich singt er, spielt die Leier,
Und er ist mein holder Abgott."

Jener aber gab zur Antwort
Während er sein Köpfchen wiegte
Hin und her, und gar possierlich
Zupfte an dem spitzen Bärtchen:

Ob ich ihn gesehen habe?
Ja, ich habe ihn gesehen
Oft genug zu Amsterdam,
In der deutschen Synagoge.

Denn er war Vorsänger dorten,
Und da hieß er Rabbi Faibisch,
Was auf Hochdeutsch heißt Apollo —
Doch mein Abgott ist er nicht.

Roter Mantel? Auch den roten
Mantel kenn' ich. Echter Scharlach,
Kostet acht Florin die Elle,
Und ist noch nicht ganz bezahlt.

Seinen Vater Moses Jitscher
Kenn' ich gut. Vorhautabschneider
Ist er bei den Portugiesen.
Er beschnitt auch Souveräne.

Seine Mutter ist Kousine
Meines Schwagers, und sie handelt
Auf der Gracht mit sauern Gurken
Und mit abgelebten Hosen.

Haben kein Pläsir am Sohne.
Dieser spielt sehr gut die Leier,
Aber leider noch viel besser
Spielt er oft Tarock und L'hombre.

Auch ein Freigeist ist er, aß
Schweinefleisch, verlor sein Amt,
Und er zog herum im Lande
Mit geschminkten Komödianten.

In den Buden, auf den Märkten,
Spielte er den Pickelhering,
Holofernes, König David,
Diesen mit dem besten Beifall.

Denn des Königs eigne Lieder
Sang er in des Königs eigner
Muttersprache, tremulierend
In des Nigens alter Weise.

Aus dem Amsterdamer Spielhuis
Zog er jüngst etwelche Dirnen,
Und mit diesen Musen zieht er
Jetzt herum als ein Apollo.

Eine dicke ist darunter,
Die vorzüglich quiekt und grünzelt;
Ob dem großen Lorbeerkopfputz
Nennt man sie die grüne Sau.

Kleines Volk.

In einem Pißpott kam er geschwommen,
Hochzeitlich geputzt, hinab den Rhein.
Und als er nach Rotterdam gekommen,
Da sprach er: „Juffräuken, willst du mich frein?

„Ich führe dich, geliebte Schöne,
Nach meinem Schloß, ins Brautgemach;
Die Wände sind eitel Hobelspäne,
Aus Häckerling besteht das Dach.

„Da ist es so puppenniedlich und nette,
Da lebst du wie eine Königin!
Die Schale der Walnuß ist unser Bette,
Von Spinnweb sind die Laken drin.

„Ameiseneier, gebraten in Butter,
Essen wir täglich, auch Würmchengemüs,
Und später erb' ich von meiner Frau Mutter
Drei Nonnenfürzchen, die schmecken so süß.

„Ich habe Speck, ich habe Schwarten,
Ich habe Fingerhüte voll Wein,
Auch wächst eine Rübe in meinem Garten,
Du wirst wahrhaftig glücklich sein!"

Das war ein Locken und ein Werben!
Wohl seufzte die Braut: ach Gott! ach Gott!
Sie war wehmütig, wie zum Sterben —
Doch endlich stieg sie hinab in den Pott.

Sind Christenleute oder Mäuse
Die Helden des Lieds? Ich weiß es nicht mehr.
Im Beverland hört' ich die schnurrige Weise,
Es sind nun dreißig Jahre her.

Zwei Ritter.

Crapülinski[1] und Waschlapski,
Polen aus der Polackei,
Fochten für die Freiheit, gegen
Moskowiter-Tyrannei.

Fochten tapfer und entkamen
Endlich glücklich nach Paris —

[1] Von crapule = wüstes Leben; im übertragenen Sinne: Menschen, die ein wüstes Leben führen, Wüstlinge Gesindel.

Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland, ist süß.

Wie Achilles und Patroklus,
David und sein Jonathan,
Liebten sich die beiden Polen,
Küßten sich: „Kochan! Kochan!“[1]

Keiner je verriet den andern,
Blieben Freunde, ehrlich, treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Wohnten in derselben Stube,
Schliefen in demselben Bette;
Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette.

Speisten in derselben Kneipe,
Und da keiner wollte leiden,
Daß der andre für ihn zahle,
Zahlte keiner von den beiden.

Auch dieselbe Henriette
Wäscht für beide edle Polen;
Trällernd kommt sie jeden Monat, —
Um die Wäsche abzuholen.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Sitzen heute am Kamine,
Wo die Flammen traulich flackern;
Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

Eine große Bowle Punsch,
(Es versteht sich, unverzückert,
Unversäuert, unverwässert)
Haben sie bereits geschlückert.

---

[1] Geliebter.

Und von Wehmut wird beschlichen
Ihr Gemüte; ihr Gesicht
Wird befeuchtet schon von Zähren,
Und der Crapülinski spricht:

„Hätt' ich doch hier in Paris
Meinen Bärenpelz, den lieben
Schlafrock und die Katzfell-Nachtmütz',
Die im Vaterland geblieben!"

Ihm erwiderte Waschlapski:
„O du bist ein treuer Schlachzitz[1],
Denkest immer an der Heimat
Bärenpelz und Katzfell-Nachtmütz'.

Polen ist noch nicht verloren,
Unsre Weiber, sie gebären,
Unsre Jungfraun thun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmufski[2] und Uminski[3],
Eskrokewitsch[4], Schubiakski[5],
Und der große Eselinski."

Das goldne Kalb.

Doppelflöten, Hörner, Geigen
Spielen auf zum Götzenreigen,
Und es tanzen Jakobs Töchter
Um das goldne Kalb herum —
Brum — brum — brum —
Paukenschläge und Gelächter!

---

[1] Schlachtschitz = Edelmann.

[2] „Schelmuffkys wahrhaftige kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande", — berühmter Reiseroman voll abenteuerlicher Lügengeschichten, von Christian Reuter, herausgeg. 1696.

[3] Fanatischer Polenführer, der die Revolution von 1831 herbeiführen half.

[4] Escroquer = betrügen.

[5] Von Schubiack, Schubejak, bettelhafter, unreinlicher Mensch.

Hochgeschürzt bis zu den Lenden
Und sich fassend an den Händen,
Jungfraun edelster Geschlechter
Kreisen wie ein Wirbelwind
Um das Rind —
Paukenschläge und Gelächter!

Aaron selbst wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnsinnwogen,
Und er selbst, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenpriesterrock,
Wie ein Bock —
Paukenschläge und Gelächter!

König David.

Lächelnd scheidet der Despot,
Denn er weiß, nach seinem Tod
Wechselt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtschaft hat kein Ende.

Armes Volk! wie Pferd' und Farrn
Bleibt es angeschirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen.

Sterbend spricht zu Salomo
König David: Apropos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

Dieser tapfre General
Ist seit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaßten
Niemals ernstlich anzutasten.

Du, mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen.

König Richard.

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungestüm ein Reiter;
Er bläst ins Horn, er singt und lacht
Gar seelenvergnügt und heiter.

Sein Harnisch ist von starkem Erz,
Noch stärker ist sein Gemüte,
Das ist Herr Richard Löwenherz,
Der christlichen Ritterschaft Blüte.

Willkommen in England! rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
Wir freuen uns, o König, daß du
Östreichischer Haft entsprungen.

Dem König ist wohl in der freien Luft,
Er fühlt sich wie neugeboren,
Er denkt an Östreichs Festungsduft —
Und gibt seinem Pferde die Sporen.

Der Asra[1].

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!

---

[1] Arabische Sage. Vgl. Bd. VII, S. 624.

Und der Sklave sprach: ich heiße
Mohamet, ich bin aus Jemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.

Himmelsbräute.

Wer dem Kloster geht vorbei
Mitternächtlich, sieht die Fenster
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halten dorten die Gespenster.

Eine düstre Prozession
Toter Ursulinerinnen;
Junge, hübsche Angesichter
Lauschen aus Kapuz' und Linnen.

Tragen Kerzen in der Hand,
Die unheimlich blutrot schimmern;
Seltsam widerhallt im Kreuzgang
Ein Gewisper und ein Wimmern.

Nach der Kirche geht der Zug,
Und sie setzen dort sich nieder
Auf des Chores Buchsbaumstühle
Und beginnen ihre Lieder.

Litaneienfromme Weisen,
Aber wahnsinnwüste Worte;
Arme Seelen sind es, welche
Pochen an des Himmels Pforte.

„Bräute Christi waren wir,
Doch die Weltlust uns bethörte,
Und da gaben wir dem Cäsar,
Was dem lieben Gott gehörte.

„Reizend ist die Uniform
Und des Schnurrbarts Glanz und Glätte;
Doch verlockend sind am meisten
Cäsars goldne Epaulette.

„Ach der Stirne, welche trug
Eine Dornenkrone weiland,
Gaben wir ein Hirschgeweihe —
Wir betrogen unsern Heiland.

„Jesus, der die Güte selbst,
Weinte sanft ob unsrer Fehle,
Und er sprach: Vermaledeit
Und verdammt sei eure Seele!

„Grabentstiegner Spuk der Nacht,
Müssen büßend wir nunmehre
Irre gehn in diesen Mauern —
Miserere! Miserere!

„Ach, im Grabe ist es gut,
Ob es gleich viel besser wäre
In dem warmen Himmelreiche —
Miserere! Miserere!

„Süßer Jesus, o vergib
Endlich uns die Schuld, die schwere,
Schließ uns auf den warmen Himmel —
Miserere! Miserere!"

Also singt die Nonnenschar,
Und ein längst verstorbner Küster
Spielt die Orgel. Schattenhände
Stürmen toll durch die Register.

Pfalzgräfin Jutta.

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein,
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
„Siehst du die sieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen —
So traurig schwimmen die Toten!

„Das waren Ritter voll Jugendlust —
Sie sanken zärtlich an meine Brust
Und schwuren mir Treue. — Zur Sicherheit,
Daß sie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich sie ergreifen
Sogleich und ersäufen —
So traurig schwimmen die Toten!"

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!
Bis an die Hüfte tauchen hervor
Die Leichen und strecken die Finger empor,
Wie schwörend — Sie nicken
Mit gläsernen Blicken —
So traurig schwimmen die Toten!

Der Mohrenkönig[1].

Ins Exil der Alpujarren
Zog der junge Mohrenkönig;
Schweigsam und das Herz voll Kummer
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen seines Hauses Frauen;
Schwarze Mägde trägt das Maultier.

Hundert treue Diener folgen
Auf arabisch edlen Rappen;
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen schlottrig in den Sätteln.

Keine Zymbel, keine Pauke,
Kein Gesangeslaut ertönte;
Nur des Maultiers Silberglöckchen
Wimmern schmerzlich in der Stille.

---

[1] Der letzte maurische König in Granada, Boabdil, wurde 1492 durch die Spanier entthront. — Vgl. ferner Bd. VII, S. 625.

Auf der Höhe, wo der Blick
Ins Duero-Thal hinabschweift,
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar sind zum letzten Male:

Dorten stieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! Welch ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds,
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Türmen der Alhambra.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

„Boabdil el Chico", sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußtest
Zu verteid'gen wie ein Mann."

Als des Königs liebste Kebsin
Solche harte Rede hörte,
Stürzte sie aus ihrer Sänfte
Und umhalste den Gebieter.

„Boabdil el Chico", sprach sie,
„Tröste dich, mein Heißgeliebter,
Aus dem Abgrund deines Elends
Blüht hervor ein schöner Lorbeer.

„Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der sieggekrönte
Günstling jener blinden Göttin,
Auch der blut'ge Sohn des Unglücks,

„Auch der heldenmüt'ge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schicksal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menschen Angedenken."

„Berg des letzten Mohrenseufzers"
Heißt bis auf den heut'gen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letztenmal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet,
Seiner Liebsten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird sein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend losspringt von der letzten
Andalusischen Guitarre.

Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli[1].

In dem Schlosse Blay erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einst gestickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele stickte
Sie hinein, und Liebesthräne
Hat gefeit das seidne Bildwerk,
Welches darstellt jene Szene:

Wie die Gräfin den Rudèl
Sterbend sah am Strande liegen,
Und das Urbild ihrer Sehnsucht
Gleich erkannt' in seinen Zügen.

[1] In dem zweiten Gedichte von Jehuda ben Halevy (Romanzero, Hebräische Melodien) erzählt Heine selbst Genaueres über den bekannten Troubadour und seine Dame.

Auch Rudèl hat hier zum ersten-
Und zum letztenmal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

Über ihn beugt sich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umschlungen,
Küßt den todesbleichen Mund,
Der so schön ihr Lob gesungen!

Ach! der Kuß des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,
Und so leerten sie den Kelch
Höchster Lust und tiefsten Leidens.

In dem Schlosse Blay allnächtlich
Gibt's ein Rauschen, Knistern, Beben,
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame schütteln
Die verschlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüstern, sanftes Tändeln,
Wehmutsüße Heimlichkeiten,
Und posthume Galantrie
Aus des Minnesanges Zeiten:

„Geoffroy! Mein totes Herz
Wird erwärmt von deiner Stimme,
In den längst erloschnen Kohlen
Fühl' ich wieder ein Geglimme!"

„„Melisande! Glück und Blume!
Wenn ich dir ins Auge sehe,
Leb' ich auf — gestorben ist
Nur mein Erdenleid und -Wehe.""

„Geoffroy! Wir liebten uns
Einst im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amur that dieses Wunder!"

„„Melisande! Was ist Traum?
Was ist Tod? Nur eitel Töne.
In der Liebe nur ist Wahrheit,
Und dich lieb' ich, ewig Schöne.""

„Geoffroy! Wie traulich ist es
Hier im stillen Mondscheinsaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenstrahle."

„„Melisande! teure Närrin,
Du bist selber Licht und Sonne,
Wo du wandelst, blüht der Frühling,
Sprossen Lieb' und Maienwonne!""

Also kosen, also wandeln
Jene zärtlichen Gespenster
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauschet durch die Bogenfenster.

Doch den holden Spuk vertreibend
Kommt am End' die Morgenröte —
Jene huschen scheu zurück
In die Wand, in die Tapete.

Der Dichter Firdusi.

1.

Goldne Menschen, Silbermenschen!
Spricht ein Lump von einem Toman[1],
Ist die Rede nur von Silber,
Ist gemeint ein Silbertoman.

Doch im Munde eines Fürsten,
Eines Schaches, ist ein Toman
Gülden stets; ein Schach empfängt
Und er gibt nur goldne Toman.

---

[1] Morgenländische Münze, in Persien ein Goldstück, das früher etwa $16\frac{1}{2}$ Mark wert war.

Also denken brave Leute,
Also dachte auch Firdusi,
Der Verfasser des berühmten
Und vergötterten Schach Nameh[1].

Dieses große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden seiner Verse
Einen Toman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
An dem Webstuhl des Gedankens,
Tag und Nacht, und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistans uralte Kön'ge,

Lieblingshelden seines Volkes,
Ritterthaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmlisch angestrahlt
Von dem heil'gen Lichte Irans,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Dessen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

---

[1] D. h. Königsbuch, um das Jahr 1010 von dem bejahrten Dichter beendigt. Als dieser statt der erwarteten Goldstücke Silberstücke zur Belohnung erhielt, schrieb er auf den Sultan eine Satire, wodurch er dessen Gunst für längere Zeit verlor.

Als vollendet war das Lied,
Überschickte seinem Gönner
Der Poet das Manuskript,
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
In der Badestub' zu Gasna,
Wo des Schaches schwarze Boten
Den Firdusi angetroffen —

Jeder schleppte einen Geldsack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
Hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
Da gewahrt' er mit Bestürzung

Daß der Inhalt dieser Säcke
Bleiches Silber, Silbertomans,
Zweimalhunderttausend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgeteilt in drei
Gleiche Teile, und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptstadt;
Vor dem Thor hat er den Staub
Abgefegt von seinen Schuhen.

2.

„Hätt' er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich ist,
Daß er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens größre List.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Gestalt und von Geberden,
Wen'ge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen."

3.

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmutiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Cypressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
Von wem ist dieses Liedes Text?

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: Das hat Firdusi gedichtet.

Firdusi? — rief der Fürst betreten —
Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?

Ansari gab Antwort: In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit

Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat.

Schach Mahomet schwieg eine gute Weile,
Dann sprach er: Ansari, mein Auftrag hat Eile —

Geh nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maultiere und funfzig Kamele.

Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen,

Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräten

Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferein,

Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

Mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
Die fabriziert in meinen Staaten —

Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

Auch Konfitüren und Mandeltorten,
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

Füge hinzu ein Dutzend Gäule,
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile,

Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.

Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus.

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele

Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,

Mit einer roten Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrei'n.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und lautaufjubelt Triumphgesang.

La Illa Il Allah! aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Ostthor am andern End'
Von Thus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.

Nächtliche Fahrt[1].

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte scheu;

[1] Heines Erläuterung zu diesem Gedichte befindet sich in den Anmerkungen am Schluß des Bandes.

Und als wir stiegen in den Kahn,
Wir waren unsrer drei.

Es plätschert' im Wasser des Ruderschlags
Verdrossenes Einerlei;
Weißschäumende Wellen rauschten heran,
Bespritzten uns alle drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,
Und unbeweglich dabei,
Als wär' sie ein welsches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unsern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße, gespenstische Möwe war's,
Und ob dem bösen Schrei,
Der schauerlich klang wie Warnungsruf,
Erschraken wir alle drei.

Bin ich im Fieber? Ist das ein Spuk
Der nächtlichen Phantasei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grausame Narretei.

Grausame Narretei! Mir träumt,
Daß ich ein Heiland sei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Not,
Von der Welt Unfläterei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich selber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narretei, grausamer Traum,
Wahnsinn und Raserei!
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,
O Gott! o steh mir bei!

O steh mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddey!
Da schollert's hinab ins Meer — O Weh —
Schaddey! Schaddey! Adonay! —

Die Sonne ging auf, wir fuhren ans Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir stiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unsrer zwei.

Präludium.

Dieses ist Amerika!
Dieses ist die neue Welt!
Nicht die heutige, die schon
Europäisieret abwelkt —

Dieses ist die neue Welt,
Wie sie Christoval Kolumbus
Aus dem Ozean hervorzog.
Glänzet noch in Flutenfrische,

Träufelt noch von Wasserperlen,
Die zerstieben, farbensprühend,
Wenn sie küßt das Licht der Sonne.
Wie gesund ist diese Welt!

Ist kein Kirchhof der Romantik,
Ist kein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen
Und versteinerten Perucken.

Aus gesundem Boden sprossen
Auch gesunde Bäume — keiner
Ist blasiert und keiner hat
In dem Rückgratmark die Schwindsucht.

Auf den Baumesästen schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd. Mit den ernsthaft
Langen Schnäbeln und mit Augen,

Brillenartig schwarz umrändert,
Schaun sie auf dich nieder, schweigsam —
Bis sie plötzlich schrillend aufschrei'n
Und wie Kaffeeschwestern schnattern.

Doch ich weiß nicht, was sie sagen,
Ob ich gleich der Vögel Sprachen
Kundig bin wie Salomo,
Welcher tausend Weiber hatte,

Und die Vögelsprachen kannte,
Die modernen nicht allein,
Sondern auch die toten, alten,
Ausgestopften Dialekte.

Neuer Boden, neue Blumen!
Neue Blumen, neue Düfte!
Unerhörte, wilde Düfte,
Die mir in die Nase dringen,

Neckend, prickelnd, leidenschaftlich —
Und mein grübelnder Geruchsinn
Quält sich ab: Wo hab' ich denn
Je dergleichen schon gerochen?

War's vielleicht auf Regentstreet,
In den sonnig gelben Armen
Jener schlanken Javanesin,
Die beständig Blumen kaute?

Oder war's zu Rotterdam,
Neben des Erasmi Bildsäul',
In der weißen Waffelbude
Mit geheimnisvollem Vorhang?

Während ich die neue Welt
Solcher Art verdutzt betrachte,
Schein' ich selbst ihr einzuflößen
Noch viel größre Scheu — Ein Affe,

Der erschreckt ins Buschwerk forthuscht,
Schlägt ein Kreuz bei meinem Anblick,
Angstvoll rufend: „Ein Gespenst!
Ein Gespenst der alten Welt!“

Affe! fürcht' dich nicht, ich bin
Kein Gespenst, ich bin kein Spuk;
Leben kocht in meinen Adern,
Bin des Lebens treuster Sohn.

Doch durch jahrelangen Umgang
Mit den Toten, nahm ich an
Der Verstorbenen Manieren
Und geheime Seltsamkeiten.

Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.

Fürcht dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeschabten Hintern
Trägst du Farben, die ich liebe.

Teure Farben! Schwarz-rot-goldgelb!
Diese Affensteißkouleuren,
Sie erinnern mich mit Wehmut
An das Banner Barbarossas.

Vitzliputzli.

1.

Auf dem Haupt trug er den Lorbeer,
Und an seinen Stiefeln glänzten
Goldne Sporen — dennoch war er
Nicht ein Held und auch kein Ritter.

Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der ins Buch des Ruhmes einschrieb,
Mit der eignen frechen Faust,
Seinen frechen Namen: Cortez,

Unter des Kolumbus Namen
Schrieb er ihn, ja dicht darunter,
Und der Schulbub' auf der Schulbank
Lernt' auswendig beide Namen —

Nach dem Christoval Kolumbus,
Nennt er jetzt Fernando Cortez
Als den zweiten großen Mann
In dem Pantheon der Neuwelt.

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Wär's nicht besser, ganz verhallen
Unbekannt, als mit sich schleppen
Durch die langen Ewigkeiten
Solche Namenskameradschaft?

Messer Christoval Kolumbus
War ein Held, und sein Gemüte,
Das so lauter wie die Sonne,
War freigebig auch wie diese.

Mancher hat schon viel gegeben,
Aber jener hat der Welt
Eine ganze Welt geschenket,
Und sie heißt Amerika.

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wußt' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern.

Dankbar huldigt ihm die Menschheit,
Die nicht bloß Europamüde,
Sondern Afrikas und Asiens
Endlich gleichfalls müde worden — —

Einer nur, ein einz'ger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beßres
Als Kolumbus, das ist jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er selber, Moses heißt er,
Und er ist mein bester Heros.

Doch, mein Pegasus, du weilest
Viel zu lang bei dem Kolumbus —
Wisse, unser heut'ger Flugritt
Gilt dem g'ringern Mann, dem Cortez.

Breite aus den bunten Fittich,
Flügelroß! und trage mich
Nach der Neuwelt schönem Lande,
Welches Mexiko geheißen.

Trage mich nach jener Burg,
Die der König Montezuma
Gastlich seinen span'schen Gästen
Angewiesen zur Behausung.

Doch nicht Obdach bloß und Atzung,
In verschwenderischer Fülle,
Gab der Fürst den fremden Strolchen —
Auch Geschenke reich und prächtig,

Kostbarkeiten klug gedrechselt,
Von massivem Gold, Juwelen,
Zeugten glänzend von der Huld
Und der Großmut des Monarchen.

Dieser unzivilisierte,
Abergläubisch blinde Heide
Glaubte noch an Treu' und Ehre
Und an Heiligkeit des Gastrechts.

Er willfahrte dem Gesuche,
Beizuwohnen einem Feste,
Das in ihrer Burg die Spanier
Ihm zu Ehren geben wollten —

Und mit seinem Hofgesinde,
Arglos, huldreich, kam der König
In das spanische Quartier,
Wo Fanfaren ihn begrüßten.

Wie das Festspiel war betitelt,
Weiß ich nicht. Es hieß vielleicht:
„Span'sche Treue!" doch der Autor
Nannt' sich Don Fernando Cortez.

Dieser gab das Stichwort — plötzlich
Ward der König überfallen,
Und man band ihn und behielt ihn
In der Burg als eine Geisel.

Aber Montezuma starb,
Und da war der Damm gebrochen,
Der die kecken Abenteurer
Schützte vor dem Zorn des Volkes.

Schrecklich jetzt begann die Brandung —
Wie ein wild empörtes Meer
Tosten, rasten immer näher
Die erzürnten Menschenwellen.

Tapfer schlugen zwar die Spanier
Jeden Sturm zurück. Doch täglich
Ward berennt die Burg aufs neue,
Und ermüdend war das Kampfspiel.

Nach dem Tod des Königs stockte
Auch der Lebensmittel Zufuhr;
Kürzer wurden die Rationen,
Die Gesichter wurden länger.

Und mit langen Angesichtern,
Sahn sich an Hispaniens Söhne,
Und sie seufzten und sie dachten
An die traute Christenheimat,

An das teure Vaterland,
Wo die frommen Glocken läuten
Und am Herde friedlich brodelt
Eine Ollea-Potrida,

Dick verschmoret mit Garbanzos,
Unter welchen, schalkhaft duftend,
Auch wohl kichernd, sich verbergen
Die geliebten Knoblauchwürstchen.

Einen Kriegsrat hielt der Feldherr,
Und der Rückzug ward beschlossen;
In der nächsten Tagesfrühe
Soll das Heer die Stadt verlassen.

Leicht gelang's hineinzukommen
Einst durch List dem klugen Cortez,
Doch die Rückkehr nach dem Festland
Bot fatale Schwierigkeiten.

Mexiko, die Inselstadt,
Liegt in einem großen See,
In der Mitte, flutumrauscht:
Eine stolze Wasserfestung,

Mit dem Uferland verkehrend
Nur durch Schiffe, Flöße, Brücken,
Die auf Riesenpfählen ruhen;
Kleine Inseln bilden Furten.

Noch bevor die Sonne aufging
Setzten sich in Marsch die Spanier;
Keine Trommel ward gerühret,
Kein Trompeter blies Reveille.

Wollten ihre Wirte nicht
Aus dem süßen Schlafe wecken —
(Hunderttausend Indianer
Lagerten in Mexiko).

Doch der Spanier machte diesmal
Ohne seinen Wirt die Rechnung;
Noch frühzeit'ger aufgestanden
Waren heut' die Mexikaner.

Auf den Brücken, auf den Flößen,
Auf den Furten harrten sie,
Um den Abschiedstrunk alldorten
Ihren Gästen zu kredenzen.

Auf den Brücken, Flößen, Furten,
Hei! da gab's ein toll Gelage!
Rot in Strömen floß das Blut
Und die kecken Zecher rangen —

Rangen Leib an Leib gepreßt,
Und wir sehn auf mancher nackten
Indianerbrust den Abdruck
Span'scher Rüstungsarabesken.

Ein Erdrosseln war's, ein Würgen,
Ein Gemetzel, das sich langsam,
Schaurig langsam, weiter wälzte,
Über Brücken, Flöße, Furten.

Die Indianer sangen, brüllten,
Doch die Spanier fochten schweigend;
Mußten Schritt für Schritt erobern
Einen Boden für die Flucht.

In gedrängten Engpaßkämpfen
Boten g'ringen Vorteil heute
Alteuropas strenge Kriegskunst,
Feuerschlünde, Harnisch, Pferde.

Viele Spanier waren gleichfalls
Schwer bepackt mit jenem Golde,
Das sie jüngst erpreßt, erbeutet —
Ach, die gelbe Sündenlast

Lähmte, hemmte sie im Kampfe,
Und das teuflische Metall
Ward nicht bloß der armen Seele,
Sondern auch dem Leib verderblich.

Mittlerweile ward der See
Ganz bedeckt von Kähnen, Barken;
Schützen saßen drin und schossen
Nach den Brücken, Flößen, Furten.

Trafen freilich im Getümmel
Viele ihrer eignen Brüder,
Doch sie trafen auch gar manchen
Hochvortrefflichen Hidalgo.

Auf der dritten Brücke fiel
Junker Gaston, der an jenem
Tag die Fahne trug, worauf
Konterfeit die heil'ge Jungfrau.

Dieses Bildnis selber trafen
Die Geschosse der Indianer;
Sechs Geschosse blieben stecken
Just im Herzen — blanke Pfeile,

Ähnlich jenen güldnen Schwertern,
Die der Mater dolorosa
Schmerzenreiche Brust durchbohren
Bei Karfreitagsprozessionen.

Sterbend übergab Don Gaston
Seine Fahne dem Gonzalvo,
Der zu Tod getroffen gleichfalls
Bald dahinsank. — Jetzt ergriff

Cortez selbst das teure Banner,
Er, der Feldherr, und er trug es
Hoch zu Roß bis gegen abend,
Wo die Schlacht ein Ende nahm.

Hundertsechzig Spanier fanden
Ihren Tod an jenem Tage;
Über achtzig fielen lebend
In die Hände der Indianer.

Schwer verwundet wurden viele,
Die erst später unterlagen.
Schier ein Dutzend Pferde wurde
Teils getötet, teils erbeutet.

Gegen abend erst erreichten
Cortez und sein Heer das sichre
Uferland, ein Seegestade,
Karg bepflanzt mit Trauerweiden.

2.

Nach des Kampfes Schreckenstag,
Kommt die Spuknacht des Triumphes;
Hunderttausend Freudenlampen
Lodern auf in Mexiko.

Hunderttausend Freudenlampen,
Waldharzfackeln, Pechkranzfeuer,

Werfen grell ihr Tageslicht
Auf Paläste, Götterhallen,

Gildenhäuser und zumal
Auf den Tempel Vitzliputzlis,
Götzenburg von rotem Backstein,
Seltsam mahnend an ägyptisch,

Babylonisch und assyrisch
Kolossalen Bauwerk-Monstren,
Die wir schauen auf den Bildern
Unsers Briten Henri Martin[1].

Ja, das sind dieselben breiten
Rampentreppen, also breit,
Daß dort auf und nieder wallen
Viele tausend Mexikaner,

Während auf den Stufen lagern
Rottenweis die wilden Krieger,
Welche lustig bankettieren,
Hochberauscht von Sieg und Palmwein.

Diese Rampentreppen leiten
Wie ein Zickzack, nach der Plattform,
Einem balustradenart'gen
Ungeheuern Tempeldach.

Dort auf seinem Thronaltar
Sitzt der große Vitzliputzli,
Mexikos blutdürst'ger Kriegsgott.
Ist ein böses Ungetüm,

Doch sein Äußres ist so putzig,
So verschnörkelt und so kindisch,
Daß er trotz des innern Grausens
Dennoch unsre Lachlust kitzelt —

---

[1] Heine irrt im Vornamen. Henri Martin war ein französischer Geschichtsschreiber. Der berühmte englische Maler hieß John Martin (1789–1854). Seine Gemälde zeichnen sich durch große Auffassung aus, sind aber allzu grell in der Farbe; er schuf den „Fall von Babylon", „Belsazars Fest", den „Untergang von Ninive", die „Sündflut" u. a. m.

Und bei seinem Anblick denken
Wir zu gleicher Zeit etwa
An den blassen Tod von Basel[1]
Und an Brüssels Mannke-Piß[2].

An des Gottes Seite stehen
Rechts die Laien, links die Pfaffen;
Im Ornat von bunten Federn
Spreizt sich heut' die Klerisei.

Auf des Altars Marmorstufen
Hockt ein hundertjährig Männlein,
Ohne Haar an Kinn und Schädel;
Trägt ein scharlach Kamisölchen.

Dieses ist der Opferpriester,
Und er wetzet seine Messer,
Wetzt sie lächelnd, und er schielet
Manchmal nach dem Gott hinauf.

Vitzliputzli scheint den Blick
Seines Dieners zu verstehen,
Zwinkert mit den Augenwimpern
Und bewegt sogar die Lippen.

Auf des Altars Stufen kauern
Auch die Tempelmusici,
Paukenschläger, Kuhhornbläser —
Ein Gerassel und Getute —

Ein Gerassel und Getute,
Und es stimmet ein des Chores
Mexikanisches Tedeum —
Ein Miaulen wie von Katzen —

Ein Miaulen wie von Katzen,
Doch von jener großen Sorte,

---

[1] Der Baseler Totentanz, Freskogemälde, zum Andenken an die Pest, auf einer jetzt abgetragenen Mauer.

[2] Brunnenfigur hinter dem Rathaus, ein Cupido von einem Meter Höhe. Derselbe wird nach altem Brauch an Festtagen bekleidet und bekränzt; er besitzt acht Anzüge.

Welche Tigerkatzen heißen
Und statt Mäuse Menschen fressen!

Wenn der Nachtwind diese Töne
Hinwirft nach dem Seegestade,
Wird den Spaniern, die dort lagern,
Katzenjämmerlich zu Mute.

Traurig unter Trauerweiden,
Stehen diese dort noch immer,
Und sie starren nach der Stadt,
Die im dunkeln Seegewässer

Widerspiegelt, schier verhöhnend,
Alle Flammen ihrer Freude —
Stehen dort wie im Parterre
Eines großen Schauspielhauses,

Und des Vitzliputzli-Tempels
Helle Plattform ist die Bühne,
Wo zur Siegesfeier jetzt
Ein Mysterium tragiert wird.

„Menschenopfer" heißt das Stück.
Uralt ist der Stoff, die Fabel;
In der christlichen Behandlung
Ist das Schauspiel nicht so gräßlich.

Denn dem Blute wurde Rotwein,
Und dem Leichnam, welcher vorkam,
Wurde eine harmlos dünne
Mehlbreispeis transsubstituieret —

Diesmal aber, bei den Wilden,
War der Spaß sehr roh und ernsthaft
Aufgefaßt: man speiste Fleisch,
Und das Blut war Menschenblut.

Diesmal war es gar das Vollblut
Von Altchristen, das sich nie,
Nie vermischt hat mit dem Blute
Der Moresken[1] und der Juden.

---

[1] Mauren.

Freu dich, Vitzliputzli, freu dich,
Heute gibt es Spanierblut,
Und am warmen Dufte wirst du
Gierig laben deine Nase.

Heute werden dir geschlachtet
Achtzig Spanier, stolze Braten
Für die Tafel deiner Priester,
Die sich an dem Fleisch erquicken.

Denn der Priester ist ein Mensch,
Und der Mensch, der arme Fresser,
Kann nicht bloß vom Riechen leben
Und vom Dufte, wie die Götter.

Horch! die Todespauke dröhnt schon,
Und es kreischt das böse Kuhhorn!
Sie verkünden, daß heraufsteigt
Jetzt der Zug der Sterbemänner.

Achtzig Spanier, schmählich nackend,
Ihre Hände auf dem Rücken
Festgebunden, schleppt und schleift man
Hoch hinauf die Tempeltreppe.

Vor dem Vitzliputzli-Bilde
Zwingt man sie das Knie zu beugen
Und zu tanzen Possentänze,
Und man zwingt sie durch Torturen,

Die so grausam und entsetzlich,
Daß der Angstschrei der Gequälten
Überheulet das gesamte
Kannibalen-Charivari. —

Armes Publikum am See!
Cortez und die Kriegsgefährten
Sie vernahmen und erkannten
Ihrer Freunde Angstrufstimmen —

Auf der Bühne, grellbeleuchtet,
Sahen sie auch ganz genau
Die Gestalten und die Mienen —
Sahn das Messer, sahn das Blut —

Und sie nahmen ab die Helme
Von den Häuptern, knieten nieder,
Stimmten an den Psalm der Toten
Und sie sangen: De profundis!

Unter jenen, welche starben,
War auch Raimond de Mendoza,
Sohn der schönen Abbatissin,
Cortez' erste Jugendliebe.

Als er auf der Brust des Jünglings
Jenes Medaillon gewahrte,
Das der Mutter Bildnis einschloß,
Weinte Cortez helle Thränen —

Doch er wischt' sie ab vom Auge
Mit dem harten Büffelhandschuh,
Seufzte tief und sang im Chore
Mit den andern: miserere!

3.

Blasser schimmern schon die Sterne,
Und die Morgennebel steigen
Aus der Seeflut, wie Gespenster,
Mit hinschleppend weißen Laken.

Fest' und Lichter sind erloschen
Auf dem Dach des Götzentempels,
Wo am blutgetränkten Estrich
Schnarchend liegen Pfaff' und Laie.

Nur die rote Jacke wacht.
Bei dem Schein der letzten Lampe,
Süßlich grinsend, grimmig schäkernd,
Spricht der Priester zu dem Gotte:

„Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Liebstes Göttchen Vitzliputzli!
Hast dich heute amüsieret,
Hast gerochen Wohlgerüche!

„Heute gab es Spanierblut —
O das dampfte so app'titlich,
Und dein feines Leckernäschen
Sog den Duft ein, wollustglänzend.

„Morgen opfern wir die Pferde,
Wiehernd edle Ungetüme,
Die des Windes Geister zeugten,
Buhlschaft treibend mit der Seekuh.

„Willst du artig sein, so schlacht' ich
Dir auch meine beiden Enkel,
Hübsche Bübchen, süßes Blut,
Meines Alters einz'ge Freude.

„Aber artig mußt du sein,
Mußt uns neue Siege schenken —
Laß uns siegen, liebes Göttchen,
Putzlivitzli, Vitzliputzli!

„O verderbe unsre Feinde,
Diese Fremden, die aus fernen
Und noch unentdeckten Ländern
Zu uns kamen übers Weltmeer —

„Warum ließen sie die Heimat?
Trieb sie Hunger oder Blutschuld?
Bleib im Land' und nähr dich redlich,
Ist ein sinnig altes Sprüchwort.

„Was ist ihr Begehr? Sie stecken
Unser Gold in ihre Taschen,
Und sie wollen, daß wir droben
Einst im Himmel glücklich werden!

„Anfangs glaubten wir, sie wären
Wesen von der höchsten Gattung,
Sonnensöhne, die unsterblich
Und bewehrt mit Blitz und Donner.

„Aber Menschen sind sie, tötbar
Wie wir andre, und mein Messer
Hat erprobet heute nacht
Ihre Menschensterblichkeit.

„Menschen sind sie und nicht schöner,
Als wir andre, manche drunter
Sind so häßlich wie die Affen;
Wie bei diesen sind behaart

„Die Gesichter, und es heißt
Manche trügen in den Hosen
Auch verborgne Affenschwänze —
Wer kein Aff', braucht keine Hosen.

„Auch moralisch häßlich sind sie,
Wissen nichts von Pietät,
Und es heißt, daß sie sogar
Ihre eignen Götter fräßen!

„O vertilge diese ruchlos
Böse Brut, die Götterfresser —
Vitzliputzli, Putzlivitzli,
Laß uns siegen, Vitzliputzli!" —

Also sprach zum Gott der Priester,
Und des Gottes Antwort tönt
Seufzend, röchelnd, wie der Nachtwind,
Welcher koset mit dem Seeschilf:

Rotjack', Rotjack', blut'ger Schlächter,
Hast geschlachtet viele Tausend,
Bohre jetzt das Opfermesser
In den eignen alten Leib.

Aus dem aufgeschlitzten Leib
Schlüpft alsdann hervor die Seele;
Über Kiesel, über Wurzel
Trippelt sie zum Laubfroschteiche.

Dorten hocket meine Muhme
Rattenkön'gin — sie wird sagen:
„Guten Morgen, nackte Seele,
Wie ergeht es meinem Neffen?

„Vitzliputzelt er vergnügt
In dem honigsüßen Goldlicht?
Wedelt ihm das Glück die Fliegen
Und die Sorgen von der Stirne?

„Oder kratzt ihn Katzlagara,
Die verhaßte Unheilsgöttin
Mit den schwarzen Eisenpfoten,
Die in Otterngift getränket?“

Nackte Seele, gib zur Antwort:
Vitzliputzli läßt dich grüßen,
Und er wünscht dir Pestilenz
In den Bauch, Vermaledeite!

Denn du rietest ihm zum Kriege,
Und dein Rat, es war ein Abgrund —
In Erfüllung geht die böse,
Uralt böse Prophezeiung

Von des Reiches Untergang
Durch die furchtbar bärt’gen Männer,
Die auf hölzernem Gevögel
Hergeflogen aus dem Osten.

Auch ein altes Sprüchwort gibt es:
Weiberwille, Gotteswille —
Doppelt ist der Gotteswille,
Wenn das Weib die Mutter Gottes.

Diese ist es, die mir zürnet,
Sie, die stolze Himmelsfürstin,
Eine Jungfrau sonder Makel,
Zauberkundig, wunderthätig.

Sie beschützt das Spaniervolk,
Und wir müssen untergehen,
Ich, der ärmste aller Götter,
Und mein armes Mexiko.

Nach vollbrachtem Auftrag, Rotjack’,
Krieche deine nackte Seele
In ein Sandloch — Schlafe wohl!
Daß du nicht mein Unglück schauest!

Dieser Tempel stürzt zusammen,
Und ich selber, ich versinke
In dem Qualm — nur Rauch und Trümmer —
Keiner wird mich wiedersehen.

Doch ich sterbe nicht; wir Götter
Werden alt wie Papageien,
Und wir mausern nur und wechseln
Auch wie diese das Gefieder.

Nach der Heimat meiner Feinde,
Die Europa ist geheißen,
Will ich flüchten, dort beginn' ich
Eine neue Karriere.

Ich verteufle mich, der Gott
Wird jetzund ein Gottseibeiuns;
Als der Feinde böser Feind,
Kann ich dorten wirken, schaffen.

Quälen will ich dort die Feinde,
Mit Phantomen sie erschrecken —
Vorgeschmack der Hölle, Schwefel
Sollen sie beständig riechen.

Ihre Weisen, ihre Narren
Will ich ködern und verlocken;
Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis sie lacht wie eine Metze.

Ja, ein Teufel will ich werden,
Und als Kameraden grüß' ich
Satanas und Belial,
Astaroth und Belzebub.

Dich zumal begrüß' ich, Lilis,
Sündenmutter, glatte Schlange!
Lehr mich deine Grausamkeiten
Und die schöne Kunst der Lüge!

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Zweites Buch.

Lamentationen.

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Waldeinsamkeit.

Ich hab' in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl allen,
Doch der ihn trug hat manchem mißfallen;
Ich floh den gelben Menschenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt' ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren;
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wußten das sei kein schreckliches Wagnis;
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,
Daß ich kein Vernunftmensch, wußte die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Thoren —
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.

Ergötzten mich mit Maitanz und Maispiel,
Erzählten mir Hofgeschichten, zum Beispiel:
Die skandalose Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Flut, mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar,
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Zither, sie spielten auf Geigen,
Das war der famose Nixenreigen;
Die Posituren, die Melodei,
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zuzeiten waren sie minder
Tobsüchtig gelaunt, die schönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten sie,
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie.

Trällerten, trillerten welsche Romanzen,
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beispiel: „Sag uns zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menschen schuf?

„Hat eine unsterbliche Seele ein jeder
Von euch? Ist diese Seele von Leder
Oder von steifer Leinwand? Warum
Sind eure Leute meistens so dumm?“

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,
Glaubt mir's, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rotmäntelchen, lang und bauschig,
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß niemand es wisse.
Das ist eine tiefgeheime Wund',
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt'.

Ach Himmel! wir alle gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja alle etwas zu verbergen;
Kein Christenmensch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt' ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein jeder von ihnen;
Ein jeder von ihnen bildet sich ein,
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Wenn sie im Mondschein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Pissewurzeln;
Doch da sie mir nur Gutes gethan,
So geht mich nichts ihr Ursprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer besprechen, Vögel beschreien,
Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht bethört,
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten sie mich, sie haben
Mir alles expliziert — umsunst!
Hab' nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt' ich derselben nicht nötig dermalen,
Ich brauchte wenig, und konnt' es bezahlen,
Besaß auch in Spanien manch luftiges Schloß,
Wovon ich die Revenuen genoß.

O, schöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldscherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O, schöne Zeit! wo sich zu grünen
Triumphespforten zu wölben schienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher,
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär'!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,
Und alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde sind die Elfen verschwunden,
Jagdhörner hör' ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht ist das Reh versteckt,
Das thränend seine Wunden leckt.

Wo sind die Alräunchen? ich glaube, sie halten
Sich ängstlich verborgen in Felsenspalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erste Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin sie gehaust,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.

Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styx;
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Todblaß und stumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret' ich zu ihr heran —
Da fährt sie auf und schaut mich an,
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Spanische Atriden.

Am Hubertustag des Jahres
Dreizehnhundertdreiundachtzig,
Gab der König uns ein Gastmahl
Zu Segovia im Schlosse.

Hofgastmähler sind dieselben
Überall, es gähnt dieselbe
Souveräne Langeweile
An der Tafel aller Fürsten.

Prunkgeschirr von Gold und Silber,
Leckerbissen aller Zonen,
Und derselbe Bleigeschmack,
Mahnend an Lokustes[1] Küche.

---

[1] Locusta, berüchtigte Giftmischerin des Altertums, von der Juvenal (Sat. I), Tacitus und Sueton berichten.

Auch derselbe seidne Pöbel,
Buntgeputzt und vornehm nickend,
Wie ein Beet von Tulipanen;
Nur die Saucen sind verschieden.

Und das ist ein Wispern, Sumsen,
Das wie Mohn den Sinn einschläfert,
Bis Trompetenstöße wecken
Aus der kauenden Betäubnis.

Neben mir, zum Glücke, saß
Don Diego Albuquerque,
Dem die Rede unterhaltsam
Von den klugen Lippen floß.

Ganz vorzüglich gut erzählte
Er die blut'gen Hofgeschichten
Aus den Tagen des Don Pedro,
Den man „König Grausam" nannte.

Als ich frug, warum Don Pedro
Seinen Bruder Don Fredrego
Insgeheim enthaupten ließ,
Sprach mein Tischgenosse seufzend:

Sennor! glaubt nicht was sie klimpern
Auf den schlottrigen Guitarren,
Bänkelsänger, Maultiertreiber,
In Posaden[1], Kneipen, Schenken.

Glaubet nimmer, was sie faseln
Von der Liebe Don Fredregos
Und Don Pedros schöner Gattin,
Donna Blanka von Bourbon.

Nicht der Eifersucht des Gatten,
Nur der Mißgunst eines Neidharts,
Fiel als Opfer Don Fredrego,
Calatravas Ordensmeister.

Das Verbrechen, das Don Pedro
Nicht verzieh, das war sein Ruhm,

---

[1] Herbergen.

Jener Ruhm, den Donna Fama
Mit Entzücken ausposaunte.

Auch verzieh ihm nicht Don Pedro
Seiner Seele Hochgefühle
Und die Wohlgestalt des Leibes,
Die ein Abbild solcher Seele.

Blühend blieb mir im Gedächtnis
Diese schlanke Heldenblume;
Nie vergeß ich dieses schöne
Träumerische Jünglingsantlitz.

Das war eben jene Sorte,
Die geliebt wird von den Feen,
Und ein märchenhaft Geheimnis
Sprach aus allen diesen Zügen.

Blaue Augen, deren Schmelz
Blendend wie ein Edelstein, —
Aber auch der stieren Härte
Eines Edelsteins teilhaftig.

Seine Haare waren schwarz,
Bläulichschwarz, von seltnem Glanze,
Und in üppig schönen Locken
Auf die Schulter niederfallend.

In der schönen Stadt Coimbra,
Die er abgewann den Mohren,
Sah ich ihn zum letztenmale
Lebend — unglücksel'ger Prinz!

Eben kam er vom Alkanzor[1],
Durch die engen Straßen reitend;
Manche junge Mohrin lauschte
Hinterm Gitter ihres Fensters.

Seines Hauptes Helmbusch wehte
Frei galant, jedoch des Mantels
Strenges Calatrava-Kreuz
Scheuchte jeden Buhlgedanken.

---

[1] Vermutlich irrig, statt alcazar = Schloß, gesetzt.

Ihm zur Seite, freudewedelnd,
Sprang sein Liebling, Allan hieß er,
Eine Bestie stolzer Rasse,
Deren Heimat die Sierra.

Trotz der ungeheuern Größe,
War er wie ein Reh gelenkig,
Nobel war des Kopfes Bildung,
Ob sie gleich dem Fuchse ähnlich.

Schneeweiß und so weich wie Seide
Flockten lang herab die Haare;
Mit Rubinen inkrustieret
War das breite goldne Halsband.

Dieses Halsband, sagt man, barg
Einen Talisman der Treue;
Niemals wich er von der Seite
Seines Herrn, der treue Hund.

O, der schauerlichen Treue!
Mir erbebet das Gemüte,
Denk ich dran, wie sie sich hier
Offenbart vor unsern Augen.

O, des schreckenvollen Tages!
Hier in diesem Saale war es,
Und wie heute saß ich hier
An der königlichen Tafel.

An dem obern Tafelende,
Dort, wo heute Don Henrico
Fröhlich bechert mit der Blume
Kastilian'scher Ritterschaft —

Jenes Tags saß dort Don Pedro
Finster stumm, und neben ihm,
Strahlend stolz wie eine Göttin,
Saß Maria de Padilla.

Hier am untern End' der Tafel,
Wo wir heut' die Dame sehen,
Deren große Linnenkrause
Wie ein weißer Teller aussieht —

Während ihr vergilbt Gesichtchen
Mit dem säuerlichen Lächeln
Der Zitrone gleichet, welche
Auf besagtem Teller ruht:

Hier am untern End' der Tafel
War ein leerer Platz geblieben;
Eines Gasts von hohem Range
Schien der goldne Stuhl zu harren.

Don Fredrego war der Gast,
Dem der goldne Stuhl bestimmt war —
Doch er kam nicht — ach, wir wissen
Jetzt den Grund der Zögerung.

Ach, zur selben Stunde wurde
Sie vollbracht, die dunkle Unthat,
Und der arglos junge Held
Wurde von Don Pedros Schergen

Hinterlistig überfallen,
Und gebunden fortgeschleppt
In ein ödes Schloßgewölbe,
Nur von Fackelschein beleuchtet.

Dorten standen Henkersknechte,
Dorten stand der rote Meister,
Der gestützt auf seinem Richtbeil,
Mit schwermüt'ger Miene sprach:

Jetzt, Großmeister von San Jago,
Müßt Ihr Euch zum Tod bereiten,
Eine Viertelstunde sei
Euch bewilligt zum Gebete.

Don Fredrego kniete nieder,
Betete mit frommer Ruhe,
Sprach sodann: Ich hab' vollendet,
Und empfing den Todesstreich.

In demselben Augenblicke,
Als der Kopf zu Boden rollte,
Sprang drauf zu der treue Allan,
Welcher unbemerkt gefolgt war.

Er erfaßte, mit den Zähnen,
Bei dem Lockenhaar das Haupt,
Und mit dieser teuern Beute
Schoß er zauberschnell von dannen.

Jammer und Geschrei erscholl
Überall auf seinem Wege,
Durch die Gänge und Gemächer,
Treppen auf und Treppen ab.

Seit dem Gastmahl des Belsazar
Gab es keine Tischgesellschaft,
Welche so verstöret aussah
Wie die unsre in dem Saale,

Als das Ungetüm hereinsprang
Mit dem Haupte Don Fredregos,
Das er mit den Zähnen schleppte
An den träufend blut'gen Haaren.

Auf den leer gebliebnen Stuhl,
Welcher seinem Herrn bestimmt war,
Sprang der Hund und, wie ein Kläger,
Hielt er uns das Haupt entgegen.

Ach, es war das wohlbekannte
Heldenantlitz, aber bläßer,
Aber ernster, durch den Tod,
Und umringelt gar entsetzlich

Von der Fülle schwarzer Locken,
Die sich bäumten wie der wilde
Schlangenkopfputz der Meduse,
Auch wie dieser schreckversteinernd.

Ja, wir waren wie versteinert,
Sahn uns an mit starrer Miene
Und gelähmt war jede Zunge
Von der Angst und Etikette.

Nur Maria de Padilla
Brach das allgemeine Schweigen;
Händeringend, laut aufschluchzend,
Jammerte sie ahndungsvoll:

„Heißen wird es jetzt, ich hätte
Angestiftet solche Mordthat,
Und der Groll trifft meine Kinder,
Meine schuldlos armen Kinder!“

Don Diego unterbrach hier
Seine Rede, denn wir sahen,
Daß die Tafel aufgehoben
Und der Hof den Saal verlassen.

Höfisch fein von Sitten, gab
Mir der Ritter das Geleite,
Und wir wandelten selbander
Durch das alte Gotenschloß.

In dem Kreuzgang, welcher leitet
Nach des Königs Hundeställen,
Die durch Knurren und Gekläffe
Schon von fernher sich verkünd'gen,

Dorten sah ich, in der Wand
Eingemauert und nach außen
Fest mit Eisenwerk vergattert,
Eine Zelle wie ein Käfig.

Menschliche Gestalten zwo
Saßen drin, zwei junge Knaben;
Angefesselt bei den Beinen,
Hockten sie auf fauler Streu.

Kaum zwölfjährig schien der eine,
Wenig älter war der andre;
Die Gesichter schön und edel,
Aber fahl und welk von Siechtum.

Waren ganz zerlumpt, fast nackend
Und die magern Leibchen trugen
Wunde Spuren der Mißhandlung;
Beide schüttelte das Fieber.

Aus der Tiefe ihres Elends
Schauten sie zu mir empor,
Wie mit weißen Geisteraugen,
Daß ich schier darob erschrocken.

Wer sind diese Jammerbilder?
Rief ich aus, indem ich hastig
Don Diegos Hand ergriff,
Die gezittert, wie ich fühlte.

Don Diego schien verlegen,
Sah sich um, ob niemand lausche,
Seufzte tief und sprach am Ende,
Heitern Weltmannston erkünstelnd:

Dieses sind zwei Königskinder,
Früh verwaiset, König Pedro
Hieß der Vater, und die Mutter
War Maria de Padilla.

Nach der großen Schlacht bei Narvas,
Wo Henrico Transtamare
Seinen Bruder, König Pedro,
Von der großen Last der Krone

Und zugleich von jener größern
Last, die Leben heißt, befreite:
Da traf auch die Bruderskinder
Don Henricos Siegergroßmut.

Hat sich ihrer angenommen,
Wie es einem Oheim ziemet,
Und im eignen Schlosse gab er
Ihnen freie Kost und Wohnung.

Enge freilich ist das Stübchen,
Das er ihnen angewiesen,
Doch im Sommer ist es kühlig,
Und nicht gar zu kalt im Winter.

Ihre Speis' ist Roggenbrot,
Das so schmackhaft ist, als hätt' es
Göttin Ceres selbst gebacken
Für ihr liebes Proserpinchen.

Manchmal schickt er ihnen auch
Eine Kumpe mit Garbanzos[1],

[1] Eine Erbsenart, Hauptnahrungsmittel des ärmern Volks in Spanien.

Und die Jungen merken dann,
Daß es Sonntag ist in Spanien.

Doch nicht immer ist es Sonntag,
Und nicht immer gibt's Garbanzos,
Und der Oberkoppelmeister
Regaliert sie mit der Peitsche.

Denn der Oberkoppelmeister,
Der die Ställe mit der Meute,
Sowie auch den Neffenkäfig
Unter seiner Aufsicht hat,

Ist der unglücksel'ge Gatte
Jener sauren Citronella
Mit der weißen Tellerkrause,
Die wir heut' bei Tisch bewundert,

Und sie keift so frech, daß oft
Ihr Gemahl zur Peitsche greift —
Und hierher eilt und die Hunde
Und die armen Knaben züchtigt.

Doch der König hat mißbilligt
Solch Verfahren und befahl,
Daß man künftig seine Neffen
Nicht behandle wie die Hunde.

Keiner fremden Mietlingsfaust
Wird er ferner anvertrauen
Ihre Zucht, die er hinfüro
Eigenhändig leiten will.

Don Diego stockte plötzlich,
Denn der Seneschall des Schlosses
Kam zu uns und frug uns
Höflich: ob wir wohlgespeist? — —

Der Ex-Lebendige[1].

Brutus[1], wo ist dein Cassius[2],
Der Wächter, der nächtliche Rufer,
Der einst mit dir, im Seelenerguß
Gewandelt am Seineufer?

Ihr schautet manchmal in die Höh',
Wo die dunklen Wolken jagen —
Viel dunklere Wolke war die Idee,
Die ihr im Herzen getragen.

Brutus, wo ist dein Cassius?
Er denkt nicht mehr ans Morden!
Es heißt er sei am Neckarfluß
Tyrannenvorleser geworden.

Doch Brutus erwidert: Du bist ein Thor,
Kurzsichtig wie alle Poeten —
Mein Cassius liest dem Tyrannen vor,
Jedoch um ihn zu töten.

Er liest ihm Gedichte von Matzerath[3] —
Ein Dolch ist jede Zeile!
Der arme Tyrann, früh oder spat
Stirbt er vor Langeweile.

Der Ex-Nachtwächter.

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspielintendant[4].

---

[1] Herwegh.

[2] Dingelstedt.

[3] Die unbedeutenden „Gedichte" von Chr. J. Matzerath erschienen bei Cotta 1838.

[4] Dingelstedt wurde 1850 Intendant in München, er hegte nicht mehr dieselben Anschauungen, die er in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" ausgedrückt hatte.

Das ist eine schöne Gegend
Ebenfalls, es schäumet hier,
Geist= und Phantasie=erregend,
Holder Bock, das beste Bier.

Doch der arme Intendante,
Heißt es, gehet dort herum
Melancholisch wie ein Dante,
Wie Lord Byron gloomy, stumm.

Ihn ergötzen nicht Komödien,
Nicht das schlechteste Gedicht,
Selbst die traurigsten Tragödien
Liest er — doch er lächelt nicht.

Manche Schöne möcht' erheitern
Dieses gramumflorte Herz,
Doch die Liebesblicke scheitern
An dem Panzer, der von Erz.

Nannerl mit dem Riegelhäubchen
Girrt ihn an so muntern Sinns —
Geh ins Kloster, armes Täubchen,
Spricht er wie ein Dänenprinz.

Seine Freunde sind vergebens
Zu erlust'gen ihn bemüht,
Singen: Freue dich des Lebens,
Weil dir noch dein Lämpchen glüht!

Kann dich nichts zum Frohsinn reizen
Hier in dieser hübschen Stadt,
Die an amüsanten Käuzen
Wahrlich keinen Mangel hat?

Zwar hat sie in jüngsten Tagen
Eingebüßt so manchen Mann,
Manchen trefflichen Choragen,
Den man schwer entbehren kann.

Wär' der Maßmann[1] nur geblieben!
Dieser hätte wohl am End'

---

[1] Maßmann wurde 1842 nach Berlin berufen.

Jeden Trübsinn dir vertrieben
Durch sein Burzelbaumtalent.

Schelling[1], der ist unersetzlich!
Ein Verlust vom höchsten Wert!
War als Philosoph ergötzlich
Und als Mime hochgeehrt.

Daß der Gründer der Walhalla[2]
Fortging und zurücke ließ
Seine Manuskripte alle,
Gleichfalls ein Verlust war dies!

Mit Cornelius[3] ging verloren
Auch des Meisters Jüngerschaft;
Hat das Haar sich abgeschoren
Und im Haar war ihre Kraft.

Denn der kluge Meister legte
Einen Zauber in das Haar,
Drin sich sichtbar oft bewegte
Etwas das lebendig war.

Tot ist Görres[4], die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umsturz quoll ihm einst die Thräne
Aus des Auges rotem Schlitz.

Dieses Raubtier hat ein Sühnchen
Hinterlassen, doch es ist
Nur ein giftiges Kaninchen,
Welches Nonnenfürzchen[5] frißt.

---

[1] Schelling wurde 1841 nach Berlin berufen.

[2] König Ludwig legte die Regierung am 20. März 1848 nieder.

[3] 1841 nach Berlin berufen.

[4] Joseph von Görres starb am 29. Januar 1848, nachdem kurz vorher die ultramontane Partei, der er angehörte, gestürzt worden war. Guido Görres (1805—1852) setzte die von seinem Vater begründeten „Historisch-politischen Blätter" allein fort und that sich als katholischer Schriftsteller und Dichter hervor.

[5] Aniskuchen.

Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius —
Das ist ungefähr sein Name —
Lebt er noch am Isarfluß?

Dieser bleibt mir unvergeßlich!
Bei dem reinen Sonnenlicht!
Niemals schaut' ich solch ein häßlich
Armesünderangesicht.

Wie es heißt, ist er gekommen
Auf die Welt gar wundersam,
Hat den Afterweg genommen,
Zu der Mutter Schreck und Scham.

Sah ihn am Karfreitag wallen
In dem Zug der Prozession,
Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelste Person.

Ja, Monacho Monachorum
Ist in unsrer Zeit der Sitz
Der Virorum obscurorum,
Die verherrlicht Huttens Witz.

Wie du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage drauf!

Geißle ihre Rücken blutig,
Wie einst that der Ullerich;
Dieser schlug so rittermutig,
Jene heulten fürchterlich.

Der Erasmus mußte lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Daß ihm platzte in dem Rachen
Sein Geschwür und er genas.

Auf der Ebernburg desgleichen
Lachte Sickingen wie toll,
Und in allen deutschen Reichen
Das Gelächter widerscholl.

Alte lachten wie die Jungen —
Eine einz'ge Lache nur
War ganz Wittenberg, sie sungen
Gaudeamus igitur!

Freilich, klopft man faule Kutten,
Fängt man Flöh' im Überfluß,
Und es mußte sich der Hutten
Manchmal kratzen vor Verdruß.

Aber alea est jacta!
War des Ritters Schlachtgeschrei,
Und er knickte und er knackte
Pulices und Klerisei.

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlst du nicht dein Herz erglühn?
Rege dich am Isarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen.

Deine langen Fortschrittsbeine,
Heb sie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, schlage drauf!

Jener aber seufzt, und seine
Hände ringend er versetzt:
Meine langen Fortschrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutsche enge Schuh',
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh'!

Plateniden[1].

Iliaden, Odysseen
Kündigst du uns prahlend an,

[1] Über Platens Ruhmesansprüche spottet Heine am Schluß des dritten Bandes der „Reisebilder“. Vgl. Bd. III, S. 352.

Und wir sollen in dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große That in Worten,
Die du einst zu thun gedenkst! —
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut' nicht tanzen kannst.

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen bar was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Kredit begehrt.

Wollten keine Ovationen
Von dem Publiko auf Pump,
Keine Vorschuß-Lorbeerkronen,
Rühmten sich nicht keck und plump.

Tot ist längst der alte Junker,
Doch sein Same lebt noch heut' —
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit.

Das sind Platens echte Kinder,
Echtes Platenidenblut —
Meine teuern Hallermünder,
O, ich kenn' euch gar zu gut!

Mythologie.

Ja, Europa ist erlegen —
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danäen —
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen —
Denn sie dachte: eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Kann uns nicht kompromittieren.

Aber tief muß uns empören
Was wir von der Leda lesen —
Welche Gans bist du gewesen,
Daß ein Schwan dich konnt' bethören!

In Mathildens Stammbuch.

Hier, auf gewalkten Lumpen, soll ich
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln ernsthaft halb, halb drollig,
Versifizierten Firlefanz —

Ich, der gewohnt mich auszusprechen
Auf deinem schönen Rosenmund,
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewut! Ist man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim ins Album setzt.

An die Jungen.

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Der Ungläubige.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Von Wonnen sonder Schranken
Erbebt und schwillt mein ganzes Herz
Bei diesem Zaubergedanken.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Ich spiele mit den schönen
Goldlocken! Dein holdes Köpfchen wird
An meine Schulter lehnen.

Du wirst in meinen Armen ruhn!
Der Traum will Wahrheit werden,
Ich soll des Himmels höchste Lust
Hier schon genießen auf Erden.

O, heil'ger Thomas! Ich glaub' es kaum!
Ich zweifle bis zur Stunde,
Wo ich den Finger legen kann
In meines Glückes Wunde.

K.=Jammer.

Diese graue Wolkenschar
Stieg aus einem Meer von Freuden;
Heute muß ich dafür leiden
Daß ich gestern glücklich war.

Ach, in Wermut hat verkehrt
Sich der Nektar! Ach, wie quälend
Katzen=Jammer, Hunde=Elend
Herz und Magen mir beschwert!

Zum Hausfrieden.

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken —
Thun sie heimlich dir ein Wehe
Darfst du dennoch dich nicht mucken.

Denn sie rächen, schelmisch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit — Willst du drücken
Sie ans Herze, lieberöchelnd,
Ach, da drehn sie dir den Rücken.

Jetzt wohin?

Jetzt wohin? Der dumme Fuß
Will mich gern nach Deutschland tragen:
Doch es schüttelt klug das Haupt
Mein Verstand und scheint zu sagen:

Zwar beendigt ist der Krieg,
Doch die Kriegsgerichte blieben,
Und es heißt, du habest einst
Viel Erschießliches geschrieben.

Das ist wahr, unangenehm
Wär' mir das Erschossenwerden;
Bin kein Held, es fehlen mir
Die pathetischen Geberden.

Gern würd' ich nach England gehn,
Wären dort nicht Kohlendämpfe
Und Engländer — schon ihr Duft
Gibt Erbrechen mir und Krämpfe.

Manchmal kommt mir in den Sinn
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln —

Doch es ängstet mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien.

Rußland, dieses schöne Reich,
Würde mir vielleicht behagen,
Doch im Winter könnte ich
Dort die Knute nicht ertragen.

Traurig schau' ich in die Höh',
Wo viel tausend Sterne nicken —
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel,
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel. —

Altes Lied.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rotes Mündchen,
Und du bist tot, mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort widerhallt die Litanei;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Totengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Solidität.

Liebe sprach zum Gott der Lieder,
Sie verlange Sicherheiten

Ehe sie sich ganz ergebe,
Denn es wären schlechte Zeiten.

Lachend gab der Gott zur Antwort:
Ja, die Zeiten sich verändern,
Und du sprichst jetzt, wie ein alter
Wuchrer, welcher leiht auf Pfändern.

Ach, ich hab' nur eine Leier,
Doch sie ist von gutem Golde.
Wieviel Küsse willst du borgen
Mir darauf, o meine Holde?

Alte Rose.

Eine Rosenknospe war
Sie, für die mein Herze glühte;
Doch sie wuchs, und wunderbar
Schoß sie auf in voller Blüte.

Ward die schönste Ros' im Land,
Und ich wollt' die Rose brechen,
Doch sie wußte mich pikant
Mit den Dornen fortzustechen.

Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt
Und verklatscht von Wind und Regen —
Liebster Heinrich bin ich jetzt,
Liebend kommt sie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Ist es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borsten sind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren —
Geh ins Kloster, liebes Kind,
Oder lasse dich rasieren.

Auto=da=fe.

Welke Veilchen, stäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerrissene Billete,
Längst vergeßner Herzenstand —

In die Flammen des Kamines
Werf' ich sie verdroßnen Blicks;
Ängstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebeschwüre, flatterhafte
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf — es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz' ich träumend, und ich seh'
Wie die Fünkchen in der Asche
Still verglühn — Gut' Nacht — Ade!

Lazarus.

1.

Weltlauf.

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das wenige genommen.

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur die etwas haben.

2.

Rückschau.

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab' ich genossen wie je ein Held!
Hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegessen,
Hab' manche schöne Puppe besessen;
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai —
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,
So dämmersüchtig, so sterbefaul —
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,
Und Englein kamen, und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen —
Das waren Visionen, Seifenblasen —
Sie platzten — Jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß
Hab' ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitternissen
Und grausam von den Wanzen gebissen;
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

3.

Auferstehung.

Posaunenruf erfüllt die Luft,
Und furchtbar schallt es wider;
Die Toten steigen aus der Gruft,
Und schütteln und rütteln die Glieder.

Was Beine hat, das trollt sich fort,
Es wallen die weißen Gestalten
Nach Josaphat, dem Sammelort,
Dort wird Gericht gehalten.

Als Freigraf sitzet Christus dort
In seiner Apostel Kreise.
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Ist minniglich und weise.

Sie urteln nicht vermummten Gesichts;
Die Maske läßt jeder fallen
Am hellen Tage des jüngsten Gerichts,
Wenn die Posaunen schallen.

Das ist zu Josaphat im Thal,
Da stehn die geladenen Scharen,
Und weil zu groß der Beklagten Zahl,
Wird hier summarisch verfahren.

Das Böcklein zur Linken, zur Rechten das Schaf,
Geschieden sind sie schnelle;
Der Himmel dem Schäfchen fromm und brav,
Dem geilen Bock die Hölle!

4.

Sterbende.

Flogest aus nach Sonn' und Glück,
Nackt und schlecht kommst du zurück.
Deutsche Treue, deutsche Hemde,
Die verschleißt man in der Fremde.

Siehst sehr sterbebläßlich aus,
Doch getrost, du bist zu Haus.

Warm wie an dem Flackerherde
Liegt man in der deutschen Erde.

Mancher leider wurde lahm
Und nicht mehr nach Hause kam —
Streckt verlangend aus die Arme,
Daß der Herr sich sein erbarme!

5.

Lumpentum.

Die reichen Leute, die gewinnt
Man nur durch platte Schmeichelein —
Das Geld ist platt, mein liebes Kind,
Und will auch platt geschmeichelt sein.

Das Weihrauchfaß, das schwinge keck
Vor jedem göttlich goldnen Kalb;
Bet an im Staub, bet an im Dreck,
Vor allem aber lob nicht halb.

Das Brot ist teuer dieses Jahr,
Jedoch die schönsten Worte hat
Man noch umsonst — Besinge gar
Mäcenas Hund, und friß dich satt!

6.

Erinnerung[1].

Dem einen die Perle, dem andern die Truhe,
O Wilhelm Wisetzki, du starbest so fruhe —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Der Balken brach, worauf er geklommen,
Da ist er im Wasser umgekommen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Wir folgten der Leiche, dem lieblichen Knaben,
Sie haben ihn unter Maiblumen begraben, —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

---

[1] Vgl. Heines Anmerkung am Schluß des „Romanzero“.

Bist klug gewesen, du bist entronnen
Den Stürmen, hast früh ein Obdach gewonnen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Bist früh entronnen, bist klug gewesen,
Noch eh' du erkranktest, bist du genesen —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

Seit langen Jahren, wie oft, o Kleiner,
Mit Neid und Wehmut gedenk' ich deiner —
Doch die Katze, die Katz' ist gerettet.

7.

Unvollkommenheit.

Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt.
Der Rose ist der Stachel beigesellt;
Ich glaube gar, die lieben holden Engel
Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.

Der Tulpe fehlt der Duft. Es heißt am Rhein:
Auch Ehrlich stahl einmal ein Ferkelschwein.
Hätte Lucretia sich nicht erstochen,
Sie wär' vielleicht gekommen in die Wochen.

Häßliche Füße hat der stolze Pfau.
Uns kann die amüsant geistreichste Frau
Manchmal langweilen wie die Henriade
Voltaires, sogar wie Klopstocks Messiade.

Die bravste, klügste Kuh kein Spanisch weiß,
Wie Maßmann kein Latein — Der Marmorsteiß
Der Venus von Canova ist zu glatte,
Wie Maßmanns Nase viel zu ärschig platte.

Im süßen Lied ist oft ein saurer Reim,
Wie Bienenstachel steckt im Honigseim.
Am Fuß verwundbar war der Sohn der Thetis,
Und Alexander Dumas ist ein Metis[1].

[1] Métis = Mestize.

Der strahlenreinste Stern am Himmelzelt,
Wenn er den Schnupfen kriegt, herunterfällt.
Der beste Äpfelwein schmeckt nach der Tonne,
Und schwarze Flecken sieht man in der Sonne.

Du bist, verehrte Frau, du selbst sogar
Nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar.
Du schaust mich an — du fragst mich was dir fehle?
Ein Busen, und im Busen eine Seele.

8.

Fromme Warnung.

Unsterbliche Seele, nimm dich in acht,
Daß du nicht Schaden leidest,
Wenn du aus dem Irdischen scheidest;
Es geht der Weg durch Tod und Nacht.

Am goldnen Thore der Hauptstadt des Lichts,
Da stehen die Gottessoldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten,
Nach Namen und Amt fragt man hier nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die stäubigen, drückenden Schuhe —
Kehr ein, hier findest du Ruhe,
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

9.

Der Abgekühlte.

Und ist man tot, so muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferstehen
Wird nicht so schnell von statten gehen.

Noch einmal, eh' mein Lebenslicht
Erlöschet, eh' mein Herze bricht —
Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben
Um Frauenhuld beseligt werben.

Und eine Blonde müßt' es sein,
Mit Augen sanft wie Mondenschein —
Denn schlecht bekommen mir am Ende
Die wild brünetten Sonnenbrände.

Das junge Volk voll Lebenskraft
Will den Tumult der Leidenschaft,
Das ist ein Rasen, Schwören, Poltern
Und wechselseit'ges Seelenfoltern!

Unjung und nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund',
Möcht' ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein — doch ohne Lärmen.

10.
Salomo.

Verstummt sind Pauken, Posaunen und Zinken.
An Salomos Lager Wache halten
Die schwertgegürteten Engelgestalten,
Sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.

Sie schützen den König vor träumendem Leide,
Und zieht er finster die Brauen zusammen,
Da fahren sogleich die stählernen Flammen,
Zwölftausend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
Die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen
Verschwindet, es glätten sich wieder die Brauen
Des Schläfers, und seine Lippen lallen:

O Sulamith! das Reich ist mein Erbe,
Die Lande sind mir unterthänig,
Bin über Juda und Israel König —
Doch liebst du mich nicht, so welk' ich und sterbe.

11.
Verlorene Wünsche.

Von der Gleichheit der Gemütsart
Wechselseitig angezogen

Waren wir einander immer
Mehr als uns bewußt gewogen.

Beide ehrlich und bescheiden,
Konnten wir uns leicht verstehen;
Worte waren überflüssig,
Brauchten uns nur anzusehen.

O wie sehnlich wünscht' ich immer,
Daß ich bei dir bleiben könnte
Als der tapfre Waffenbruder
Eines dolce far niente.

Ja, mein liebster Wunsch war immer,
Daß ich immer bei dir bliebe!
Alles was dir wohlgefiele,
Alles thät' ich dir zu Liebe.

Würde essen was dir schmeckte
Und die Schüssel gleich entfernen,
Die dir nicht behagt. Ich würde
Auch Zigarren rauchen lernen.

Manche polnische Geschichte,
Die dein Lachen immer weckte,
Wollt' ich wieder dir erzählen
In Judäas Dialekte.

Ja, ich wollte zu dir kommen,
Nicht mehr in der Fremde schwärmen —
An dem Herde deines Glückes
Wollt' ich meine Kniee wärmen. — —

Goldne Wünsche! Seifenblasen!
Sie zerrinnen wie mein Leben —
Ach, ich liege jetzt am Boden,
Kann mich nimmermehr erheben.

Und Ade! sie sind zerronnen,
Goldne Wünsche, süßes Hoffen!
Ach, zu tödlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen.

12.

Gedächtnisfeier.

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch[1] wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen[2] Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie mir das Grab zu schmücken,
Und sie seufzet: Pauvre homme!
Feuchte Wehmut in den Blicken.

Leider wohn' ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! sie schwankt mit müden Füßen

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen;
An dem Barriere-Gitter
Siehst du die Fiaker stehen.

13.

Wiedersehen.

Die Geißblattlaube — Ein Sommerabend —
Wir saßen wieder wie ehmals am Fenster —
Der Mond ging auf, belebend und labend —
Wir aber waren wie zwei Gespenster.

Zwölf Jahre schwanden, seitdem wir beisammen
Zum letztenmale hier gesessen;

---

[1] Totengebet der Juden.
[2] Die Gesellschafterin von Heines Frau.

Die zärtlichen Gluten, die großen Flammen,
Sie waren erloschen unterdessen.

Einsilbig saß ich. Die Plaudertasche,
Das Weib hingegen schürte beständig
Herum in der alten Liebesasche.
Jedoch kein Fünkchen ward wieder lebendig.

Und sie erzählte: wie sie die bösen
Gedanken bekämpft, eine lange Geschichte,
Wie wackelig schon ihre Tugend gewesen --
Ich machte dazu ein dummes Gesichte.

Als ich nach Hause ritt, da liefen
Die Bäume vorbei in der Mondenhelle,
Wie Geister. Wehmütige Stimmen riefen --
Doch ich und die Toten, wir ritten schnelle.

14.

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und teilten mit mir brüderlich
Wohl meinen besten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloschen ist der Sonnenglanz,
Zerstoben ist der Mückentanz,
Die Freunde, so wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Tabak.
Die Dose knarrt so gräßlich,
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —
Da knarrt die Dose — daß Gott erbarm',
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase.

15.

An die Engel.

Das ist der böse Thanatos,
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör' den Hufschlag, hör' den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh' ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein!
Ich lass' in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind das, trauend meinem Mute,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn;
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab';
Seid Schild und Vögte eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde.

Bei allen Thränen, die ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör' ich euch, ihr Engel, schützt Mathilde.

16.

Im Oktober 1849.

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wird's daheime;
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das ist vom Übel —
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,
Von sanftem Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallt's — Ist das ein Schuß? —
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen,
(Nicht jeder hat so viel Verstand
Wie Flaccus, der so kühn davon geloffen)[1].

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethefeier! —
Die Sontag[2], die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier.

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgerötet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands;
Kein Russe, noch Kroat' hat ihn getötet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet sich zu Tode —

---

[1] Horaz erzählt in seiner Ode an Pompejus Varus (II, 7), daß er bei der Flucht des Heeres in der Schlacht bei Philippi seinen Schild unrühmlich verloren habe:

Tecum Philippos et celerem fugam
Sensi relicta non bene parmula.

[2] Die berühmte Sängerin (1806—1854) hatte seit 1830 die Bühne verlassen; als sie 1849 aufs neue auftrat, fand sie überall begeisterte Aufnahme.

Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis —
„So lag ich und so führt' ich meine Klinge!“

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutsche Wams zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüt
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenlos,
Es sind dieselben alten Mären,
Die Namen sind verändert bloß,
Doch sind's dieselben „Helden lobebären“.

Es ist dasselbe Schicksal auch —
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held, nach altem Brauch,
Den tierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar
Mit Bären einen Bund geschlossen —
Du fällst; doch tröste dich, Magyar,
Wir andre haben schlimmre Schmach genossen.

Anständ'ge Bestien sind es doch,
Die ganz honett dich überwunden;
Doch wir geraten in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum den Duft der Sieger.
Doch still, Poet, das greift dich an —
Du bist so krank und schweigen wäre klüger.

17.

Böses Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und alles was sie spricht ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand; —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet
Und heimlich bebend küss' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirate mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.

Was sie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos daniederliegt seit manchem Jahr. — —

18.

Sie erlischt.

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub' ich hörte Beifall schallen.

Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.

Doch horch! ein schollernd schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Saite sprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranz'gem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

19.

Vermächtnis.

Nun mein Leben geht zu End'
Mach' ich auch mein Testament;
Christlich will ich drin bedenken
Meine Feinde mit Geschenken.

Diese würd'gen, tugendfesten
Widersacher sollen erben
All mein Siechtum und Verderben,
Meine sämtlichen Gebresten.

Ich vermach' euch die Koliken,
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluß und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken,
Lauter schöne Gottesgaben.

Kodizill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
Soll der Herr eu'r Angedenken,
Er vertilge eu'r Gedächtnis.

20.

Enfant perdu.

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — Ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bischen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So schoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte — ach, ich kann's nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — nur mein Herze brach.

Drittes Buch.

Hebräische Melodien[1].

[1] Titel nach Byrons „Hebrew melodies“.

O laß nicht ohne Lebensgenuß
Dein Leben verfließen!
Und bist du sicher vor dem Schuß,
So laß sie nur schießen.

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So faß es am Zipfel.
Auch rat' ich dir, baue dein Hüttchen im Thal
Und nicht auf dem Gipfel.

Prinzessin Sabbat.

In Arabiens Märchenbuche[1]
Sehen wir verwünschte Prinzen,
Die zuzeiten ihre schöne
Urgestalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
Ist ein Königsohn geworden;
Schmuckreich glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,
Und wir schauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungetüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals
Singt mein Lied. Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,
Kötert er die ganze Woche
Durch des Lebens Kot und Kehricht,
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitag Abend,
In der Dämmrungstunde, plötzlich
Weicht der Zauber, und der Hund
Wird aufs neu' ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,
Mit erhobnem Haupt und Herzen,
Festlich, reinlich schier gekleidet,
Tritt er in des Vaters Halle.

---

[1] Tausendundeine Nacht.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakobs, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund![1]"

Durch das Haus geheimnisvoll
Zieht ein Wispern und ein Weben,
Und der unsichtbare Hausherr
Atmet schaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneschall,
(Vulgo Synagogendiener)
Springt geschäftig auf und nieder,
Um die Lampen anzuzünden.

Trostverheißend goldne Lichter,
Wie sie glänzen, wie sie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüstung des Almemors[2].

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahret, und verhängt ist
Mit der kostbar seidnen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt —

Dort an seinem Betpultständer
Steht schon der Gemeindesänger;
Schmuckes Männchen, das sein schwarzes
Mäntelchen kokett geachselt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
Haspelt er am Halse, seltsam
An die Schläf' den Zeigefinger,
An die Kehl' den Daumen drückend.

Trällert vor sich hin ganz leise,
Bis er endlich lautaufjubelnd
Seine Stimm' erhebt und singt:
Lecho Daudi Likras Kalle!

---

[1] Anlehnung an den von den Israeliten beim Eintritt in die Synagoge zu sprechenden Vers, 4. Buch Mosis 24, 6.

[2] Emporbühne in der Mitte der Synagoge, wo die Pentateuch- und Prophetenabschnitte verlesen werden.

Lecho Daudi Likras Kalle[1] —
Komm, Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entschleiert
Ihr verschämtes Angesicht!

Dieses hübsche Hochzeitkarmen
Ist gedichtet von dem großen,
Hochberühmten Minnesinger
Don Jehuda ben Halevy[2].

In dem Liede wird gefeiert
Die Vermählung Israels
Mit der Frau Prinzessin Sabbat,
Die man nennt die stille Fürstin.

Perl' und Blume aller Schönheit
Ist die Fürstin. Schöner war
Nicht die Königin von Saba,
Salomonis Busenfreundin,

Die, ein Blaustrumpf Äthiopiens,
Durch Esprit brillieren wollte,
Und mit ihren klugen Rätseln
Auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzessin Sabbat, welche
Ja die personifizierte
Ruhe ist, verabscheut alle
Geisteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal ist ihr die trampelnd
Deklamierende Passion,
Jenes Pathos, das mit flatternd
Aufgelöstem Haar einherstürmt.

Sittsam birgt die stille Fürstin
In der Haube ihre Zöpfe;
Blickt so sanft wie die Gazelle,
Blüht so schlank wie eine Addas[3].

---

[1] „Komm, mein Freund, der Braut entgegen."
[2] Irrig; vielmehr von dem in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Safet wirkenden Kabbalisten Salomo Alkabiz verfaßt.
[3] Wahrscheinlich Name einer in Bengalen wachsenden Baumwollstaude

Sie erlaubt dem Liebsten alles,
Ausgenommen Tabakrauchen —
„Liebster! Rauchen ist verboten,
Weil es heute Sabbat ist.

„Dafür aber heute mittag
Soll dir dampfen, zum Ersatz,
Ein Gericht, das wahrhaft göttlich —
Heute sollst du Schalet[1] essen!“

Schalet, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Also klänge Schillers Hochlied,
Hätt' er Schalet je gekostet.

Schalet ist die Himmelspeise,
Die der liebe Herrgott selber
Einst den Moses kochen lehrte
Auf dem Berge Sinai,

Wo der Allerhöchste gleichfalls
All' die guten Glaubenslehren
Und die heil'gen zehn Gebote
Wetterleuchtend offenbarte.

Schalet ist des wahren Gottes
Koscheres Ambrosia,
Wonnebrot des Paradieses,
Und mit solcher Kost verglichen

Ist nur eitel Teufelsdreck
Das Ambrosia der falschen
Heidengötter Griechenlands,
Die verkappte Teufel waren.

Speist der Prinz von solcher Speise,
Glänzt sein Auge wie verkläret,
Und er knöpfet auf die Weste,
Und er spricht mit sel'gem Lächeln:

„Hör' ich nicht den Jordan rauschen?
Sind das nicht die Brüßelbrunnen[2]

---

[1] Sabbatgericht.
[2] Wahrscheinlich: Brausebrunnen, brausende Brunnen.

In dem Palmenthal von Beth-El,
Wo gelagert die Kamele?

„Hör' ich nicht die Herdenglöckchen?
Sind das nicht die fetten Hämmel,
Die vom Gileathgebirge
Abendlich der Hirt herabtreibt?"

Doch der schöne Tag verflittert;
Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geschritten der Verwünschung
Böse Stund' — Es seufzt der Prinz.

Ist ihm doch als griffen eiskalt
Hexenfinger in sein Herze.
Schon durchrieseln ihn die Schauer
Hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchse[1].
Langsam riecht er — Will sich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzessin
Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen —
Hastig trinkt er, und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Nässe,
Daß es knistert und erlischt.

Jehuda ben Halevy[2].

1.

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke

---

[1] Bei den Juden Habdalabüchse, welche nebst Wein und Licht bei dem religiösen Abschied (Habdala) vom Sabbat benutzt wird.
[2] Vgl. Heines Noten zum „Romanzero".

Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein, Jerusalem[1] —"

Wort und Weise, unaufhörlich
Schwirren sie mir heut' im Kopfe,
Und mir ist als hört' ich Stimmen,
Psalmodierend, Männerstimmen —

Manchmal kommen auch zum Vorschein
Bärte, schattig lange Bärte —
Traumgestalten, wer von euch
Ist Jehuda ben Halevy?

Doch sie huschen rasch vorüber;
Die Gespenster scheuen furchtsam
Der Lebend'gen plumpen Zuspruch —
Aber ihn hab' ich erkannt —

Ich erkannt' ihn an der bleichen
Und gedankenstolzen Stirne,
An der Augen süßer Starrheit —
Sahn mich an so schmerzlich forschend —

Doch zumeist erkannt' ich ihn
An dem rätselhaften Lächeln
Jener schön gereimten Lippen,
Die man nur bei Dichtern findet.

Jahre kommen und verfließen.
Seit Jehuda ben Halevy
Ward geboren, sind verflossen
Siebenhundertfunfzig Jahre —

Hat zuerst das Licht erblickt
Zu Toledo in Kastilien,
Und es hat der goldne Tajo
Ihm sein Wiegenlied gelullet.

Für Entwicklung seines Geistes
Sorgte früh der strenge Vater,
Der den Unterricht begann
Mit dem Gottesbuch, der Thora.

---

[1] Vgl. Psalm 138, 5 u. 6.

Diese las er mit dem Sohne
In dem Urtext, dessen schöne,
Hieroglyphisch pittoreske,
Altchaldäische Quadratschrift

Herstammt aus dem Kindesalter
Unsrer Welt, und auch deswegen
Jedem kindlichen Gemüte
So vertraut entgegenlacht.

Diesen echten alten Text
Recitierte auch der Knabe
In der uralt hergebrachten
Singsangweise, Tropp geheißen —

Und er gurgelte gar lieblich
Jene fetten Gutturalen,
Und er schlug dabei den Triller,
Den Schalscheleth[1], wie ein Vogel.

Auch den Targum Onkelos[2],
Der geschrieben ist in jenem
Plattjudäischen Idiom,
Das wir Aramäisch nennen

Und zur Sprache der Propheten
Sich verhalten mag etwa
Wie das Schwäbische zum Deutschen —
Dieses Gelbveiglein-Hebräisch

Lernte gleichfalls früh der Knabe,
Und es kam ihm solche Kenntnis
Bald darauf sehr gut zu statten
Bei dem Studium des Talmuds.

Ja, frühzeitig hat der Vater
Ihn geleitet zu dem Talmud,

---

[1] Ein Accentzeichen der hebräischen Sprache.

[2] Chaldäische Übersetzung des Pentateuchs aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., irrtümlich dem griechischen Bibelübersetzer Onkelos (aramäische Form für Akylas) zugeschrieben.

Und da hat er ihm erschlossen
Die Halacha[1], diese große

Fechterschule, wo die besten
Dialektischen Athleten
Babylons und Pumpeditha's[2]
Ihre Kämpferspiele trieben.

Lernen konnte hier der Knabe
Alle Künste der Polemik;
Seine Meisterschaft bezeugte
Späterhin das Buch Cosari[3].

Doch der Himmel gießt herunter
Zwei verschiedne Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht — Also,

Also leuchtet auch der Talmud
Zwiefach, und man teilt ihn ein
In Halacha und Hagada.
Erstre nannt' ich eine Fechtschul' —

Letztre aber, die Hagada[4],
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantastisch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden
Babylons entsprossen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Königin Semiramis,
Die als Kind erzogen worden
Von den Vögeln, und gar manche
Vögeltümlichkeit bewahrte,

---

[1] Festsetzung der gesetzlichen Bestimmungen der jüdischen Religion, wie sie sich vorwiegend im Talmud findet.

[2] Stadt Babyloniens, Sitz einer jüdischen Hochschule.

[3] Richtiger Al-Chazarî, bedeutendes religionsphilosophisches Werk Jehuda Halevys; deutsche Übersetzung von Hirschfeld (Breslau 1885), Ausgabe des arabischen Originals von demselben (Leipzig 1886).

[4] Bearbeitung des Bibelworts im Midrasch und Talmud.

Wollte nicht auf platter Erde
Promenieren wie wir andern
Säugetiere, und sie pflanzte
Einen Garten in der Luft —

Hoch auf kolossalen Säulen
Prangten Palmen und Cypressen,
Goldorangen, Blumenbeete,
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und fest verbunden
Durch unzähl'ge Hängebrücken,
Die wie Schlingepflanzen aussahn
Und worauf sich Vögel wiegten —

Große, bunte, ernste Vögel,
Tiefe Denker, die nicht singen,
Während sie umflattert kleines
Zeisigvolk, das lustig trillert —

Alle atmen ein, beseligt,
Einen reinen Balsamduft,
Welcher unvermischt mit schnödem
Erdendunst und Mißgeruche.

Die Hagada ist ein Garten
Solcher Luftkindgrillenart,
Und der junge Talmudschüler,
Wenn sein Herze war bestäubet

Und betäubet vom Gezänke
Der Halacha, vom Dispute
Über das fatale Ei,
Das ein Huhn gelegt am Festtag[1],

Oder über eine Frage
Gleicher Importanz — der Knabe
Floh alsdann sich zu erfrischen
In die blühende Hagada,

---

[1] Mit diesem religionsgesetzlichen Stoff beginnt der Traktat des babylonischen Talmud Beza: „Ein Ei, welches am Feiertage gelegt ist, darf an demselben nach Ansicht der Schule Schammais genossen, nach Ansicht der Hillelschen Schule aber nicht genossen werden.

Wo die schönen alten Sagen,
Engelmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitsprüche,

Auch Hyperbeln, gar possierlich,
Alles aber glaubenskräftig,
Glaubensglühend — O, das glänzte,
Quoll und sproß so überschwenglich —

Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süße,
Von der wundersamen Schmerzlust

Und den fabelhaften Schauern
Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poesie.

Auch die Kunst der Poesie,
Heitres Wissen, holdes Können,
Welches wir die Dichtkunst heißen,
That sich auf dem Sinn des Knaben.

Und Jehuda ben Halevy
Ward nicht bloß ein Schriftgelehrter,
Sondern auch der Dichtkunst Meister,
Sondern auch ein großer Dichter.

Ja, er ward ein großer Dichter,
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte,
Eine wunderbare, größe

Feuersäule des Gesanges,
Die der Schmerzenskarawane
Israels vorangezogen
In der Wüste des Exils.

Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied, wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden

Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade.

Wie im Leben, so im Dichten
Ist das höchste Gut die Gnade —
Wer sie hat, der kann nicht sünd'gen
Nicht in Versen, noch in Prosa.

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches ist er.

Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke — In der Kunst,
Wie im Leben kann das Volk
Töten uns, doch niemals richten. —

2.

Bei den Wassern Babels saßen
Wir und weinten, unsre Harfen
Lehnten an den Trauerweiden[1] —
Kennst du noch das alte Lied?

Kennst du noch die alte Weise,
Die im Anfang so elegisch
Greint und sumset, wie ein Kessel,
Welcher auf dem Herde kocht?

Lange schon, jahrtausendlange
Kocht's in mir. Ein dunkles Wehe!
Und die Zeit leckt meine Wunde,
Wie der Hund die Schwären Hiobs.

Dank dir, Hund, für deinen Speichel —
Doch das kann nur kühlend lindern —
Heilen kann mich nur der Tod,
Aber, ach, ich bin unsterblich!

[1] Psalm 136, 1.

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, das weiß kein Weber.

Jahre kommen und vergehen,
Menschenthränen träufeln, rinnen
Auf die Erde, und die Erde
Saugt sie ein mit stiller Gier —

Tolle Sud! Der Deckel springt —
Heil dem Manne, dessen Hand
Deine junge Brut ergreifet
Und zerschmettert an der Felswand.

Gott sei Dank! die Sud verdampfet
In dem Kessel, der allmählich
Ganz verstummt. Es weicht mein Spleen,
Mein weftöstlich dunkler Spleen —

Auch mein Flügelrößlein wiehert
Wieder heiter, scheint den bösen
Nachtalp von sich abzuschütteln,
Und die klugen Augen fragen:

Reiten wir zurück nach Spanien
Zu dem kleinen Talmudisten.
Der ein großer Dichter worden,
Zu Jehuda ben Halevy?

Ja, er ward ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,

Der in heiligen Sirventen[1],
Madrigalen und Terzinen,
Kanzonetten und Ghaselen
Ausgegossen alle Flammen

---

[1] Sirventes (von sirvir, servire), eine Art lyrischer Gedichte der Troubadoure, ursprünglich im Dienste Gottes, des Lehnsherrn oder der Dame verfaßt, später mannigfaltigern Inhalts.

Seiner gottgeküßten Seele!
Wahrlich ebenbürtig war
Dieser Troubadour den besten
Lautenschlägern der Provence,

Poitous und der Guienne,
Roussillons und aller andern
Süßen Pomeranzenlande
Der galanten Christenheit.

Der galanten Christenheit
Süße Pomeranzenlande!
Wie sie duften, glänzen, klingen
In dem Zwielicht der Erinnrung!

Schöne Nachtigallenwelt!
Wo man statt des wahren Gottes
Nur den falschen Gott der Liebe
Und der Musen angebeten.

Clerici mit Rosenkränzen
Auf der Glatze, sangen Psalmen
In der heitern Sprache d'oc[1];
Und die Laien, edle Ritter,

Stolz auf hohen Rossen trabend,
Spintisierten Vers und Reime
Zur Verherrlichung der Dame,
Der ihr Herze fröhlich diente.

Ohne Dame keine Minne,
Und es war dem Minnesänger
Unentbehrlich eine Dame,
Wie dem Butterbrot die Butter.

Auch der Held, den wir besingen,
Auch Jehuda ben Halevy
Hatte seine Herzensdame;
Doch sie war besondrer Art.

Sie war keine Laura, deren
Augen, sterbliche Gestirne,

---

[1] Provençalisch.

In dem Dome am Karfreitag[1]
Den berühmten Brand gestiftet —

Sie war keine Chatelaine[2],
Die im Blütenschmuck der Jugend
Bei Turnieren präsidierte
Und den Lorbeerkranz erteilte —

Keine Kußrechtskasuistin
War sie, keine Doktrinärrin,
Die im Spruchkollegium
Eines Minnehofs[3] dozierte —

Jene, die der Rabbi liebte,
War ein traurig armes Liebchen,
Der Zerstörung Jammerbildnis,
Und sie hieß Jerusalem.

Schon in frühen Kindestagen
War sie seine ganze Liebe;
Sein Gemüte machte beben
Schon das Wort Jerusalem.

Purpurflamme auf der Wange
Stand der Knabe, und er horchte
Wenn ein Pilger nach Toledo
Kam aus fernem Morgenlande

Und erzählte: wie verödet
Und verunreint jetzt die Stätte,
Wo am Boden noch die Lichtspur
Von dem Fuße der Propheten —

Wo die Luft noch balsamieret
Von dem ew'gen Odem Gottes —
O des Jammeranblicks! rief
Einst ein Pilger, dessen Bart

---

[1] Petrarca sah Laura zuerst am 6. April 1327 in der Kirche St. Clara zu Avignon.

[2] Burgherrin.

[3] Man weiß längst, daß es niemals Minnehöfe, die über Rechte und Pflichten der Liebenden entschieden, gegeben hat.

Silberweiß hinabfloß, während
Sich das Barthaar an der Spitze
Wieder schwärzte und es aussah,
Als ob sich der Bart verjünge —

Ein gar wunderlicher Pilger
Mocht' es sein, die Augen lugten
Wie aus tausendjähr'gem Trübsinn
Und er seufzt': „Jerusalem!

„Sie, die volkreich heil'ge Stadt
Ist zur Wüstenei geworden,
Wo Waldteufel, Werwolf, Schakal
Ihr verruchtes Wesen treiben —

„Schlangen, Nachtgevögel nisten
Im verwitterten Gemäuer;
Aus des Fensters luft'gem Bogen
Schaut der Fuchs mit Wohlbehagen.

„Hier und da taucht auf zuweilen
Ein zerlumpter Knecht der Wüste,
Der sein höckriges Kamel
In dem hohen Grase weidet.

„Auf der edlen Höhe Zions,
Wo die goldne Feste ragte,
Deren Herrlichkeiten zeugten
Von der Pracht des großen Königs:

„Dort, von Unkraut überwuchert,
Liegen nur noch graue Trümmer,
Die uns ansehn schmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, sie weinten.

„Und es heißt, sie weinten wirklich
Einmal in dem Jahr, an jenem
Neunten Tag des Monats Ab[1] —
Und mit thränend eignen Augen

---

[1] Am neunten Tag des Monats Ab (der in unsern Juli und August fällt) ward 586 v. Chr. und 70 n. Chr. Jerusalem zerstört und 135 den Juden die letzte wichtige Stadt Bethar entrissen.

„Schaute ich die dicken Tropfen
Aus den großen Steinen sickern,
Und ich hörte weheklagen
Die gebrochnen Tempelsäulen.“ — —

Solche fromme Pilgersagen
Weckten in der jungen Brust
Des Jehuda ben Halevy
Sehnsucht nach Jerusalem.

Dichtersehnsucht! ahnend, träumend
Und fatal war sie, wie jene,
Die auf seinem Schloß zu Blaye
Einst empfand der edle Vidam[1],

Messer Geoffroi Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang beteuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,
Perl' und Blume aller Frauen,
Sei die schöne Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für diese Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er besang sie, und es wurde
Ihm zu eng im Schlosse Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er sich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und sterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt' er Melisanden
Endlich auch mit Leibesaugen,
Die jedoch des Todes Schatten
In derselben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebessang
Singend, starb er zu den Füßen

---

[1] Von vicedominus, Statthalter, Verwalter.

Seiner Dame Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Wunderbare Ähnlichkeit
In dem Schicksal beider Dichter!
Nur daß jener erst im Alter
Seine große Wallfahrt antrat.

Auch Jehuda ben Halevy
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalems.

3.

Nach der Schlacht bei Arabella,
Hat der große Alexander
Land und Leute des Darius,
Hof und Harem, Pferde, Weiber,

Elefanten und Dariken[1],
Kron' und Szepter, goldnen Plunder,
Eingesteckt in seine weiten
Macedon'schen Pluderhosen.

In dem Zelt des großen Königs,
Der entflohn, um nicht höchstselbst
Gleichfalls eingesteckt zu werden,
Fand der junge Held ein Kästchen,

Eine kleine güldne Truhe,
Mit Miniaturbildwerken
Und mit inkrustierten Steinen
Und Kameen reich geschmückt —

Dieses Kästchen, selbst ein Kleinod
Unschätzbaren Wertes, diente
Zur Bewahrung von Kleinodien,
Des Monarchen Leibjuwelen.

[1] Altpersische Goldmünze.

Letztre schenkte Alexander
An die Tapfern seines Heeres,
Darob lächelnd, daß sich Männer
Kindisch freun an bunten Steinchen.

Eine kostbar schönste Gemme
Schickte er der lieben Mutter;
War der Siegelring des Cyrus,
Wurde jetzt zu einer Brosche.

Seinem alten Weltarschpauker
Aristoteles, dem sandt' er
Einen Onyx für sein großes
Naturalienkabinett.

In dem Kästchen waren Perlen,
Eine wunderbare Schnur,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis —

Doch die Perlen waren echt —
Und der heitre Sieger gab sie
Einer schönen Tänzerin
Aus Korinth, mit Namen Thais.

Diese trug sie in den Haaren,
Die bacchantisch aufgelöst,
In der Brandnacht, als sie tanzte
Zu Persepolis und frech

In die Königsburg geschleudert
Ihre Fackel, daß laut prasselnd
Bald die Flammenlohe aufschlug,
Wie ein Feuerwerk zum Feste.

Nach dem Tod der schönen Thais,
Die an einer babylon'schen
Krankheit starb zu Babylon,
Wurden ihre Perlen dort

Auf dem Börsensaal vergantert.
Sie erstand ein Pfaff' aus Memphis,
Der sie nach Ägypten brachte,
Wo sie später auf dem Putztisch

Der Kleopatra erschienen,
Die die schönste Perl' zerstampft
Und mit Wein vermischt verschluckte,
Um Antonius zu foppen.

Mit dem letzten Omayaden[1]
Kam die Perlenschnur nach Spanien,
Und sie schlängelte am Turban
Des Kalifen zu Corduva.

Abderam der Dritte trug sie
Als Brustschleife beim Turnier,
Wo er dreißig goldne Ringe
Und das Herz Zuleimas stach.

Nach dem Fall der Mohrenherrschaft[2]
Gingen zu den Christen über
Auch die Perlen, und gerieten
In den Kronschatz von Kastilien.

Die kathol'schen Majestäten
Span'scher Königinnen schmückten
Sich damit bei Hoffestspielen,
Stiergefechten, Prozessionen

So wie auch Autodafees,
Wo sie auf Balkonen sitzend
Sich erquickten am Geruche
Von gebratnen alten Juden.

Späterhin gab Mendizabel[3],
Satansenkel, diese Perlen
In Versatz, um der Finanzen
Defizit damit zu decken.

An dem Hof der Tuilerien
Kam die Schnur zuletzt zum Vorschein,

---

[1] Abderrahman entging allein dem großen Blutbad, das unter dem Geschlecht der Omejaden angerichtet wurde; er entfloh nach Spanien und gründete dort das Kalifat Cordoba, 756.

[2] 1492.

[3] Jüdisch-spanischer Finanzmann von großer Geschicklichkeit, mehrmals Minister, gest. 1853 in Madrid.

Und sie schimmerte am Halse
Der Baronin Salomon.

So erging's den schönen Perlen.
Minder abenteuerlich
Ging's dem Kästchen, dies behielt
Alexander für sich selber.

Er verschloß darin die Lieder
Des ambrosischen Homeros,
Seines Lieblings, und zu häupten
Seines Bettes in der Nacht

Stand das Kästchen — schlief der König,
Stiegen draus hervor der Helden
Lichte Bilder, und sie schlichen
Gaukelnd sich in seine Träume.

Andre Zeiten, andre Vögel —
Ich, ich liebte weiland gleichfalls
Die Gesänge von den Thaten
Des Peliden, des Odysseus.

Damals war so sonnengoldig
Und so purpurn mir zu Mute,
Meine Stirn umkränzte Weinlaub,
Und es tönten die Fanfaren —

Still davon — gebrochen liegt
Jetzt mein stolzer Siegeswagen,
Und die Panther, die ihn zogen,
Sind verreckt, so wie die Weiber,

Die mit Pauk' und Zimbelklängen
Mich umtanzten, und ich selbst
Wälze mich am Boden elend,
Krüppelelend — still davon —

Still davon — es ist die Rede
Von dem Kästchen des Darius,
Und ich dacht' in meinem Sinne:
Käm' ich in Besitz des Kästchens,

Und mich zwänge nicht Finanznot
Gleich dasselbe zu versilbern,
So verschlösse ich darin
Die Gedichte unsres Rabbi —

Des Jehuda ben Halevy
Festgesänge, Klagelieder,
Die Ghaselen, Reisebilder
Seiner Wallfahrt — alles ließ' ich

Von dem besten Zophar[1] schreiben
Auf der reinsten Pergamenthaut,
Und ich legte diese Handschrift
In das kleine goldne Kästchen.

Dieses stellt' ich auf den Tisch
Neben meinem Bett, und kämen
Dann die Freunde und erstaunten
Ob der Pracht der kleinen Truhe,

Ob den seltnen Basrelieffen,
Die so winzig, doch vollendet
Sind zugleich, und ob den großen
Inkrustierten Edelsteinen —

Lächelnd würd' ich ihnen sagen:
Das ist nur die rohe Schale,
Die den bessern Schatz verschließet —
Hier in diesem Kästchen liegen

Diamanten, deren Lichter
Abglanz, Widerschein des Himmels,
Herzblutglühende Rubinen,
Fleckenlose Turkoasen,

Auch Smaragde der Verheißung,
Perlen, reiner noch als jene,
Die der Königin Atossa
Einst geschenkt der falsche Smerdis,

---

[1] Richtiger Szofer, Schreiber der Gesetzrollen, der Schrift für die Mesusot (Thürpfosteninschrift) und Tefillin (Gebetriemen).

Und die späterhin geschmücket
Alle Notabilitäten
Dieser mondumkreisten Erde,
Thais und Kleopatra,

Isispriester, Mohrenfürsten,
Auch Hispaniens Königinnen.
Und zuletzt die hochverehrte
Frau Baronin Salomon —

Diese weltberühmten Perlen,
Sie sind nur der bleiche Schleim
Eines armen Austertiers,
Das im Meergrund blöde kränkelt:

Doch die Perlen hier im Kästchen
Sind entquollen einer schönen
Menschenseele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer —

Denn es sind die Thränenperlen
Des Jehuda ben Halevy,
Die er ob dem Untergang
Von Jerusalem geweinet —

Perlenthränen, die verbunden
Durch des Reimes goldnen Faden,
Aus der Dichtkunst güldnen Schmiede
Als ein Lied hervorgegangen.

Dieses Perlenthränenlied
Ist die vielberühmte Klage,
Die gesungen wird in allen
Weltzerstreuten Zelten Jakobs

An dem neunten Tag des Monats,
Der geheißen Ab, dem Jahrstag
Von Jerusalems Zerstörung
Durch den Titus Vespasianus.

Ja, das ist das Zionslied,
Das Jehuda ben Halevy
Sterbend auf den heil'gen Trümmern
Von Jerusalem gesungen —

Barfuß und im Büßerkittel
Saß er dorten auf dem Bruchstück
Einer umgestürzten Säule; —
Bis zur Brust herunter fiel

Wie ein greiser Wald sein Haupthaar,
Abenteuerlich beschattend
Das bekümmert bleiche Antlitz
Mit den geisterhaften Augen —

Also saß er und er sang,
Wie ein Seher aus der Vorzeit
Anzuschaun — dem Grab entstiegen
Schien Jeremias, der Alte —

Das Gevögel der Ruinen
Zähmte schier der wilde Schmerzlaut
Des Gesanges, und die Geier
Nahten horchend, fast mitleidig —

Doch ein frecher Sarazene
Kam desselben Wegs geritten,
Hoch zu Roß, im Bug sich wiegend
Und die blanke Lanze schwingend —

In die Brust des armen Sängers
Stieß er diesen Todesspeer,
Und er jagte rasch von dannen,
Wie ein Schattenbild beflügelt.

Ruhig floß das Blut des Rabbi,
Ruhig seinen Sang zu Ende
Sang er, und sein sterbeletzter
Seufzer war Jerusalem! — —

Eine alte Sage meldet,
Jener Sarazene sei
Gar kein böser Mensch gewesen,
Sondern ein verkappter Engel,

Der vom Himmel ward gesendet,
Gottes Liebling zu entrücken
Dieser Erde, und zu fördern
Ohne Qual ins Reich der Sel'gen.

Droben, heißt es, harrte seiner
Ein Empfang, der schmeichelhaft
Ganz besonders für den Dichter,
Eine himmlische Sürprise.

Festlich kam das Chor der Engel
Ihm entgegen mit Musik,
Und als Hymne grüßten ihn
Seine eignen Verse, jenes

Synagogen-Hochzeitkarmen,
Jene Sabbat-Hymenäen,
Mit den jauchzend wohlbekannten
Melodieen — welche Töne!

Englein bliesen auf Hoboen,
Englein spielten Violine,
Andre strichen auch die Bratsche
Oder schlugen Pauk' und Zimbel.

Und das sang und klang so lieblich,
Und so lieblich in den weiten
Himmelsräumen widerhallt es:
Lecho Daudi Likras Kalle.

4.

Meine Frau ist nicht zufrieden
Mit dem vorigen Kapitel,
Ganz besonders in Bezug
Auf das Kästchen des Darius.

Fast mit Bitterkeit bemerkt sie:
Daß ein Ehemann, der wahrhaft
Religiöse sei, das Kästchen
Gleich zu Gelde machen würde,

Um damit für seine arme
Legitime Ehegattin
Einen Kaschemir zu kaufen,
Dessen sie so sehr bedürfe.

Der Jehuda ben Halevy,
Meinte sie, der sei hinlänglich
Ehrenvoll bewahrt in einem
Schönen Futteral von Pappe

Mit chinesisch eleganten
Arabesken, wie die hübschen
Bonbonnieren von Marquis
Im Passage Panorama.

Sonderbar! — setzt sie hinzu —
Daß ich niemals nennen hörte
Diesen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.

Liebstes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der französischen Erziehung,

Der Pariser Pensionate,
Wo die Mädchen, diese künft'gen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen —

Alte Mumien, ausgestopfte
Pharaonen von Ägypten,
Merowinger Schattenkön'ge,
Ungepuderte Perücken,

Auch die Zopfmonarchen Chinas,
Porzellanpagodenkaiser —
Alle lernen sie auswendig,
Kluge Mädchen, aber Himmel —

Fragt man sie nach großen Namen
Aus dem großen Goldzeitalter
Der arabisch=althispanisch
Jüdischen Poetenschule,

Fragt man nach dem Dreigestirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moses Iben Esra —

Fragt man nach dergleichen Namen,
Dann mit großen Augen schaun
Uns die Kleinen an — alsdann
Stehn am Berge die Ochsinnen.

Raten möcht' ich dir, Geliebte,
Nachzuholen das Versäumte
Und Hebräisch zu erlernen —
Laß Theater und Konzerte,

Widme ein'ge Jahre solchem
Studium, du kannst alsdann
Im Originale lesen
Iben Esra und Gabirol

Und versteht sich den Halevy,
Das Triumvirat der Dichtkunst,
Das dem Saitenspiel Davidis
Einst entlockt die schönsten Laute.

Alcharisi[1] — der, ich wette,
Dir nicht minder unbekannt ist,
Ob er gleich, französ'scher Witzbold,
Den Hariri überwitzelt

Im Gebiete der Makame,
Und ein Voltairianer war
Schon sechshundert Jahr' vor Voltair' —
Jener Alcharisi sagte:

„Durch Gedanken glänzt Gabirol
Und gefällt zumeist dem Denker,
Iben Esra glänzt durch Kunst
Und behagt weit mehr dem Künstler —

„Aber beider Eigenschaften
Hat Jehuda ben Halevy,
Und er ist ein großer Dichter
Und ein Liebling aller Menschen."

---

[1] Jehuda ben Salomo Alcharisi, geboren zu Jeres, als hebräischer Dichter zu Anfang des 13. Jahrhunderts thätig, übersetzte die Makamen des berühmten arabischen Dichters Hariri ins Hebräische und schuf ein ähnliches Originalwerk, den Tachkemoni, das sich durch sprudelnden Witz und reiche Anschauungen auszeichnet.

Iben Esra war ein Freund
Und ich glaube auch ein Vetter
Des Jehuda ben Halevy,
Der in seinem Wanderbuche

Schmerzlich klagt, wie er vergebens
In Granada aufgesucht hat
Seinen Freund, und nur den Bruder
Dorten fand, den Medikus,

Rabbi Meyer, auch ein Dichter
Und der Vater jener Schönen,
Die mit hoffnungsloser Flamme
Iben Esras Herz entzunden —

Um das Mühmchen zu vergessen,
Griff er nach dem Wanderstabe,
Wie so mancher der Kollegen;
Lebte unstet, heimatlos.

Pilgernd nach Jerusalem,
Überfielen ihn Tartaren,
Die an einen Gaul gebunden
Ihn nach ihren Steppen schleppten.

Mußte Dienste dort verrichten,
Die nicht würdig eines Rabbi
Und noch wen'ger eines Dichters,
Mußte nämlich Kühe melken.

Einstens, als er unterm Bauche
Einer Kuh gekauert saß,
Ihre Euter hastig fingernd,
Daß die Milch floß in den Zuber —

Eine Position, unwürdig
Eines Rabbis, eines Dichters —
Da befiel ihn tiefe Wehmut
Und er fing zu singen an,

Und er sang so schön und lieblich,
Daß der Chan, der Fürst der Horde,
Der vorbeiging, ward gerühret
Und die Freiheit gab dem Sklaven.

Auch Geschenke gab er ihm,
Einen Fuchspelz, eine lange
Sarazenenmandoline
Und das Zehrgeld für die Heimkehr.

Dichterschicksal! böser Unstern,
Der die Söhne des Apollo
Tödlich nergelt, und sogar
Ihren Vater nicht verschont hat,

Als er hinter Daphnen laufend
Statt des weißen Nymphenleibes
Nur den Lorbeerbaum erfaßte,
Er, der göttliche Schlemihl!

Ja, der hohe Delphier ist
Ein Schlemihl, und gar der Lorbeer,
Der so stolz die Stirne krönet,
Ist ein Zeichen des Schlemihltums.

Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deshalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines schattenlosen Peters

Einst verraten. Alsbald nahm ich
Eine Droschke und ich rollte
Zu dem Kriminalrat Hitzig,
Welcher ehmals Itzig hieß —

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er säh' geschrieben
An dem Himmel seinen Namen
Und davor den Buchstab H.

„Was bedeutet dieses H?"
Frug er sich — „etwa Herr Itzig
Oder Heil'ger Itzig? Heil'ger
Ist ein schöner Titel — aber

„In Berlin nicht passend" — Endlich
Grübelnsmüd' nannt' er sich Hitzig,
Und nur die Getreuen wußten
In dem Hitzig steckt ein Heil'ger.

Heil'ger Hitzig! sprach ich also,
Als ich zu ihm kam, Sie sollen
Mir die Etymologie
Von dem Wort Schlemihl erklären.

Viel Umschweife nahm der Heil'ge,
Konnte sich nicht recht erinnern,
Eine Ausflucht nach der andern,
Immer christlich — bis mir endlich

Endlich alle Knöpfe rissen
An der Hose der Geduld,
Und ich anfing so zu fluchen,
So gottlästerlich zu fluchen,

Daß der fromme Pietist,
Leichenblaß und beineschlotternd,
Unverzüglich mir willfahrte
Und mir folgendes erzählte:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwandrung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

„Da geschah es, daß der Pinhas
Sahe wie der edle Simri
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter.

„Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

„Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

„Sondern daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday." —

Dieser nun, Schlemihl I.,
Ist der Ahnherr des Geschlechtes
Derer von Schlemihl. Wir stammen
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Freilich keine Heldenthaten
Meldet man von ihm, wir kennen
Nur den Namen und wir wissen,
Daß er ein Schlemihl gewesen.

Doch geschätzet wird ein Stammbaum
Nicht ob seinen guten Früchten,
Sondern nur ob seinem Alter —
Drei Jahrtausend' zählt der unsre!

Jahre kommen und vergehen —
Drei Jahrtausende verflossen,
Seit gestorben unser Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längst ist auch der Pinhas tot —
Doch sein Speer hat sich erhalten,
Und wir hören ihn beständig
Über unsre Häupter schwirren.

Und die besten Herzen trifft er —
Wie Jehuda ben Halevy,
Traf er Moses Iben Esra
Und er traf auch den Gabirol —

Den Gabirol, diesen treuen
Gottgeweihten Minnesänger,
Diese fromme Nachtigall
Deren Rose Gott gewesen —

Diese Nachtigall, die zärtlich
Ihre Liebeslieder sang
In der Dunkelheit der gotisch
Mittelalterlichen Nacht!

Unerschrocken, unbekümmert
Ob den Fratzen und Gespenstern,
Ob dem Wust von Tod und Wahnsinn,
Die gespukt in jener Nacht —

Sie, die Nachtigall, sie dachte
Nur an ihren göttlich Liebsten,
Dem sie ihre Liebe schluchzte,
Den ihr Lobgesang verherrlicht! —

Dreißig Lenze sah Gabirol
Hier auf Erden, aber Fama
Ausposaunte seines Namens
Herrlichkeit durch alle Lande.

Zu Corduba, wo er wohnte,
War ein Mohr sein nächster Nachbar,
Welcher gleichfalls Verse machte
Und des Dichters Ruhm beneidet'.

Hörte er den Dichter singen,
Schwoll dem Mohren gleich die Galle,
Und der Lieder Süße wurde
Bittrer Wermut für den Neidhart.

Er verlockte den Verhaßten
Nächtlich in sein Haus, erschlug ihn
Dorten und vergrub den Leichnam
Hinterm Hause in dem Garten.

Aber siehe! aus dem Boden,
Wo die Leiche eingescharrt war,
Wuchs hervor ein Feigenbaum
Von der wunderbarsten Schönheit.

Seine Frucht war seltsam länglich
Und von seltsam würz'ger Süße;
Wer davon genoß, versank
In ein träumerisch Entzücken.

In dem Volke ging darüber
Viel Gerede und Gemunkel,
Das am End' zu den erlauchten
Ohren des Kalifen kam.

Dieser prüfte eigenzüngig
Jenes Feigenphänomen,
Und ernannte eine strenge
Untersuchungskommission.

Man verfuhr summarisch. Sechzig
Bambushiebe auf die Sohlen
Gab man gleich dem Herrn des Baumes,
Welcher eingestand die Unthat.

Darauf riß man auch den Baum
Mit den Wurzeln aus dem Boden,
Und zum Vorschein kam die Leiche
Des erschlagenen Gabirol.

Diese ward mit Pomp bestattet
Und betrauert von den Brüdern;
An demselben Tage henkte
Man den Mohren zu Corduba.

(Fragment.)

Disputation.

In der Aula zu Toledo
Klingen schmetternd die Fanfaren;
Zu dem geistlichen Turnei
Wallt das Volk in bunten Scharen.

Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet —
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet.

Nicht galante Paladins
Fechten hier, nicht Damendiener —
Dieses Kampfes Ritter sind
Kapuziner und Rabbiner.

Statt des Helmes tragen sie
Schabbesdeckel und Kapuzen;
Skapulier[1] und Arbekanfeß[2]
Sind der Harnisch, drob sie trutzen.

Welches ist der wahre Gott?
Ist es der Hebräer starrer
Großer Eingott, dessen Kämpe
Rabbi Juda, der Navarrer?

Oder ist es der dreifalt'ge
Liebegott der Christianer,
Dessen Kämpe Frater Jose,
Gardian[3] der Franziskaner?

Durch die Macht der Argumente,
Durch der Logik Kettenschlüsse
Und Citate von Autoren,
Die man anerkennen müsse,

Will ein jeder Kämpe seinen
Gegner ad absurdum führen
Und die wahre Göttlichkeit
Seines Gottes demonstrieren.

Festgestellt ist: daß derjen'ge,
Der im Streit ward überwunden,
Seines Gegners Religion
Anzunehmen sei verbunden,

Daß der Jude sich der Taufe
Heil'gem Sakramente füge,

---

[1] Schulterkleid der katholischen Ordensgeistlichen.

[2] Richtiger Arbakanfos, hebr. s. v. w. Vier-Ecken, ein auf der Brust von allen männlichen Israeliten zu tragendes Kleidungsstück, an dessen Ecken die von der Schrift, 4. Buch Mosis, 15, 38 ff., befohlenen Schaufäden angebracht sind.

[3] Titel des Vorstehers eines Franziskanerklosters.

Und im Gegenteil der Christ
Der Beschneidung unterliege.

Jedem von den beiden Kämpen
Beigesellt sind elf Genossen,
Die zu teilen sein Geschick
Sind in Freud' und Leid entschlossen.

Glaubenssicher sind die Mönche
Von des Gardians Geleitschaft,
Halten schon Weihwasserkübel
Für die Taufe in Bereitschaft,

Schwingen schon die Sprengelbesen
Und die blanken Räucherfässer —
Ihre Gegner unterdessen
Wetzen die Beschneidungsmesser.

Beide Rotten stehn schlagfertig
Vor den Schranken in dem Saale,
Und das Volk mit Ungeduld
Harret drängend der Signale.

Unterm güldnen Baldachin
Und umrauscht vom Hofgesinde
Sitzt der König und die Kön'gin;
Diese gleichet einem Kinde.

Ein französisch stumpfes Näschen,
Schalkheit kichert in den Mienen,
Doch bezaubernd sind des Mundes
Immer lächelnde Rubinen.

Schöne, flatterhafte Blume —
Daß sich ihrer Gott erbarme —
Von dem heitern Seine-Ufer
Wurde sie verpflanzt, die arme,

Hierher in den steifen Boden
Der hispanischen Grandezza;
Weiland hieß sie Blanch' de Bourbon,
Donna Blanka heißt sie jetzo.

Pedro wird genannt der König
Mit dem Zusatz der Grausame[1];
Aber heute, milden Sinnes,
Ist er besser als sein Name.

Unterhält sich gut gelaunt
Mit des Hofes Edelleuten;
Auch den Juden und den Mohren
Sagt er viele Artigkeiten.

Diese Ritter ohne Vorhaut
Sind des Königs Lieblingsschranzen,
Sie befehl'gen seine Heere,
Sie verwalten die Finanzen.

Aber plötzlich Paukenschläge,
Und es melden die Trompeten,
Daß begonnen hat der Maulkampf,
Der Disput der zwei Athleten.

Der Gardian der Franziskaner
Bricht hervor mit frommem Grimme;
Polternd roh und widrig greinend
Ist abwechselnd seine Stimme.

In des Vaters und des Sohnes
Und des Heil'gen Geistes Namen
Exorzieret er den Rabbi,
Jakobs maledeiten Samen.

Denn bei solchen Kontroversen
Sind oft Teufelchen verborgen
In dem Juden, die mit Scharfsinn,
Witz und Gründen ihn versorgen.

Nun die Teufel ausgetrieben
Durch die Macht des Exorzismus,
Kommt der Mönch auch zur Dogmatik,
Kugelt ab den Katechismus.

Er erzählt, daß in der Gottheit
Drei Personen sind enthalten,

---

[1] 1350 – 1369.

Die jedoch zu einer einz'gen,
Wenn es passend, sich gestalten —

Ein Mysterium, das nur
Von demjen'gen wird verstanden,
Der entsprungen ist dem Kerker
Der Vernunft und ihren Banden.

Er erzählt: wie Gott der Herr
Ward zu Bethlehem geboren
Von der Jungfrau, welche niemals
Ihre Jungferschaft verloren;

Wie der Herr der Welt gelegen
In der Krippe, und ein Kühlein
Und ein Öchslein bei ihm stunden,
Schier andächtig, zwei Rindviehlein.

Er erzählte: wie der Herr
Vor den Schergen des Herodes
Nach Ägypten floh, und später
Litt die herbe Pein des Todes

Unter Pontio Pilato,
Der das Urteil unterschrieben,
Von den harten Pharisäern,
Von den Juden angetrieben.

Er erzählte: wie der Herr,
Der entstiegen seinem Grabe
Schon am dritten Tag, gen Himmel
Seinen Flug genommen habe;

Wie er aber, wenn es Zeit ist,
Wiederkehren auf die Erde
Und zu Josaphat die Toten
Und Lebend'gen richten werde.

„Zittert, Juden!“ rief der Mönch,
„Vor dem Gott, den ihr mit Hieben
Und mit Dornen habt gemartert,
Den ihr in den Tod getrieben.

„Seine Mörder, Volk der Rachsucht,
Juden, das seid ihr gewesen —
Immer meuchelt ihr den Heiland,
Welcher kommt, euch zu erlösen.

„Judenvolk, du bist ein Aas,
Worin hausen die Dämonen;
Eure Leiber sind Kasernen
Für des Teufels Legionen.

„Thomas von Aquino sagt es,
Den man nennt den großen Ochsen
Der Gelehrsamkeit, er ist
Licht und Lust der Orthodoxen.

„Judenvolk, ihr seid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Toten Leichnam'
Blutfraßgierig aufzustöbern.

„Juden, Juden, ihr seid Säue,
Paviane, Nashorntiere,
Die man nennt Rhinozerosse,
Krokodile und Vampire.

„Ihr seid Raben, Eulen, Uhus,
Fledermäuse, Wiedehöpfe,
Leichenhühner, Basilisken,
Galgenvögel, Nachtgeschöpfe.

„Ihr seid Vipern und Blindschleichen,
Klapperschlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern — Christus wird
Eu'r verfluchtes Haupt zertreten.

„Oder wollt ihr, Maledeiten,
Eure armen Seelen retten?
Aus der Bosheit Synagoge
Flüchtet nach den frommen Stätten,

„Nach der Liebe lichtem Dome,
Wo im benedeiten Becken
Euch der Quell der Gnade sprudelt —
Drin sollt ihr die Köpfe stecken —

„Wascht dort ab den alten Adam
Und die Laster, die ihn schwärzen;
Des verjährten Grolles Schimmel,
Wascht ihn ab von euren Herzen!

„Hört ihr nicht des Heilands Stimme?
Euren neuen Namen rief er —
Lauset euch an Christi Brust
Von der Sünde Ungeziefer!

„Unser Gott, der ist die Liebe,
Und er gleichet einem Lamme;
Um zu sühnen unsre Schuld
Starb er an des Kreuzes Stamme.

„Unser Gott, der ist die Liebe,
Jesus Christus ist sein Namen;
Seine Duldsamkeit und Demut
Suchen wir stets nachzuahmen.

„Deshalb sind wir auch so sanft,
So leutselig, ruhig, milde,
Hadern niemals, nach des Lammes,
Des Versöhners, Musterbilde.

„Einst im Himmel werden wir
Ganz verklärt zu frommen Englein,
Und wir wandeln dort gottselig,
In den Händen Lilienstenglein.

„Statt der groben Kutten tragen
Wir die reinlichsten Gewänder
Von Muss'lin, Brokat und Seide,
Goldne Troddeln, bunte Bänder.

„Keine Glatze mehr! Goldlocken
Flattern dort um unsre Köpfe;
Allerliebste Jungfraun flechten
Uns das Haar in hübsche Zöpfe.

„Weinpokale wird es droben
Von viel weiterm Umfang geben,
Als die Becher sind hier unten,
Worin schäumt der Saft der Reben.

„Doch im Gegenteil viel enger
Als ein Weibermund hienieden,
Wird das Frauenmündchen sein,
Das dort oben uns beschieden.

„Trinkend, küssend, lachend wollen
Wir die Ewigkeit verbringen,
Und verzückt Halleluja,
Kyrie Eleison singen.“

Also schloß der Christ. Die Mönchlein
Glaubten schon, Erleuchtung träte
In die Herzen, und sie schleppten
Flink herbei das Taufgeräte.

Doch die wasserscheuen Juden
Schütteln sich und grinsen schnöde.
Rabbi Juda, der Navarrer,
Hub jetzt an die Gegenrede:

„Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mit Mistkarren voll Schimpfwörter
Hast du mich beschmissen wacker.

„So folgt jeder der Methode,
Dran er nun einmal gewöhnet,
Und anstatt dich drob zu schelten,
Sag' ich Dank dir, wohlversöhnet.

„Die Dreieinigkeitsdoktrin
Kann für unsre Leut' nicht passen,
Die mit Regula de tri
Sich von Jugend auf befassen.

„Daß in deinem Gotte drei,
Drei Personen sind enthalten,
Ist bescheiden noch, sechstausend
Götter gab es bei den Alten.

„Unbekannt ist mir der Gott,
Den ihr Christum pflegt zu nennen;
Seine Jungfer Mutter gleichfalls
Hab' ich nicht die Ehr' zu kennen.

„Ich bedaure, daß er einst,
Vor etwa zwölfhundert Jahren,
Ein'ge Unannehmlichkeiten
Zu Jerusalem erfahren.

„Ob die Juden ihn getötet,
Das ist schwer jetzt zu erkunden,
Da ja das Corpus Delicti
Schon am dritten Tag verschwunden.

„Daß er ein Verwandter sei
Unsres Gottes, ist nicht minder
Zweifelhaft; so viel wir wissen
Hat der letztre keine Kinder.

„Unser Gott ist nicht gestorben
Als ein armes Lämmerschwänzchen
Für die Menschheit, ist kein süßes
Philantröpfchen, Faselhänschen.

„Unser Gott ist nicht die Liebe;
Schnäbeln ist nicht seine Sache,
Denn er ist ein Donnergott
Und er ist ein Gott der Rache.

„Seines Zornes Blitze treffen
Unerbittlich jeden Sünder,
Und des Vaters Schulden büßen
Oft die späten Enkelkinder.

„Unser Gott, der ist lebendig
Und in seiner Himmelshalle
Existieret er drauf los
Durch die Ewigkeiten alle.

„Unser Gott, und der ist auch
Ein gesunder Gott, kein Mythos
Bleich und dünne wie Oblaten
Oder Schatten am Cocytos.

„Unser Gott ist stark. In Händen
Trägt er Sonne, Mond, Gestirne;
Throne brechen, Völker schwinden,
Wenn er runzelt seine Stirne.

„Und er ist ein großer Gott.
David singt: Ermessen ließe
Sich die Größe nicht, die Erde
Sei der Schemel seiner Füße.

„Unser Gott liebt die Musik,
Saitenspiel und Festgesänge;
Doch wie Ferkelgrunzen sind
Ihm zuwider Glockenklänge.

„Leviathan[1] heißt der Fisch,
Welcher haust im Meeresgrunde;
Mit ihm spielet Gott der Herr
Alle Tage eine Stunde —

„Ausgenommen an dem neunten
Tag des Monats Ab, wo nämlich
Eingeäschert ward sein Tempel;
An dem Tag ist er zu grämlich.

„Des Leviathans Länge ist
Hundert Meilen, hat Floßfedern
Groß wie König Ok von Basan[2],
Und sein Schwanz ist wie ein Zedern.

„Doch sein Fleisch ist delikat,
Delikater als Schildkröten,
Und am Tag der Auferstehung
Wird der Herr zu Tische beten

„Alle frommen Auserwählten,
Die Gerechten und die Weisen —
Unsres Herrgotts Lieblingsfisch
Werden sie alsdann verspeisen,

„Teils mit weißer Knoblauchbrühe,
Teils auch braun in Wein gesotten,
Mit Gewürzen und Rosinen,
Ungefähr wie Matelotten[3].

---

[1] Das Folgende nach talmudischen und kabbalistischen Berichten.
[2] Mos. 5; 3. 13; Josua 13, 29 u. 30.
[3] Ein pikantes Ragout von Fisch, besonders bei Matrosen beliebt, daher der Name.

„In der weißen Knoblauchbrühe
Schwimmen kleine Schäbchen Rettich —
So bereitet, Frater Jose,
Mundet dir das Fischlein, wett' ich!

„Auch die braune ist so lecker,
Nämlich die Rosinensauce,
Sie wird himmlisch wohl behagen
Deinem Bäuchlein, Frater Jose.

„Was Gott kocht, ist gut gekocht!
Mönchlein, nimm jetzt meinen Rat an,
Opfre hin die alte Vorhaut
Und erquick dich am Leviathan."

Also lockend sprach der Rabbi,
Lockend, ködernd, heimlich schmunzelnd,
Und die Juden schwangen schon
Ihre Messer wonnegrunzelnd,

Um als Sieger zu skalpieren
Die verfallenen Vorhäute,
Wahre spolia opima[1]
In dem wunderlichen Streite.

Doch die Mönche hielten fest
An dem väterlichen Glauben
Und an ihrer Vorhaut, ließen
Sich derselben nicht berauben.

Nach dem Juden sprach aufs neue
Der katholische Bekehrer;
Wieder schimpft er, jedes Wort
Ist ein Nachttopf, und kein leerer.

Darauf repliziert der Rabbi
Mit zurückgehaltnem Eifer;
Wie sein Herz auch überkocht,
Doch verschluckt er seinen Geifer.

---

[1] Bei den Römern die dem gegnerischen Feldherrn abgenommene Rüstung.

Er beruft sich auf die Mischna[1],
Kommentare und Traktate;
Bringt auch aus dem Tausves-Jontof[2]
Viel beweisende Citate

Aber welche Blasphemie
Mußt' er von dem Mönche hören!
Dieser sprach: der Tausves-Jontof
Möge sich zum Teufel scheren.

„Da hört alles auf, o Gott!"
Kreischt der Rabbi jetzt entsetzlich;
Und es reißt ihm die Geduld,
Rappelköpfig wird er plötzlich.

„Gilt nichts mehr der Tausves-Jontof,
Was soll gelten? Zeter! Zeter!
Räche, Herr, die Missethat,
Strafe, Herr, den Übelthäter!

„Denn der Tausves-Jontof, Gott,
Das bist du! Und an dem frechen
Tausvesjontof-Leugner mußt du
Deines Namens Ehre rächen.

„Laß den Abgrund ihn verschlingen,
Wie des Korah böse Rotte,
Die sich wider dich empört
Durch Emeute und Komplotte.

„Donnre deinen besten Donner!
Strafe, o mein Gott, den Frevel —
Hattest du doch zu Sodoma
Und Gomorrha Pech und Schwefel!

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Wie du Pharaon getroffen,
Der uns nachgesetzt, als wir
Wohlbepackt davon geloffen.

---

[1] Teil des Talmuds.

[2] Richtiger Tossafot Jomtob, ein kritischer Kommentar zur Mischna von Jomtob Lipman Heller (Wallerstein), 1579—1654. Der Dichter, der im folgenden die „Vergötterung" dieses Werkes geißelt, macht sich eines Anachronismus von nahezu 300 Jahren schuldig.

„Hunderttausend Ritter folgten
Diesem König von Mizrayim[1],
Stahlbepanzert, blanke Schwerter
In den schrecklichen Jadayim[2].

„Gott! da hast du ausgestreckt
Deine Jad[3], und samt dem Heere
Ward ertränkt, wie junge Katzen,
Pharao im Roten Meere.

„Treffe, Herr, die Kapuziner,
Zeige den infamen Schuften,
Daß die Blitze deines Zorns
Nicht verrauchten und verpufften.

„Deines Sieges Ruhm und Preis
Will ich singen dann und sagen,
Und dabei, wie Mirjam that,
Tanzen und die Pauke schlagen."

In die Rede grimmig fiel
Jetzt der Mönch dem Zornentflammten:
„Mag dich selbst der Herr verderben,
Dich Verfluchten und Verdammten!

„Trotzen kann ich deinen Teufeln,
Deinem schmutz'gen Fliegengotte,
Luzifer und Belzebube
Belial und Astarothe.

„Trotzen kann ich deinen Geistern
Deinen dunkeln Höllenpossen,
Denn in mir ist Jesus Christus,
Habe seinen Leib genossen.

„Christus ist mein Leibgericht,
Schmeckt viel besser als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchsauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.

---

[1] Ägypten.
[2] Händen.
[3] Hand.

„Ach! anstatt zu disputieren,
Lieber möcht' ich schmoren, braten
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden."

Also tost in Schimpf und Ernst
Das Turnei für Gott und Glauben,
Doch die Kämpen ganz vergeblich
Kreischen, schelten, wüten, schnauben.

Schon zwölf Stunden währt der Kampf,
Dem kein End' ist abzuschauen;
Müde wird das Publikum
Und es schwitzen stark die Frauen.

Auch der Hof wird ungeduldig,
Manche Zofe gähnt ein wenig.
Zu der schönen Königin
Wendet fragend sich der König:

„Sagt mir, was ist Eure Meinung?
Wer hat recht von diesen beiden?
Wollt Ihr für den Rabbi Euch
Oder für den Mönch entscheiden?"

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

„Welcher recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken".

Noten.

I.

Zu Seite 329:

Rhampsenit.

„Des Königs Rhampsenitus Reichtum an Geld, sagten die ägyptischen Priester, sei so groß gewesen, daß ihn keiner der nachmaligen Könige überbieten, oder ihm nahekommen konnte. Da er nun seine Schätze in Sicherheit aufbewahren wollte, habe er ein steinernes Gemach erbaut, das mit einer seiner Wände an den äußern Flügel seines Hauses stieß. Der Werkmeister davon habe nun, aus bösen Absichten, folgendes angestellt. Einen der Steine habe er so eingerichtet, daß er sich von zwei Männern oder von einem leicht aus der Wand herausnehmen ließ. Und als dieses Gemach aufgeführt war, verwahrte der König seine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief nun der Baumeister, kurz vor seinem Lebensende, seine Söhne (deren er zwei hatte), und erzählte denselben, wie er für sie gesorgt, daß sie vollauf zu leben hätten, und den Kunstgriff, den er bei Erbauung des königlichen Schatzes angewendet habe; und nach genauer Beschreibung, wie der Stein herauszunehmen sei, gab er ihnen die Maße dazu, mit dem Bedeuten, wenn sie immer auf diese acht hätten, würden sie Verwalter von den Schätzen des Königs sein. Darauf endigte er sein Leben; seine Söhne aber schoben das Werk nicht lange auf: sie gingen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Schätze heraus. Als nun der König wieder einmal das Gemach öffnete, wunderte er sich, die Gefäße von den Schätzen nicht voll zu sehen; wußte aber doch niemanden schuld zu geben, da die Siegel (an der Thüre) unversehrt waren, und das Gemach verschlossen. Doch als er bei zwei- und dreimaligem Öffnen die Schätze immer vermindert sah (denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern), da machte er's also. Er ließ Schlingen verfertigen und legte sie um die Gefäße

her, worin die Schätze waren. Da nun die Diebe kamen, wie zuvor, und einer hineinschlüpfte und an ein Gefäß ging, wurde er sogleich in der Schlinge gefangen. Sowie er aber seine Not bemerkte, rief er sogleich seinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und hieß denselben eiligst hereinschlüpfen, und ihm den Kopf abschneiden, damit er nicht, sähe man ihn und fände, wer er sei, denselben ebenfalls ins Verderben brächte. Dem schien das wohlgesprochen, und er befolgte es wirklich, paßte dann den Stein wieder in die Fuge und ging nach Hause mit dem Kopf seines Bruders. Wie es nun Tag ward und der König in das Gemach trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leibe des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge stak, während das Gemach unbeschädigt war, ohne Eingang und ohne ein Schlupfloch nach außen. In dieser Verlegenheit soll er es nun also gemacht haben. Er hing den Leichnam des Diebes an der Mauer auf und stellte Wächter dazu, mit dem Befehl, falls sie einen weinen oder wehklagen sähen, den sollten sie ergreifen und zu ihm führen. Als nun der Leichnam aufgehängt war, soll es seiner Mutter arg gewesen sein. Sie sprach mit ihrem übriggebliebenen Sohne und gebot ihm, es zu veranstalten, wie er nur könne, daß er den Leib seines Bruders herunterkriege; und, wenn er das unterlassen wollte, drohte sie ihm, zum König zu gehen und anzuzeigen, daß er die Schätze habe. Als sich nun die Mutter so hart anließ gegen den übriggebliebenen Sohn, und alles, was er ihr sagte, vergeblich war, soll er folgenden Kunstgriff angewandt haben. Er schirrte Esel an, legte ihnen Schläuche voll Wein auf und trieb alsdann die Esel vor sich her; und als er an die Wache des aufgehängten Toten kam, so zog er drei oder vier aufgebundene Zipfel der Schläuche auf. Als nun der Wein auslief, schlug er sich vor den Kopf mit lautem Geschrei, als wisse er nicht, zu welchem Esel er sich zuerst wenden solle. Die Wächter aber sahen nicht sobald die Menge Wein, die auslief, als sie sämtlich mit Gefäßen in den Weg rannten, und den ausfließenden Wein als gute Beute einsammelten; worüber er sich zornig stellte und alle ausschalt. Da ihm aber die Wächter zuredeten, stellte er sich als werde er allmählich ruhiger und sein Zorn lasse nach; und zuletzt trieb er die Esel aus dem Wege und schirrte sie zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch der und jener seinen Spaß mit ihm hatte, und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch dazu; und jetzt beschlossen sie, an Ort und Stelle sich zum Trinken zu legen, wollten auch ihn dabei haben und hießen ihn bleiben, um hier bei ihnen mitzutrinken, wozu er sich denn auch verstand und dablieb. Endlich als sie ihm beim Trinken herzlich schön thaten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wur-

den die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und, vom Schlaf überwältigt, streckten sie sich an derselben Stelle hin, wo sie getrunken hatten. Nun nahm er, da es schon tief in der Nacht war, den Leib des Bruders herunter, und schor auch noch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab; legte dann den Leichnam auf die Esel und trieb sie nach Haus, nachdem er so, was ihm seine Mutter geboten, vollzogen hatte.

Der König soll es aber, als ihm gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes sei entwendet, sehr arg empfunden haben; und da er durchaus ausfindig machen wollte, wer in aller Welt solches angestellt habe, soll er, was mir einmal nicht glaubwürdig ist, folgendes gethan haben. Er ließ seine Tochter in der Bude feil sitzen, und gab ihr auf, jeden ohne Unterschied anzunehmen; ehe sie aber zusammenkämen, müsse ihr jeder den klügsten und den sündlichsten Streich sagen, den er in seinem Leben ausgeführt, und wenn da einer die Geschichte mit dem Dieb erzähle, den solle sie ergreifen und nicht herauslassen. Dies that das Mädchen, wie es ihr vom Vater geboten war; der Dieb aber, der verstand, wo das hinaus wolle, beschloß, den König noch an Verschlagenheit zu übertreffen, und soll folgendes gethan haben. Er schnitt den ganzen Arm vom frischen Leichnam bei der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So ging er zur Tochter des Königs, und da sie ihn ebenso, wie die andern befragte, erzählte er ihr, als seinen sündlichsten Streich, daß er seinem Bruder, der im Schatz des Königs in eine Schlinge fiel, den Kopf abgeschnitten, und als den klügsten, daß er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam seines Bruders heruntergenommen habe. Als sie das hörte, wollte sie ihn fassen; der Dieb aber streckte ihr im Dunkeln den Arm des Toten hin, worauf sie dann zugriff und ihn hielt, in der Meinung, seinen eigenen Arm festzuhalten; und nun ließ er denselben los und entwischte schnell zur Thüre hinaus. Als nun auch dieses dem König hinterbracht wurde, ward er ganz betroffen über die Schlauigkeit und Kühnheit des Menschen. Zuletzt soll er aber in sämtliche Städte eine Verkündigung haben ausgehen lassen, mit Gewährung von Straflosigkeit, und mit großen Versprechungen, wenn er sich vor sein Angesicht stellen würde. Dem habe der Dieb getraut und sich ihm gestellt; und Rhampsenitus habe ihn höchlich bewundert, ja ihm jene Tochter zur Hausfrau gegeben, als dem allergescheitesten Menschen; wiefern er nämlich die Ägyptier über alle andere setzte, und ihn über die Ägyptier."

(Herodots Geschichte, zweites Buch, 121. Kapitel.)

II.

Zu Seite 339:

Schlachtfeld bei Hastings.

Sépulture du roi Harold.

„Deux moines saxons, Asgod et Ailrik, députés par l'abbé de Waltham, demandèrent et obtinrent de transporter dans leur église les restes de leur bienfaiteur. Ils allèrent à l'amas des corps dépouillés d'armes et de vêtements, les examinèrent avec soin l'un après l'autre, et ne reconnurent point celui qu'ils cherchaient, tant ses blessures l'avaient défiguré. Tristes, et désespérant de réussir seuls dans cette recherche, ils s'adressèrent à une femme que Harold, avant d'être roi, avait entretenue comme maîtresse, et la prièrent de se joindre à eux. Elle s'appelait Édithe, et on la surnommait la Belle au cou de cygne. Elle consentit à suivre les deux moines, et fut plus habile qu'eux à découvrir le cadavre de celui qu'elle avait aimé."

(P. 348 de l'histoire de la conquète de l'Angleterre par les Normands, par Aug. Thierry.)

III.

Zu Seite 418:

Erinnerung.

„Auch der kleine Wilhelm liegt dort (auf dem Kirchhofe) und daran bin ich schuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster (zu Düsseldorf) und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: ‚Wilhelm, hol doch das Kätzchen, das eben hineingefallen' — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und tot. — Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

(Heinrich Heines Reisebilder, zweiter Teil, Kapitel VI, Seite 119[1].)

---

[1] Der 2., 3. und 4. Auflage. Vgl. Bd. III, S. 144.

IV.

Zu Seite 437:

Jehuda ben Halevy.

„Das Lied, das der Levit Jehuda gesungen, — ist als Prachtdiadem um der Gemeinde Haupt geschlungen, — als Perlenschnur hält es ihren Hals umrungen. — Er, des Sangestempels Säul' und Schaft, — weilend in den Hallen der Wissenschaft, — der Gewaltige, der Liebesspeerschwinger, — der die Riesen des Gesanges hingestreckt, ihr Sieger und Bezwinger. — Seine Lieder nehmen den Weisen den Dichtermut, — fast schwindet vor ihnen Assaphs und Jeduthans Kraft und Glut, — und der Korachiten Gesang — deucht zu lang. — Er drang in der Dichtkunst Speicher und plünderte die Vorräte, — und entführte die herrlichsten Geräte, — er ging hinaus und schloß das Thor, daß keiner nach ihm es betrete. — Und denen, die folgen den Spuren seines Ganges, — zu erlernen die Kunst seines Sanges, — nicht seines Siegeswagens Staub zu erreichen gelang es. — Alle Sänger führen im Munde sein Wort, — und küssen seiner Füße Ort. — Denn in der künstlichen Rede Werke — zeigt sich seiner Sprache Kraft und Stärke. — Mit seinen Gebeten reißt er die Herzen hin, sie überwindend, — in seinen Liebesliedern mild wie der Tau, und wie feurige Kohlen zündend, — und in seinen Klagetönen — läßt er strömen die Wolke der Thränen, — in den Briefen und Schriften, die er verfaßt, — ist alle Poesie eingefaßt."

(Rabbi Salomo Al-Charisi über Rabbi Jehuda Halevy.)

Nachwort zum „Romanzero“.

Ich habe dieses Buch Romanzero genannt, weil der Romanzenton vorherrschend in den Gedichten, die hier gesammelt. Mit wenigen Ausnahmen schrieb ich sie während der letzten drei Jahre, unter mancherlei körperlichen Hindernissen und Qualen. Gleichzeitig mit dem Romanzero lasse ich in derselben Verlagshandlung ein Büchlein erscheinen, welches „der Doktor Faust, ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst“ betitelt ist. Ich empfehle solches einem verehrungswürdigen Publiko, das sich gern ohne Kopfanstrengung über dergleichen Dinge belehren lassen möchte; es ist eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobschmied den Kopf schütteln wird. Ich hegte ursprünglich die Absicht, dieses Produkt dem Romanzero einzuverleiben, was ich aber unterließ, um nicht die Einheit der Stimmung, die in letzterem waltet und gleichsam sein Kolorit bildet, zu stören. Jenes Tanzpoem schrieb ich nämlich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böses Siechtum bereits bedenklich vorgeschritten war, aber doch noch nicht seine grämlichen Schatten über mein Gemüt warf. Ich hatte damals noch etwas Fleisch und Heidentum an mir, und ich war noch nicht zu dem spiritualistischen Skelette abgemagert, das jetzt seiner gänzlichen Auflösung entgegenharrt. Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übriggeblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengerassel, Ge-

hämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten.

Was soll aber, wenn ich tot bin, aus den armen Hanswürsten werden, die ich seit Jahren bei jenen Darstellungen employiert hatte? Was soll z. B. aus Maßmann werden? Ungern verlaß ich ihn, und es erfaßt mich schier eine tiefe Wehmut, wenn ich denke an die Verse:

> Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
> Nicht mehr die platte Nase;
> Er schlug wie ein Pudel, frisch, fromm, fröhlich, frei,
> Die Purzelbäume im Grase.

Und er versteht Latein. Ich habe freilich in meinen Schriften so oft das Gegenteil behauptet, daß niemand mehr meine Behauptung bezweifelte, und der Ärmste ein Stichblatt der allgemeinen Verhöhnung ward. Die Schulbuben frugen ihn, in welcher Sprache der Don Quichotte geschrieben sei? und wenn mein armer Maßmann antwortete: in spanischer Sprache — erwiderten sie, er irre sich, derselbe sei lateinisch geschrieben und das käme ihm so spanisch vor. Sogar die eigene Gattin war grausam genug, bei häuslichen Mißverständnissen auszurufen, sie wundere sich, daß ihr Mann sie nicht verstehe, da sie doch deutsch und kein Latein gesprochen habe. Die Maßmännische Großmutter, eine Wäscherin von unbescholtener Sittlichkeit und die einst für Friedrich den Großen gewaschen, hat sich über die Schmach ihres Enkels zu Tode gegrämt; der Onkel, ein wackerer altpreußischer Schuhflicker, bildete sich ein, die ganze Familie sei schimpfiert und vor Verdruß ergab er sich dem Trunk.

Ich bedaure, daß meine jugendliche Unbesonnenheit solches Unheil angerichtet. Die würdige Waschfrau kann ich leider nicht wieder ins Leben zurückrufen, und den zartfühlenden Oheim, der jetzt zu Berlin in der Gosse liegt, kann ich nicht mehr des Schnapses entwöhnen; aber ihn selbst, meinen armen Hanswurst Maßmann, will ich in der öffentlichen Meinung wieder rehabilitieren,

indem ich alles, was ich über seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia jemals geäußert habe, feierlich widerrufe.

So hätte ich denn mein Gewissen erleichtert. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe manchen gekratzt, manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, daß ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert[1]. Es ist besser, daß die Verse brennen, als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesamte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund[2]. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der

---

[1] Man vergleiche die Einleitung zum Romanzero, S. 323 f.

[2] Heine schreibt am 1. Juni 1850: „Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin".

Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w., annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten. Auch haben die meisten in Deutschland während der Restaurationszeit mit dem lieben Gotte dieselbe funfzehnjährige Komödie gespielt, welche hier in Frankreich die konstitutionellen Royalisten, die größtenteils im Herzen Republikaner waren, mit dem Königtume spielten. Nach der Julirevolution ließ man jenseits wie diesseits des Rheines die Maske fallen. Seitdem, besonders aber nach dem Sturz Ludwig Philipps, des besten Monarchen, der jemals die konstitutionelle Dornenkrone trug, bildete sich hier in Frankreich die Meinung: daß nur zwei Regierungsformen, das absolute Königtum und die Republik, die Kritik der Vernunft oder der Erfahrung aushielten, daß man eins von beiden wählen müsse, daß alles dazwischenliegende Mischwerk unwahr, unhaltbar und verderblich sei. In derselben Weise tauchte in Deutschland die Ansicht auf, daß man wählen müsse zwischen der Religion und der Philosophie, zwischen dem geoffenbarten Dogma

des Glaubens und der letzten Konsequenz des Denkens, zwischen dem absoluten Bibelgott und dem Atheismus.

Je entschiedener die Gemüter, desto leichter werden sie das Opfer solcher Dilemmen. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letztenmale ausging, als ich Abschied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange und ich weinte so heftig, daß sich dessen ein Stein erbarmen mußte. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos als wollte sie sagen: siehst du denn nicht, daß ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?

Ich breche hier ab, denn ich gerate in einen larmoyanten Ton, der vielleicht überhandnehmen kann, wenn ich bedenke, daß ich jetzt auch von dir, teurer Leser, Abschied nehmen soll. Eine gewisse Rührung beschleicht mich bei diesem Gedanken; denn ungern trenne ich mich von dir. Der Autor gewöhnt sich am Ende an sein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Wesen. Auch dich scheint es zu betrüben, daß ich dir Valet sagen muß; du bist gerührt, mein teurer Leser, und kostbare Perlen fallen aus deinen

Thränensäckchen. Doch beruhige dich, wir werden uns wiedersehen in einer besseren Welt, wo ich dir auch bessere Bücher zu schreiben gedenke. Ich setze voraus, daß sich dort auch meine Gesundheit bessert und daß mich Swedenborg nicht belogen hat. Dieser erzählt nämlich mit großer Zuversicht, daß wir in der andern Welt das alte Treiben, ganz wie wir es in dieser Welt getrieben, ruhig fortsetzen, daß wir dort unsere Individualität unverändert bewahren, und daß der Tod in unserer organischen Entwickelung gar keine sonderliche Störung hervorbringe. Swedenborg ist eine grundehrliche Haut und glaubwürdig sind seine Berichte über die andere Welt, wo er mit eigenen Augen die Personen sah, die auf unserer Erde eine Rolle gespielt. Die meisten, sagt er, blieben unverändert und beschäftigen sich mit denselben Dingen, mit denen sie sich auch vormals beschäftigt; sie blieben stationär, waren veraltet, rokoko, was sich mitunter sehr lächerlich ausnahm. So z. B. unser teurer Doktor Martinus Luther war stehen geblieben bei seiner Lehre von der Gnade, über die er während dreihundert Jahren tagtäglich dieselben verschimmelten Argumente niederschrieb — ganz in derselben Weise wie der verstorbene Baron Eckstein[1], der während zwanzig Jahren in der Allgemeinen Zeitung einen und denselben Artikel drucken ließ, den alten jesuitischen Sauerteig beständig wiederkäuend. Aber, wie gesagt, nicht alle Personen, die hienieden eine Rolle gespielt, fand Swedenborg in solcher fossilen Erstarrung; sie hatten im Guten wie im Bösen ihren Charakter weidlich ausgebildet in der anderen Welt, und da gab es sehr wunderliche Erscheinungen. Helden und Heilige dieser Erde waren dort zu Lumpen und Taugenichtsen herabgesunken, während auch das Gegenteil stattfand. So z. B. stieg dem heiligen Antonius der Hochmut in den Kopf, als er erfuhr, welche ungeheure Verehrung und Anbetung ihm die ganze Christenheit zollt, und er, der hienieden den furchtbarsten Versuchungen widerstanden, ward jetzt ein ganz impertinenter Schlingel und liederlicher Galgenstrick, der sich mit seinem Schweine um die Wette in den Kot wälzt. Die keusche Susanne brachte der Dünkel ihrer Sittlichkeit, die sie unbesiegbar glaubte, gar schmählich zu Falle, und sie, die einst den Greisen so glorreich widerstanden, erlag der Ver-

[1] F. v. Eckstein, getaufter und geadelter Jude, schrieb für die „Allgemeine Zeitung“ viele Artikel gegen den Liberalismus.

lockung des jungen Absalon, Sohn Davids. Die Töchter Lots hingegen hatten sich im Verlauf der Zeit sehr vertugendhaftet und gelten in der andern Welt für Muster der Anständigkeit; der Alte verharrte leider bei der Weinflasche.

So närrisch sie auch klingen, so sind doch diese Nachrichten ebenso bedeutsam wie scharfsinnig. Der große skandinavische Seher begriff die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz, sowie er auch die unveräußerlichen Individualitätsrechte des Menschen ganz richtig erkannte und anerkannte. Die Fortdauer nach dem Tode ist bei ihm kein idealer Mummenschanz, wo wir neue Jacken und einen neuen Menschen anziehen; Mensch und Kostüm bleiben bei ihm unverändert. In der anderen Welt des Swedenborg werden sich auch die armen Grönländer behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe? auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren könnten.

Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüte angeboren. Sei getrost, teurer Leser, es gibt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden.

Und nun, lebe wohl, und wenn ich dir etwas schuldig bin, so schicke mir deine Rechnung. —

Geschrieben zu Paris, den 30. September 1851.

Heinrich Heine.

Anmerkungen.

Zu S. 17: Traumbilder, Nr. 5. Heines Freund J. B. Rousseau wies in seiner Kritik der „Gedichte“, Agrippina vom 18. Februar 1824, Nr. 22, auf die Ähnlichkeit des vorliegenden Traumbildes mit dem berühmten Sonette Dantes hin, welches beginnt: A ciascun alma presa e gentil core. Über dieses Sonett hatte Bouterwek in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, I, 67, folgendermaßen berichtet: „Amor erschien ihm (dem Dante) im Traum, umgeben von einem feurigen Nebel, der das ganze Zimmer erfüllte. In seinen Armen schlummerte eine Schöne, leicht umhüllt von einem blutfarbenen Gewande. Sie hielt ein brennendes Herz in der Hand. Amor zeigte dem Dante dieses Herz und sprach dazu lateinisch: ‚Ecce cor tuum!‘ Die Schöne erwachte. Amor nötigte sie, das brennende Herz zu verschlucken. Sie entschloß sich ungern dazu. Bald darauf versank sie in tiefe Traurigkeit; und Amor verschwand mit ihr gen Himmel.“ Heine dürfte nur Bouterweks Bericht gekannt haben. Ähnliche Züge begegnen aber auch bei andern Dichtern; so: daß die Geliebte das Herz des getöteten Liebhabers essen muß, bei Konrad von Würzburg und im deutschen Volksliede.

Zu S. 36: Romanzen, Nr. 3. Bekannte Sage, mit einzelnen vielfach wiederkehrenden uralten Zügen, dargestellt in Simrocks „Rheinsagen“; nach Rousseau, Agrippina vom 20. Februar 1824, Nr. 23, dürfte Heine durch die Erzählung von der Entstehung des Hochkreuzes oberhalb Bonn die Anregung erhalten haben.

Zu S. 39: Die Grenadiere. In seinem Brief an Saint-René Taillandier vom 3. Nov. 1851 schreibt Heine, daß er schon mit 16 Jahren ein Gedicht auf Napoleon, „Die beiden Grenadiere“, geschrieben habe. Vgl. auch die Lesarten. Litterar. Vorbild Bd. VII, S. 624.

Zu S. 95: Heimkehr, Nr. 2 (Lorelei). Die Sage ist von Klemens Brentano erfunden und in dessen „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria“ (Bremen 1801–1802) im 2. Bande, S. 392, zuerst veröffentlicht worden. Dort wohnt die Lore Lay zu Bacharach am Rheine, sie bezaubert durch ihre Schönheit viele Männer, die aus ihren Liebesbanden keine Rettung mehr finden. Da

läßt sie der Bischof vor Gericht laden, doch er muß sie begnadigen, weil auch ihn ihre Schönheit hinreißt; sie selbst aber bittet flehentlich um den Tod, da ihr Geliebter sie treulos verlassen habe. Der Bischof schickt sie ins Kloster; als sie dorthin geführt wird, bittet sie noch einmal, von einem hohen Felsen nach dem Schloß des Geliebten und in den Rhein sehen zu dürfen; als sie dies thut, sieht sie unten im Schifflein den Liebsten dahinfahren, worauf sie sich in die Flut hinabstürzt. — In prosaischer Fassung verbreitete den Inhalt dieser Brentanoschen Ballade Nikolaus Vogt 1811. Aber nur der erste Teil derselben fand häufig neue dichterische Bearbeitung. So von Eichendorff in dem Gedicht „Es ist schon spät, es wird schon kalt", wo die von den Männern betrogene Lorelei als Hexe im Walde weilt: wer sie dort trifft, ist verloren und findet nimmer die Rückkehr. — Heine schloß sich am nächsten an die Bearbeitung des Stoffs an, die ein Graf Löben 1821 veröffentlichte. Dort sitzt die schöne Lore im Mondschein auf dem höchsten Felsgestein am Rhein, der vorüberfahrende Schiffer wird vor ihr gewarnt, denn das glänzende Auge des goldlockigen Zauberfräuleins sei falsch und kühl wie die Flut. — Vgl. Strodtmann² I, 362; Grieben, Köln. Zeitung vom 12. Juli 1867; Sintenis, H. Heine, ein Vortrag, S. 21–26; H. Düntzer, Köln. Zeitung 1855.

Zu S. 140: Heimkehr, Donna Clara. Das Gedicht ist teils auf Heines persönliche Umstände, teils auf eine Romanze von Fouqué zurückzuführen, die sich im ersten Bande von dessen Ritterroman „Der Zauberring" befindet. Dort wandelt die „Donna Clara" mit ihrem Geliebten, einem Mohrenkönig, dessen wahren Namen und Stand sie nicht kennt, des Abends in trautem Gespräch einher; er beugt nicht sein Haupt vor einem Kruzifixe, erwidert nicht den Gruß eines Mönches, und als er mit Weihwasser die Stirn befeuchten soll, entflieht er, und Donna Clara eilt scheu in die Burg zurück. Als er nachts vor ihrem Fenster erscheint, fragt sie, wer er sei, und als er die Wahrheit gesagt, fällt sie in Ohnmacht. Den Schluß, daß der Mohrenkönig die Ohnmächtige entführt und dafür von deren Brüdern erschlagen wird, hat Heine unberücksichtigt gelassen. Ihm gefiel Fouqués Gedicht so gut, daß er sich eine Abschrift davon nahm, die sich jetzt im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Sethe zu Berlin befindet.

Über die persönlichen Beziehungen berichtet Heine am 5. oder 6. November 1823 an Moser: „Das Ganze der Romanze ist eine Szene aus meinem eigenen Leben, bloß der Tiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Do-

minikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe.“ Heine hat sie nie geschrieben. — An Ludwig Robert schrieb der Dichter am 27. November 1823: „Das Gedicht drückt ... nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte, und sagt vielleicht gar etwas anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtslos und episch-parteilos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmütig, nicht lachend, aufgefaßt, und es sollte sogar das erste Stück einer tragischen Trilogie sein.“

Zu S. 146: Die Wallfahrt nach Kevlaar. Man vergleiche in den „Lesarten“ Heines Anmerkung über den Stoff. Die nächste Anregung dürfte er aber durch einen Artikel des „Gesellschafters“ vom 16. Oktober 1818, Nr. 165 („Zeitung der Ereignisse und Ansichten“), empfangen haben. Das Gedicht ist zu Anfang des Jahres 1822 in Berlin entstanden (wäre es früher geschrieben worden, so hätte es Heine zweifellos 1821 im „Gesellschafter“ oder in den „Gedichten“ abdrucken lassen). Ende 1821 durchblätterte er aber alte Jahrgänge des „Gesellschafters“ (vgl. die Bemerkung aus dem „Zuschauer“ über Boucher, Bd. VI dieser Ausgabe) und fand dort sicherlich auch den erwähnten Artikel über „Kevlaar“. — Ein Holzhacker fand beim Fällen einer Eiche in deren Stamme ein kleines silbernes Marienbildchen, das er mit sich nach Hause nahm, das aber des Nachts immer wieder in den Baum zurückkehrte. So erkannte man, daß dort die Muttergottes wohnen wollte; ein frommer Junker ließ ihr eine Kirche bauen, und um diese herum entwickelte sich der Marktflecken Kevlaar. Der Schreiber des Artikels sagt, daß er dort „des Wunderbaren die Fülle gesehen habe; z. B. eine Menge Krücken von Lahmen, welche geheilt worden, silberne Augen von denen, welche sehend geworden“ u. dgl. m.

Zu S. 264: Tragödie, Nr. 2. Hüffer (in seiner mehrfach erwähnten Schrift „Aus dem Leben Heinrich Heines“, S. 121 ff.) hat zuerst in der „Rheinischen Flora“ vom 25. Januar 1825, Nr. 15, das Volkslied gefunden, welches Heine aufgenommen hat; es lautet:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümlein,
Sie sind verwelket, verdorret.

„Ein Jüngling hatt' ein Mägdlein lieb;
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

„Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

„Auf ihrem Grab blau Blümlein blühn,
Umschlingen sich zart, wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret."

(Im Bergischen aus dem Munde des Volks aufgeschrieben von Wilh. v. Waldbrühl.)

Zu S. 369: Nächtliche Fahrt. — Hüffer a. a. O., S. 175 ff., teilt zum erstenmal Heines Brief an Michael Schloß vom 12. März 1851 mit. Darin findet sich folgende Erläuterung des erwähnten Gedichts: „Ich kann mir wohl denken, daß mein drittes Gedicht: ‚Die Nächtliche Fahrt', Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muß Ihnen aber bemerken, daß eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

„Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daß ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Komponist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte[1]. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr ans Land sind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. — Über die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daß er ein Akt der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die That aus innerm Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, ‚von der Welt Unfläterei', und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenprozeß, der sich bis zum höchsten Angstruf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angstrufe, wobei ich die bei kabbalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der Natur, die von den Qualnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht."

---

[1] Heine hatte dies Gedicht sowie zwei andre („Das goldne Kalb", oben S. 355, und „Altes Lied", oben S. 413) als Texte zu einer Preisbewerbung von Liederkomponisten an den Musikalienverleger Michael Schloß eingesandt.

Lesarten.

Vorbemerkung. Unserer Ausgabe sind immer die letzten von Heine durchgesehenen Ausgaben seiner einzelnen Werke zu Grunde gelegt. Dieselben sind ohne Zusätze und in unveränderter Reihenfolge wiedergegeben; die einzige Abweichung ist die, daß wir Gedichtcyklen, die Heine mehreren seiner Werke einverleibt hat (z. B. dem „Buch der Lieder" und den „Reisebildern"), nur an einer Stelle bringen, doch ist auf eine derartige Auslassung stets an dem betreffenden Ort ausdrücklich hingewiesen worden. — Nach jeder Gedichtnummer werden zunächst alle die Drucke angegeben, durch die der Dichter das betreffende Gedicht anderweit veröffentlicht hat; also z. B. der Druck in einer Zeitschrift [1] oder in den „Reisebildern" oder im „Salon". Ist nichts vermerkt, so ist der Druck im „Buch der Lieder", in den „Neuen Gedichten" oder im „Romanzero" der erste. Hierauf folgen die abweichenden Lesarten aller der zu Grunde gelegten Ausgabe vorausgehenden Drucke oder Handschriften Heines. Nach Angabe der abweichenden Lesart werden durch Abkürzungszeichen (Siglen) die Orte angegeben, wo sie entlehnt worden; diese Abkürzungszeichen (wir wählen Buchstaben und rechts am Fuß derselben Ziffern, welche die Auflage bezeichnen) werden im folgenden genau erklärt. Wo es unklar sein könnte, welche Worte im letzten Text und den frühern voneinander abweichen, da werden die betreffenden Worte des letzten (unseres) Textes wiederholt, hierauf wird eine eckige Klammer gesetzt, und nach dieser folgt die Lesart; also z. B. „frommen] warmen G" bedeutet, daß für unser Textwort frommen in dem Drucke G warmen steht. — Orthographische Abweichungen werden von uns nicht angegeben, sondern nur solche, die bei der Aussprache hörbar sind; so wird also reuten statt reiten, gescheut statt gescheit erwähnt. Die von uns ausgehobenen Lesarten werden aber stets mit der Rechtschreibung und Interpunktion des Originals wiedergegeben. — Aus den Handschriften werden auch die ausgestrichenen Stellen ausgehoben, soweit sie nicht als äußerliche Versehen ohne Belang sind. Auch die den Sinn berührenden Abweichungen der französischen Ausgaben werden vermerkt.

---

[1] Bei diesen wird natürlich auch Datum und Nummer bezeichnet; z. B. „Gs 14/5. 21 Nr. 77" bedeutet Gesellschafter vom 14. Mai 1821, Nr. 77.

I. Buch der Lieder.

Verglichen wurden:

H = Handschrift (genauere Angaben bei den einzelnen Gedichten).
L_1 = Buch der Lieder, 1. Aufl., Hamburg 1827.
L_2 = — 2. Aufl., ebendas. 1837.
L_3 = — 3. Aufl., ebendas. 1839.
L_4 = — 4. Aufl., ebendas. 1841.
L_5 = — 5. Aufl., ebendas. 1844. — Die spätern Auflagen sind von Heine selbst im einzelnen nicht durchgesehen worden; sie sind durch zahlreiche Druckfehler entstellt.
G = Gedichte von H. Heine, Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, 1822.
T = Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo von H. Heine, Berlin, Dümmler, 1823.
R = Reisebilder; Genaueres s. dort. R I bedeutet „Reisebilder, erster Band"; die kleine Ziffer rechts vom Fuß des Buchstaben bedeutet die Auflage; also RI_2 = erster Band, zweite Auflage.

Zeitschriften und Taschenbücher (genauere Angaben bei den einzelnen Gedichten).

HW = Hamburgs Wächter.
RwA = Rheinisch-westfälischer Anzeiger.
Gs = Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz, hrsg. von Gubitz.
Z = Der Zuschauer, Zeitschrift für Belehrung und Aufheiterung, hrsg. von Symanski.
RwM = Rheinisch-westfälischer Musenalmanach, herausgeg. von Raßmann.
Aur. = Aurora. Taschenbuch. (Mannheim.)
WtM = Westteutscher Musenalmanach, hrsg. von J. B. Rousseau.
Agr. = Agrippina, Zeitschrift für Poesie, Literatur, Kritik und Kunst, hrsg. von J. B. Rousseau.
RF = Rheinische Flora, Blätter für Kunst, Leben, Wissen und Verkehr, hrsg. von Rousseau.
Az = Abendzeitung, hrsg. von Theodor Hell.
Rb. = Rheinblüthen (für das Jahr 1825).
Bi = Die Biene, schönwissenschaftliches Unterhaltungsblatt, hrsg. von Kruse u. Haeselinger.
BC = Berliner Conversationsblatt für Poesie, Literatur und Kritik, hrsg. von Förster u. Häring.
ZW = Zeitung für die elegante Welt.
F = französische Ausgabe der Heineschen Gedichte, „Poëmes et légendes, Paris 1855".

Vorreden.

Vorrede zur zweiten Auflage[1].

Diese neue Ausgabe des Buchs der Lieder kann ich dem überrheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichtesammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versifiziren. Seit einiger Zeit sträubt sich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als sey in schönen Versen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit scheue sich in metrischen Gewanden zu erscheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneueten Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Ueberwindung gekostet, ich habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der ersten Publikazion, die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben seyn, dazwischen, hie und da, müssen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne sichtbar seyn.... Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichsten Reitz verloren und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmuth.

Ja, es sind nun zehn Jahre[2], seitdem diese Gedichte zuerst erschienen, und ich gebe sie wie damals in chronologischer Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gedichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner Seele brannten. Ach! die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem sehr viel von ihrer Glut und Frische! Bei so langjährigem Verhältniß mußte die Inbrunst der Flitterwochen allmählig verrauchen; aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drangsalen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie im Stich, sogar in Geldnoth wußte sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Eben so wenig wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hie und da, in der ersten Abtheilung, wurden einige Verse verbessert. Der Raumersparniß wegen habe ich die Dedikazionen der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel „Tragödien" im Jahr 1823 erschien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, so wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die

---

[1] In L_{2-7} abgedruckt; seit L_8 (gewiß mit Heines Zustimmung) beseitigt. In L_2 natürlich nur Vorrede. überschrieben. — [2] Jahr L_2.

er mir bewiesen[1], wollte ich durch jene Widmung beurkunden. „Die Heimkehr“ welche zuerst in den Reisebildern erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen der erste gewesen zu seyn, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und tröſten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich es würde besser werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehn[2] zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Theilnahme widmete, und sich oft nicht wenig für mich ängstigte, in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete. . . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt sich mit Allem befassen kann, wenn man nur die dazu nöthigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur das thun, was thunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Werth der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schooße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst, nach einem Conzerte von Paganini, diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: aber wie gefielen Ihnen heute[3] meine Complimente, meine Verbeugungen?

Bescheidenen Sinnes und um Nachsicht bittend, übergebe ich dem Publikum das Buch der Lieder; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten.

Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, eben so gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdam-

---

[1] mir damals bew. L_{2-4}. — [2] auferstehen L_{2-4}. — [3] heut L_{2-4}.

men darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanken eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich eben so verachten wie bedauern muß. Nur gewissen bornirten Geistern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Uebermuth mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht müde zu seyn... Und dann muß jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht...

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus allem was ich so eben geschrieben. In einem Stücke von Raymund, dem wackeren Komiker, der sich unlängst aus Melancholie todtgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück, ich glaube es heißt „der Bauer als Millionär." Sobald die Jugend abgeht, sieht man wie die Person des Helden, der allein auf der Scene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählig grau und endlich schneeweiß; sein Rücken krümmt sich, seine Kniee schlottern; an die Stelle des vorigen Ungestüms, tritt eine weinerliche Weichheit... das Alter erscheint.

Naht diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, theurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich in der Literatur sich bewegte? Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, Angesichts des ganzen Publikums, allmählig alt wird. Wir habens gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir habens gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blüthenreicher verjüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntsche geworden... O, Ihr Götter! ich bitte Euch nicht mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister ankläfft, oder ein matter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig flennt... Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt, und trotz der Alterschwäche noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!

Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig halb boßhaft, die schöne Freundinn, als sie mit ihren rosigen Fingern meine Locken glättete.... Nicht wahr, du hast auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn."

Geschrieben zu Paris im Frühjahr 1837. **Heinrich Heine.**

Die Verse der **Vorrede zur dritten Auflage** waren vorher gedruckt worden in ZW. 3 9. 39, Nr. 172. Vgl. „Neue Gedichte" Rom. 13.

Überschrift: „III. Die Liebe. (Vorwort zur neuen Auflage des Buches der Lieder.)" ZW. — 6_3 Leib] Rumpf ZW. — 7_4 stilles] holdes ZW. — 9_3 meiner] der ZW. —

Vorrede zur fünften Auflage.

Der vierten Auflage dieses Buches konnte ich leider keine besondere Sorgfalt widmen, und sie wurde ohne vorhergehende Durchsicht abgedruckt. Eine Versäumniß solcher Art wiederholte sich glücklicherweise nicht bey dieser fünften Auflage, indem ich zufällig in dem Druckorte verweilte und die Correktur selber besorgen konnte. Hier, in demselben Druckorte, bey Hoffmann und Campe in Hamburg, publizire ich gleichzeitig, unter dem Titel „Neue Gedichte", eine Sammlung poetischer Erzeugnisse, die wohl als der zweite Theil des „Buchs der Lieder" zu betrachten ist. — Den Freunden im Vaterlande meine heitersten Scheidegrüße!

Geschrieben zu Hamburg den 21. August 1844. **Heinrich Heine.**

Préface[1]

Le livre que je publie aujourd'hui contient la traduction française d'une partie de ces productions lyriques qui m'ont valu dans mon pays le nom de poëte. C'est un beau nom, et il vaut bien celui de grand tribun dont j'ai également goûté pendant quelque temps; j'en ai encore la bouche amère.

L'économie matérielle de ce volume ne me permettait pas de donner ici un recueil complet de mes poésies; mais faire un choix est chose trop pénible pour le cœur paternel d'un poëte, qui est engoué d'une égale tendresse pour toute sa progéniture rimée. Dans cet embarras je pris le parti de rassembler ici seulement les poésies que j'avais déjà traduites dans mes heureux loisirs d'autrefois, et d'y ajouter celles qu'à différentes époques j'avais déjà publiées dans des revues en collaboration avec des amis qui possédaient à la fois l'art du style et celui de la patience, art plus rare encore.

*Je n'ai pu résister au douloureux plaisir de réimprimer dans ce livre les gracieuses pages dont mon défunt ami Gérard de Nerval a fait précéder l'*Intermezzo *et* la Mer du Nord. *Je ne peux pas, sans une profonde émotion, songer aux soirées du mois de mars 1848, où le bon et doux Gérard venait tous les jours me trouver dans ma retraite de la barrière de la Santé, pour travailler tranquillement avec moi à la traduction de mes paisibles rêvasseries allemandes, tandis qu'autour de nous vociféraient toutes les passions politiques et s'écroulait le vieux monde avec un fracas épouvantable! Plongés comme*

---

[1] Die *Poëmes et légendes* zerfallen in folgende Abteilungen: *Atta Troll — L'Intermezzo — La Mer du Nord — Nocturnes — Feuilles Volantes — Germania — Romancero — Le Livre de Lazare.*

nous étions dans nos discussions esthétiques et même idylliques, nous n'entendîmes pas l s cris de la fameuse femme aux grandes mamelles qui parcourait alors les rues de Paris en hurlant son chant: „Des lampions! des lampions!“ la Marseillaise de la révolution de février. de malencontreuse mémoire. Malheureusement mon ami Gérard même dans ses jours lucides, était sujet à de continuelles distractions, et je découvris, mais trop tard pour y remédier, qu'il avait égaré sept morceaux de la série qui forme la Mer du Nord. *J'ai laissé cette lacune dans mon poëme pour ne pas nuire à l'ensemble dont l'harmonieuse unité de couleur et de rhythme aurait pu être gâté par l'intercalation de morceaux dus au labeur inculte de ma propre plume. La diction de Gérard coulait avec une pureté suave, qui était inimitable, et qui ne ressemblait qu'à l'incomparable douceur de son âme. C'était vraiment plutôt une âme qu'un homme, je dis une âme d'ange quelque banal que soit le mot. Cette âme était essentiellement sympathique, et sans comprendre beaucoup la langue allemande, Gérard devinait mieux le sens d'une poésie écrite en allemand, que ceux qui avaient fait de cet idiome l'étude de toute leur vie. Et c'était un grand artiste; les parfums de sa pensée étaient toujours enfermés dans des cassolettes d'or merveilleusement c selées. Pourtant rien de l'égoïsme artiste ne se trouvait en lui; il était tout candeur enfantine; il était d'une délicatesse de sensitive; il était bon, il aimait tout le monde; il ne jalousait personne; il n'a jamais égratigné une mouche; il haussait les épaules, quand par hasard un roquet l'avait mordu. — Et malgré toutes ces qualités de talent, de gentillesse et de bonté, mon ami Gérard a fini dans cette ignoble ruelle de la Vieille-Lanterne, de la manière que vous savez.*

La pauvreté n'a pas été la cause de ce sinistre événement, mais elle n'y a pas nui. Toujours est-il avéré que l'infortuné, à l'heure fatale, n'avait pas même à sa disposition une chambre un peu propre et bien chauffée où l'on pût prendre ses aises pour se ......

Pauvre enfant! tu méritais bien les larmes qui ont coulé à ton souvenir, et je ne peux retenir les miennes en écrivant ces lignes. Mais tes souffrances terrestres ont cessé, tandis que celles de ton collaborateur de la barrière de la Santé vont toujours leur train. — Ne t'attendris pas trop, cher lecteur, à ces paroles; le jour n'est peut-être pas éloigné où tu auras besoin de toute ta commisération pour toi-même. Est-ce que tu sais comment tu finiras, toi?

Mais revenons aux poëmes et légendes qui sont rassemblés dans ce livre. J'ai indiqué au-dessus de chaque partie la date de sa naissance. C'est un service dont me sauront gré les critiques investigateurs, qui aiment à poursuivre dans les œuvres d'un poëte les origines de sa pensée et à découvrir les tendances secrètes de son esprit pendant les différentes phases de sa vie. Mes premières productions lyriques se trouvent dans les Nocturnes, *et datent de 1816. Ce sont les quatre premiers morceaux, et ils appartenaient à un cycle de folles visions. A la même époque j'ai écrit* les Deux grenadiers, *et cette production juvénile fut imprimée en 1822 à Berlin dans mon premier recueil de poésies. Je fais cette remarque chronologique pour n'avoir pas l'air de marcher sur les brisées d'un poëte autrichien.*

J'ai dit que dans les Nocturnes *se trouvent les premiers vagissements du poëte lyrique; ses derniers soupirs, j'allais dire son râle de mort, se trouvent à la fin de ce volume, dans une série de lamentations que j'ai intitulée le* Livre de Lazare. *La traduction est l'œuvre d'un littérateur aussi sagace qu'élégant, et qui a réussi mieux que beaucoup de ses compatriotes, à s'approprier les trésors intellectuels de la grave et docte Allemagne sans sacrifier à cette acquisition les qualités raisonnables et généreuses qui appartiennent au génie français. Je n'ai pu résister à la tentation de reproduire les quelques lignes qui accompagnent le* Livre de Lazare.

En reproduisant également la préface qui précède le poëme Germania, *conte d'hiver, j'avais oublié de remarquer que ces paroles étaient destinées au public allemand et non pas au lecteur français, qui trouvera probablement ce poëme de* Germania *parfois trop germanique et trop peu intelligible. J'avoue qu'il y a là une fourmilière d'allusions tudesques, qui auraient besoin de plusieurs volumes de commentaires. En outre, il s'y trouve une foule de passages où la pensée de l'auteur pivote sur des rimes bouffonnes et grotesques, dont l'absence doit rendre la version française quelquefois très-flasque sinon insipide.*

C'est toujours une entreprise très-hasardée que de reproduire dans la prose d'un idiome roman une œuvre métrique qui appartient à une langue de souche germanique. La pensée intime de l'original s'évapore facilement dans la traduction, et il ne reste que du clair de lune empaillé, comme a dit une méchante personne qui se moquait de mes poésies traduites.

Je te salue, cher lecteur, et je prie Dieu qu'il t'aie dans sa sainte et digne garde.

Paris, ce 25 juin 1855. ***Henri Heine.***

Reihenfolge in G, T, R und L.

I. „Gedichte."

G.	L.	Nachlese	G.	L.	Nachlese
	I.		III. (Forts.)		
Zueignung	Traumbilder	—	3	—	I,4
S. III	1		4–7	1–4	—
	II.		8	—	I,5
Traumbilder	Traumbilder	—	9–11	5–7	—
(S. 3–35)			Sonette und		
1–9	2–10		verm. Ged. 2	8	—
			12	—	II,13
	III.		13	9	—
Minnelieder	Lieder	—	14	Romanzen	
(S. 37–64)				1	—
1	—	I,2	15^{a-c}	Lyr. Interm.	
2	—	I,3		17–19	—

G.	L.	Nachlese	G.	L.	Nachlese
	IV.		V. (Forts.)		
Romanzen (S. 65-103)	Romanzen	—	7^{I-VII}	4^{I-VII}	—
1	—	III,1	7^{VIII}	—	II,17
2–11	2–11	—	7^{IX-X}	$4^{VIII-IX}$	—
12	—	III,3	8	—	II,18
13–16	12–15	—	9	Romanzen 20	—
Sonette und verm. Ged. 13	16	—	10	Romanzen 19	—
do. 15	17	—	11	—	II,19
do. 16	18	—	12	—	II,2
do. 10	19	—	13	Romanzen 16	—
do. 9	20	—	14	—	III,2
	V.		15	Romanzen 17	—
Sonette und verm. Ged. (S. 105-142)	Sonette	—	16	Romanzen 18	—
1^a	—	$II,14_I$	17	—	II,20
1^b	1	—	18	—	I,6
1^c	—	$II,14_{II}$		VI.	
2	Lieder 8	—	Übersetzung. aus Lord Byrons Werken (S. 143-170)	—	V.
3	—	II,15			
4	—	II,16			
5^{a-b}	2^{a-b}	—			
6	3	—			

II. „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo."

T. (S. 69–128)	L.	Nachlese	T. (S. 69–128)	L.	Nachlese
1–11	2–12	—	25–31	27–33	—
12	—	I,13	32	—	I,8
13–16	13–16	—	33–35	34–36	—
Ged., Minnelieder 15^{a-c}	17–19	—	36	—	I,14
			37–39	37–39	—
17–23	20–26	—	40	—	II,25
24	—	I,12	41–66	40–65	—

Prolog und Nr. 1 des Lyrischen Intermezzos fehlen in T. — Nr. 36 in T war in L_1 noch als Nr. 37 enthalten, so daß das Lyrische Intermezzo in L_1 aus 66 Gedichten bestand. Seit L_2 ist das Gedicht ausgeschieden. Im übrigen ist der Inhalt von L durch alle Auflagen unverändert geblieben.

III. „Reisebilder."

Lieder der „Heimkehr".

RI_1 (S. 1 bis 110)	RI_2 (1–84)	L.	Nachlese	RI_1 (S. 1 bis 110)	RI_2 (1–84)	L.	Nachlese
1–9	1–9	1–9	—	77	—	—	I,17
—	10–11	—	II,33/34	—	79–80	76–77	—
10–55	12–57	10–55	—	78	—	78	—
—	58–59	56–57	—	79	77	79	—
56	60	58	—	80	81	80	—
57	—	59	—	81–83	82–84	82–84	—
58-61	61–64	60–63	—	84	—	—	I,25
62		—	I,23	85–88	85–88	85–88	—
—	65	—	I,27	Götter-	—	Götter-	—
63–65	66–68	64–66	—	dämme-		dämme-	
—	78	67	—	rung		rung	
66–69	69-72	68–71	—	Ratcliff	—	Ratcliff	—
70	—	—	I,15	Donna	—	Donna	—
—	73	—	I,28	Clara		Clara	
71	—	72	—	Alman-	—	Alman-	—
72	—	—	I,16	sor		sor	
73–75	74–76	73–75	—	Wall-	—	Wall-	—
76	—	—	I,24	fahrt		fahrt	

Die Reihenfolge von RI_2 ist in den spätern Auflagen von R beibehalten worden.

Über die Reihenfolge der Nordsee-Gedichte vergleiche die Vorbemerkung zu denselben.

Junge Leiden.

Traumbilder.

Die erste Ziffer zeigt die Strophe und die kleinere Ziffer daneben den Vers an.

Seite

1. G (S. III) 13

Überschr.: Zueignung. (Vor dem Inhaltsverz.) G. — 1_1 Minne-glüh'n, G. — 2_2 gar] auch G. — 2_3 gluterfüllt G. L_{1-4}. — 3_3 grüße mir's G.

2. HW 8/2. 17, Nr. 17. G (S. 3; Nr. 1). — F (in der Abteilung *Nocturnes* das erste Gedicht; in Prosa übers., wie alle). — Zusammen mit dem Gedicht Die Weihe (Nachlese, III, 1) unter der Überschrift Zwei Lieder der Minne. — Unterschrift für beide Gedichte: Sy. Freudhold Riesenharf. — Überschrift des vorliegenden: 1. Der Traum. HW. — Die Wundermaid. G. — *Songe Fatal.* F. 13

1_{1-2} Ein langer Traum, gar fürchterlich | Und wundersam, e. m. HW. — 1_4 Und stürmt und wogt im Busen wild. HW. — 1_4 wogt mir's G. L_{1-4}. — 2_1 Das | Es HW. — 2_2 lustig]

Seite

traulich HW. — 2_3 Viel Blümlein meine Augen sahn, HW. G. — 3_2 Viel] Gar HW. — 3_3 Von Goldglanz schien [so in HW.; war G] die Sonn' umstralt, HW. Die Sonne war von Gold umstrahlt, L_{1-4}. — 3_4 Blümchen HW. Blümlein G. — 4_1 Viel] Süß HW. — 5_1 Und mitten HW. — 5_2 Marmorbronnen HW. G. — 6_1 Die Wangen bleich, HW. — 6_2 Ein wundersames Himmelsbild! HW. — 7_1 Maid beeilt sich sehr HW. G. — 7_2 summt ein seltsam Liedchen her: HW. G. — 7_3 Wasserlein, HW. — 7_4 Wasche, wasche Hemde rein! HW. G. L_1. — 8_{1-2} Ich kam und näh'rte mich zu ihr, | Und lispelte: HW. — 8_1 ging] kam G. — 8_3 Du wonnevolle schöne M. HW. — 8_4 Wem höret d. w. K. HW. — 9_{3-4} Und wie sie dies gesprochen dar, | Auf einmal alles schwunden war. — HW. — 9_3 als] wie G. — 10_{1-2} Anstarrte mich ein wilder Wald; | Gar schauerlich war's drin und kalt. HW. — 10_1 Und] Wie G. — 10_4 stand und staunt' HW. — 11_1 Vernehme dumpfen Wiederhall, HW. Doch horch! L_{3-4}. — 11_3 Und eil' in Busch HW. — 12_{3-4} Und sieh! die Maid ich wieder schaut, | Die emsig in den Eichstamm haut. HW. — $14_{1-2} = 8_{1-2}$ HW. $14_1 = 8_1$ G. — 14_3 Du wonnevolle Magedein, HW. — 15_2 zimmre dir den T. HW. — $15_{3-4} = 9_{3-4}$ HW. — $15_3 = 9_3$ G. — 16_4 schaurend HW. schauernd G. L_{1-4}. — 17_3 Ich eil' herzu, HW. — 18_2 Grub in die Erd mit Grabesscheit. HW. — 18_4 So mild und schön, und doch voll Graun. HW. — 19_{1-2} beeilt sich sehr, | Sie summt ein seltsam Liedlein [HW. Liedchen G.] her: HW. — $20_{1-3} = 8_{1-3}$ HW. — 20_1 ging] kam G. — 20_4 bedeut' HW. — 21_{1-2} bereit dich hab', | Ich schaufle dir dein eignes Grab. HW. Sey still, mein Knab', | Ich schaufle dir ein kühles Grab. G. L_{1-4}. — 21_3 die Wundermaid, HW. — 22_1 als] da HW. — 22_2 Schauder HW. — 22_3 d. Mitternacht HW.

3. Az. 27/10. 21, Nr. 258. — G. (S. 8, Nr. 2). — F (in den *Nocturnes*, Nr. 2) 16
Überschrift: Der Glückwunsch. Az. G. — *Les Compliments.* F. — 2 Im schwarzen L_1. — 5 sagte] sprach im Hofton Az. (auch im Text von G, aber in der Berichtigung bereits geändert). — 14 gern. Az. — Unterschrift: Berlin. H Heine. Az.

4. G (S. 9, Nr. 3) 17
Überschrift: Die Trauung. G. — 8 r. stutzig und recht trutzig. G. r. trotzig u. r. st. L_1.

5. G (S. 10, Nr. 4). — F (in den *Nocturnes* Nr. 3) 17
Überschrift: Die Hochzeit. G. — *La Noce.* F. — 1_3 schäumt] zischt G. L_{1-4}. — 2_{1-2} toll, die Flamme wild, | Weil zu mir kam ein Traumgebild; G. L_{1-4}. — 3_{2-3} Wo Fackelglanz und Harfenbraus; | Viel dumpfe Stimmen schollen drein; G. — 4_{3-4} Gar vornehm saß der Bräutgam da, — | O Weh! mein Lieb als Braut ich sah. G. — 5_{1-2} Es war mein eignes Liebchen süß, | Die dort ein Mann sein Bräutchen hieß; G. — 5_1 Das war mein Lieb, und wundersam, L_{3-4}. — 6_{3-4} Der

Seite

Bräutgam oft gar zärtlich blickt, | Die Braut erwiedert's hold, und nickt. G. L_1. — 11_3 Zwei leise Wörtlein Bräut'gam spr. G. — Nach 11 folgen in G noch 2 Strophen:

Des Bräutgams Augen Funken sprüh'n;
Schön Bräutchens Wangen schamhaft glüh'n;
Sie schleichen fort in's Brautgemach;
Ich aber schleiche hintennach.

Ich schleich' einher, und zitt're sehr,
Rings um mich flammt ein Glutenmeer,
Die Erde unter mir erkracht, —
Da zuckt mein Herz, — und ich erwacht'.

In F folgen nach Str. 11 noch die Worte: *Ils se séparent furtivement de la foule et gagnent la sortie de la salle; je voulus les suivre, mais mes pieds étaient de marbre — la douleur me pétrifiait.*

La douleur me pétrifiait. Je me traînais pourtant jusqu'à la chambre nuptiale; deux vieilles femmes y étaient accroupies devant la porte.

L'une était la mort, l'autre la folie. Elles posaient sur leur bouche sans lèvres un doigt décharné — je râlais, je suffoquais, à la fin je riais, et ce rire m'éveilla.

6. G (S. 13, Nr. 5) 18
Überschrift: Der Kampf. G. — 1_2 Zauberpracht, G. L_1. — 1_{3-4} Die lang ersehnte Liebste mein, | Und goß mir Glut in's Herz hinein. G. L_1. Mit Zaubermacht und Wunderschein | Die lang ersehnte Liebste mein. L_{2-4}. — 2_{1-2} Und wie ich schau', erglüh ich wild | Und wie ich schau, s. l. m. G. L_1. — 2_1 Ich schau' sie an und glühe wild, L_{2-4}. — 3_{1-2} alles was da mein,| Mein Liebstes will ich gern dir weih'n, G. L_{1-4}. — 4_4 So gieb mir G. L_1. — 7_3 in den tiefsten Seelenraum; G. L_1. W. i. d. S. tiefstem Raum L_2. — 8_2 Die glänzten hell im Rosenschein; G. L_{1-4}. — 10_{3-4} Wie 'n Rehlein süß umschmiegt sie mich, | Doch weint sie auch recht bitterlich. G. L_1. — 11_4 Gieb her, feins Lieb nur Minneglut." G (zuerst Liebchen, im Druckfehlerverz. durch Lieb ersetzt G). L_1. — 11_4 Minnegluth." L_{2-4}. — 12_1 Minneglut —" G. L_{1-4}. — 12_4 sich ein] seinen G. L_{1-4}. — 13_{1-2} Und aus dem Abgrund schwarz und graus | Stieg wild die schwarze Schaar heraus. G. L_{1-2}. Und aus dem Abgrund stieg empor | Die schwarze Schaar, ein wilder Chor. L_{3-4}.

7. Gs. 11/6. 21, Nr. 93. — G (S. 17, Nr. 6) 20
Überschrift: Poetische Ausstellungen. V. Gs. — Die Brautnacht. Gs. G. — 1_2 Gesell] Teufel L_{3-4}. — 2_2 ey! habt Ihr Gs. G. — 4_1 Du herzlieb grau M. Gs. G. — 4_2 treibet Gs. 5_1 mein zott'ger Gs. G. L_{1-4}. — 6_3 ja] gar G. L_1. — 7_4 was] warum Gs. G. — o_1 Altbesenstiel-Mütterchen wackelt dort schon; Gs. — 8_4 alt Mütterchen Gs. G. L_{1-4}. — 9_3 buntscheckigter Gs. — 10_1 u. 10_3 Es] Da Gs. G. L_1. — 10_{3-4} Zwölf lü-

Seite

sterne Pfäfflein springen herbey | Und pfeifen ein Schandlied als Litaney. L_{3-4}. — 15_3 mit Pferdefüßen Gs. — 15_4 Eu'r Hochwürden Gs. G. L_{1-4}. — 17_4 Ich hielt Gs. G. — 18_1 umspielten Gs. G. — 18_3 pochten Gs. G. — 18_4 schwebten Gs. G. — 19_1 schwammen Gs. G. L_1. — 19_{3-4} Doch über den Häuptern [so in Gs. L_{1-4}; über die Häupter G] viel Grausen sich regt, | Da hatte [so in Gs. G. hat L_{1-4}] die Hölle die Hand gelegt. Gs. G. L_{1-4}. — 21_3 bläulichtes G. — 21_4 das Mütterchen] Altmütterchen Gs. — alt Mütterchen G. L_{1-4}. — Unterschrift: Berlin. H. Heine. Gs.

8. Gs. 7/5. 21, Nr. 73. — G (S. 22, Nr. 7). — F (in den *Nocturnes* Nr. 4) 23

Überschrift: Poetische Ausstellungen 1. Gs. Der Kirchhof Gs. G. — *Le Cimetière.* F. — 1_3 wie] als Gs. G. — 2_3 Es lispelt: Gs. — 5_4 Und umschweben G. L_1. — 7_{1-2} und schwirret und krächzt, | Und wimmert und greinet und girret und ächzt L_{3-4}. — 8_{13} kann | soll Gs. G. L_{1-4}. — 8_{16} u. $_{17}$ eine Verszeile in Gs. — Nach 10_4 Strophenabsatz in Gs. — 10_7 mir's Herz durchstochen Gs. — ins Herze gest. G. — 14_4 des Herren Nachbars Gs. G. $L_{1-2.5-8}$ — 19_2 das] im Gs. — 21_3 Dolch nun b. Gs. — 23_1 Professer Gs. — 23_2 schwatzt' Gs. G. L_{1-4} — schlief oft gut Gs. G. L_{1-4}. — 23_3 Doch hätt's mir behaget noch t. b. Gs. — hätt' ich geschlafen noch t. b. G. — 28_2 Dienergetroß G. L_1. — 29_2 hör' ich's Gs. — 29_4 das] die Gs. G. L_1. — 31_4 hellen | lichten Gs. — 32_2 Mit blutigem Haupt trat L_{3-4}. — 33_3 schnarrt' es Gs. — 36_2 umarmt' Gs. — 38_2 Da] Dann Gs. — 40_3 Vom Kirchthurm scholl jetzt „Eins" h. Gs. — Unterschrift: Berlin. H. Heine. Gs.

9. G (S. 32, Nr. 8) 28

Überschrift: Die Blasse. G. — 3_3 Und auf mein Ruhebett sich legt G. — Nach Strophe 3 folgt in G noch:

Wild küßt sie und umschlingt sie mich,
Die Brust so weiß wie Schnee
Bedeckt mich lieb und inniglich, —
Mir war so wohl, so weh.

4_{1-2} Wie bebt, wie pocht mein Herz vor Lust, | Und zuckt, und brennet heiß? G. — 6_3 schauernd G. L_{1-4}. — 7_2 fast] bald G. L_{1-4}.

10. G (S. 34, Nr. 9) 29

Überschrift: Das Erwachen. G. — 3_1 Ihr finstre G. Ihr finstren L_{1-4}. — 4_4 Wenn ich sie nicht lieben gesollt? G L_1. Wenn ich dich nicht lieben sollt'? L_{2-4}. — 5_2 an glühender Brust! G. — 5_3 auf] die G. L_{1-4}. — 5_4 Zerküssen mit Wahnsinnlust! G. Küssen mit sel'gem Schmerz. L_{1-} . — 6_2 ein liebvolles Wort, — G. — 6_4 finstern G. L_1. — 7_2 nicken grausiglich. G. L_1.

Lieder.

1. G (S. 46, Nr. 4) 30

Überschrift: Erwartung G.

Seite

2. HW 17/3. 17, Nr. 33. Zusammen mit Nr. 4 der vorliegenden Abteilung und dem Gedicht Die Lehre (Nachlese III,2). Gemeinsame Unterschrift: Sy. Freudhold Riesenharf. Vorl. Ged. an 2. Stelle HW. — G (S. 47) . . 30
Überschrift: Die Stunden. HW. Ungeduld. G. — 1_2 Nach wenigen Stunden HW. G. L_1. — 1_4 Du altes Herz, was pochst du so sehr? HW. — 3_4 tückisch] böslich HW.

3. H (im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Sethe in Berlin; ein Oktavblatt; Nr. 13). — G. (S. 48) 31
Überschrift: Liebe. H. Das Wörtlein Liebe. G. — 2_2 luft'ger H. — 2_4 thät' G. — 4_4 niemand H.

4. HW 17/3. 17, Nr. 33. Vgl. Nr. 2 dieser Abteilung. Vorl. Gedicht an 3. Stelle HW. — G (S. 49) 31
Überschrift: Der Zimmermann. HW. Holzmeyer. G. — 2_2 schon lang HW. — 2_4 endlich schlafen HW.

5. G (S. 52) 32
Überschrift: Lebewohl! G. — 1_3 Stadt ich muß dich meiden, — G.

6. G (S. 54) 32
Überschrift: Abfahrt. G. — 1_1 Schiffmann, G. L_{1-4}. — 3_4 Jahrelang ja vor dir G.

7. G (S. 56, Nr. 11) 32
Überschrift: Auf dem Rhein. G. — Nach Str. 4 folgt in G noch:

Doch wer solchem Lächeln glaubet,
Und sein Lebensglück drin sucht,
Dem wird jedes Glück geraubet,
Und sein Leben ist verflucht.

8. G (S. 110) 33
Überschrift: An Carl v. U. Ins Stammbuch. G. — 4 frag' G.

9. G (S. 59) 34
Überschrift: Nachhall. G. — 1_{1-3} Mit Myrten und Rosen, lieblich und hold, | Mit duft'gen Zypressen und Flittergold, | Möcht' ich zieren dies Buch wie 'nen T. G. L_{1-4}. — Str. 2 fehlt in L_{3-4}. — 3_2 Wie e. L. dem Glutberg entquillt, G. — 5_4 Süß Lieb im fernen Norderland. G.

Romanzen.

1. G (S. 61) 35

2. G (S. 70) 35
Überschrift: Die Bergstimm. G. — 1_1 Reuter G. — 2_1 reutet G. — 2_1 u. 3_1 Reutersm. G. — 3_2 bleich und kummervoll: G. kummerbleich und hohl: L_{3-4}.

3. G (S. 71) 36
Überschrift: Die Brüder. G. — 2_1 'S sind zwey Brüder G. — 5_4 Grausig Blendwerk schleichet Nachts. G. L_{1-2}.

4. G (S. 73). F (*Nocturnes,* Nr. 8) 37

5. G (S. 76) 38
Überschrift: Lied des gefangenen Räubers. G. — 3_3 geschwinde G. L_{1-4}.

6. G (S 77, Nr. 6). F (*Nocturnes,* Nr. 11) 39

Seite

Überschrift: Die Grenadier. G. — *Les Deux Grenadiers.* — *Écrit en 1816.* — F. — 2_3 große] tapfere G. L_{1-4}. — 8_2 Schildwacht, G.

7. G (S. 79) 40

3_4 So eile nicht s. s. G. L_{1-4}.

8. G (S. 80) 41

3_3 Hüll' ein dich im weiten, G L_{1-2}. — 3_4 Spiel fein auf den Saiten d. sch. L. G. L_{1-2}.

9. HW 27/2. 17, Nr. 25. — G (S. 81) 41

Die Fassung in HW weicht erheblich ab; wir geben sie hier vollständig:

Die Romanze vom Rodrigo.

Donna Klara, Donna Klara!
Heißgeliebte langer Jahre,
Hast beschlossen mein Verderben,
Hast's beschlossen ohn' Erbarmen.

Donna Klara, Donna Klara!
Ist doch süß die Lebensgabe.
Aber unten ist es grausig,
In dem finstern kalten Grabe.

Donna Klara! freu' dich immer,
Morgen schon am Hochaltare
Wird Fernand dich Weib begrüßen:
Willst mich auch zur Hochzeit laden? —

Don Rodrigo, Don Rodrigo!
Deine Worte treffen bitter;
Aber Vater drohet strenge,
Richtig ist der Tochter Wille.

Don Rodrigo, Don Rodrigo!
Laß doch fahren die Betrübniß.
Mädchen giebt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

Don Rodrigo, kühner Ritter,
Sollst nun auch dich selbst besiegen,
Sollst auf meine Hochzeit kommen:
Deine theure Klara bittet! —

Donna Klara, Donna Klara!
Ja ich schwör' es, ja ich komme,
Will mit dir den Reihen tanzen,
Gute Nacht, ich komme morgen! —

Gute Nacht! — Das Fenster klirrte,
Seufzend stand Rodrigo unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkel.

Endlich auch nach langem Ringen
Muß die Nacht dem Tage weichen.
Wie ein bunter Blumengarten
Lag Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne,
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienensummen
Alle Feierglocken läuten,
Und entsteigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle
Bunte Volkesmenge strömet,
Im Gewimmel und Gedränge:

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Festlich blinckend Hofgesinde.
Und die Orgel ferne rauschet,
Und die Glocken läuten immer.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen
Schreitet stolz das junge Ehpaar,
Donna Klara, schwarz verschleiert,
Don Fernando, waffenglänzend.

Tausend Augen sind gerichtet,
Tausend Stimmen Freude rufen:
Heil, Kastiliens Mädchensonne,
Und Kastiliens Ritterblume!

Bis an Bräutigams Palastthor
Wälzet sich das Volksgewühle,
Dort gefeiert wird die Hochzeit,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Wie im Rausche flohn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäste.
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von der Kerzen Lichterheere.

Bräut'gam, wie ein Feuerkönig,
Stralt im goldnen Purpurmantel;
Klara, wie die Rose blühend,
Folgt im weißen Brautgewande.

Auf erhabne Ehrensitze,
Rings von Dienerschaft umwoget,
Ließen beide drob sich nieder,
Tauschten süße Liebesworte.

Und im Saale dumpfes Brausen
Von der krausbewegten Menge;
Und es wirbelten die Pauken,
Und erschmettern die Trompeten.

Doch warum, o schöne Herrin,
Sind geheftet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?
So verwundert sprach der Ritter.

Siehst du denn nicht, Hochgebieter,
Dort den Mann im schwarzen Mantel? —
Und der Ritter huldig lächelt:
Ist ja nur ein blasser Schatten.

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel,
Und Rodrigo nun erkennend,
Grüßt ihn Klara glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter sich die Tänzer drehen,
Und es zitterte der Boden
Von dem rauschenden Getöse.

Wahrlich gerne, Don Rodrigo,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Aber so im schwarzen Mantel —
Hättest du nicht kommen sollen.

Don Rodrigo starret finster,
Wild umschlang er schon die Holde:
Sprachest ja, ich sollte kommen!
Hallen dumpfig seine Worte.

Und im dichtsten Tanzgetümmel
Drängten sich die beiden Tänzer;
Und es donnerten die Pauken,
Und erschmettern die Trompeten.

Sind ja schneeweiß deine Wangen!
Heimlich schaudernd Klara flüstert —
Sprachest ja, ich sollte kommen!
Schnarret hohl die heisre Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das fluthende Gedränge,
Und es wirbelten die Pauken,
Und erschmettern die Trompeten.

Sind ja eiskalt deine Hände!
Flüstert Klara, krampfig zuckend. –
Sprachest ja, ich sollte kommen! —
Und sie treiben rasch hinunter.

Laß mich, laß mich, Don Rodrigo!
Leichenhauch ist ja dein Odem. —
Don Rodrigos grause Worte
Schallen schaurig im Gewoge.

Und der Boden glühend rauchte,
Lustig fiedelten die Geigen;
Wie ein tolles Zauberweben
Schwindelt Alles im Gekreisel.

Laß mich, laß mich, Don Rodrigo!
Klara ächzt und fleht und wimmert. —
Sprachest ja, ich sollte kommen?
Grinset immer Don Rodrigo.

Nun so geh in Gottes Namen!
Klara sprach's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum entfahren,
Und verschwunden war Rodrigo. —

Klara starret. Ihre Sinne
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlug sie auf die Wimper.
Aber Staunen wollt' auf's Neue
Ihre schönen Augen schließen;

Denn sie saß noch wie zu Anfang,
War auch nicht vom Sitz gewichen,
Saß noch an des Bräut'gams Seite.
Und der Ritter sorgsam bittet:

Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug' so dunkel? —
Und Rodrigo — — — schaudert Klara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Aber tiefe, ernste Falten
Lagern sich auf Bräut'gams Stirne:
Herrin, forsch' nicht blut'ge Kunde,
Heute Mittag starb Rodrigo!

Sy. Freudhold Riesenharf

6_{1-2} Don Ramiro! Ueberwinder | Vieler tausend Mohrenritter! G. L_{1-2}. — 6_4 morgen] Lieber G. L_{1-2}. — 11_1 Dumpfig und wie Bienensummen G. L_{-4}. — 11_2 Alle Feyerglocken läuten; G. Klingt der Glocken Festgeläute, L_{1-4}. — 12_3 Bunte Vol=

Seite

kesmenge strömet, G. Strömt die bunte Volkesmenge, L_1. — 12_4 Im Gewimmel und Gedränge. G. L_1. — 13_2 Festlich blinkend Hofgesinde; G. — 14_{2-4} Schreitet stolz das junge Ehpaar; | Donna Clara schwarz verschleyert, | Don Fernando, waffenglänzend. G. L_1. — Nach Str. 14 folgt in G. L_{1-2} noch: Tausend Blicke sind gerichtet, | Tausend Stimmen jauchzend rufen: G. — Statt dessen in L_{1-2}:

Tausend Augen schaun nach ihnen,
Tausend frohe Stimmen rufen: L_{1-2}
Heil, Kastiliens Mädchensonne!
Heil, Kastiliens Ritterblume! G. L_{1-2}.

17_2 Dort im Saal G. L_{1-2}. — 17_3 Alle funkeln buntbeleuchtet G.—17_4 Von der Kerzen Lichterheere. G. Von dem Lichterheer der Kerzen. L_{1-2}. — Nach Str. 17 folgt noch in G. L_{1-2}: $_1$ Flammenblitzend stralt der Bräut'gam G. Don Fernando stralt wie'n König L_{1-2}. — $_{2-4}$ In dem güldnen Purpurmantel; | Clara wie die junge Rose, | Blüht im weißen Brautgewande. G. L_{1-2}. — 18_1 Auf erhobne Ehrensitze, G. L_{1-4}. — $_2$ Läßt sich Braut und Bräutgam nieder, L_{3-4}. — $_{2-4}$ Rings von Dienerschaft umwoget, | Ließen nun sich beide (so in G; Ließen sich die beiden L_{1-2}) nieder, | Und sie tauschten süße Worte. G. L_{1-2}. — 19_{1-2} Und im Saale braust es dumpfig, | Wie ein Meer von Sturm beweget; G. L_{1-2}. — $_{3-4}$ Und es wirbelen die Pauken, | Und erschmettern d. Tr. G. — 20_3 gerichtet] geheftet G. — 21_1 denn nicht, Hochgebieter, G. — $_3$ Ritter huldig lächelt: G. — $_4$ „'S ist ja nur ein blasser Schatten." G. — 23_{3-4} Und der Boden dröhnt und zittert | Von dem rauschenden Getöse. G. L_1. — 25_{2-3} Blickt Ramiro an die Holde, | Und umschlingt sie mit den Worten: G. — 26_1 wirre] wilde G. L_1. — $26_{3-4} = 19_{3-4}$ G. — 27_2 Heimlich schauernd, Clara flüstert. G. zitternd] schauernd. L_{1-4}. — $28_{3-4} = 19_{3-4}$ G. — 29_2 krampfig zuckend. G. — 30_{3-4} Wie als Echo schallen heiser | Don Ramiros grause Worte. G. L_1. — $_3$ Wiederum dieselbe Antwort: L_{2-4}. — 31_2 Lustig fiedelen die Geiger; G. L_{1-4}. — $_4$ alles im Gekreisel. G. L_{1-4}. — 32_3 Immer schnarret hohl die Antwort: G. L_1. — $_{3-4}$ Don Ramiro stets erwiedert | Seine dumpfen, dunklen Worte. L_{2-4}. — 33_3 kaum entfahren, G. L_{1-2}. — 36_3 Immer sitzend neben Bräut'gam; G. — 37_1 bleichen G. L_{1-4}. — $_2$ Sprich, was wird dein Aug so dunkel? —" G. L_{1-4}. — $_3$ stottert] schaudert G. L_1. — 38_{1-2} Aber tiefe, ernste Falten | Lagern sich auf Bräut'gams Stirne: G.

10. G (S. 90). — F (*Nocturnes*, Nr. 5) 46

1_2 Babilon (ebenso 13_2, 21_1) G. — 14_1 das] dies G. — $17_{,2}$ Eine leuchtende Flammenschrift, und schwand. G. — 20_2 Die Schrift an Saaleswand. G.

11. Gs. 11/5. 21, Nr. 75. — G (S. 93) 47

Überschrift: Poetische Ausstellungen. II. D. M. Gs. — 1_1 schreiten] reiten Gs. — 1_4 gar herrliches Gs. — 3_4 Mit des

Seite

Sieges Myrthenkron'. Gs. G. L_{1-2}. Mit der rechten Myrthenkron'. L_{3-4}. — 4_1 wenn sie] die da Gs. — 4_3 Doch wir] Aber Gs. G. L_{1-4}.

5_{1-4} — dringen
Liedes Blutström' aus der Brust,
Der wird's beste Lob erringen,
Und sein Weh giebt Andern Lust. Gs. G. L_{1-2}.

Unterschrift: Berlin. H. Heine. Gs.

12. G (S. 96) 48

3_2 Alltäglich G. L_{1-4}.

13. G (S. 97) 48

1_3 liegt] lag G. L_{1-4}. — 2_2 Geliebte sein, G. — Nach Str. 4 folgen in G noch 2 Strophen:

Er möchte mit eignem Blute
Abwaschen den Fleck seines Liebs;
Mit dem eignen Himmelsgute
Möcht' er sühnen die Schuld seines Liebs.

Am liebsten möcht' er liegen
Mit Liebchen im Todtenschrein,
An's kalte Lieb sich schmiegen;
Der Tod macht alle rein.

14. G (S. 99, Nr. 15) 49

Überschrift: Des Knaben Wasserfahrt. G. — 1_1 Ich stand am Mastbaum angelehnt, G. — 1_4 Schiffchen segelt G. — 3_3 brich mir] breche G. — Nach Str. 3 folgen in G noch 2 Strophen:

Stolziere nicht du falsche Maid,
Ich will's meiner Mutter sagen;
Wenn meine Mutter mich weinen sieht,
Dann brauch' ich nicht lange zu klagen.

Meine Mutter singt mir ein Wiegenlied vor,
Bis ich schlafe und erbleiche;
Doch dich schleppt sie Nachts bey den Haaren herbey,
Und zeigt dir meine Leiche.

15. RwA. 14/11. 20, Beiblatt: „Kunst- und Wissenschaftsblatt" Nr. 44. — G (S. 101) 49

1_1 reutet (ebenso 8_1 und 11_1) RwA. — 1_3 Da sieht er ein Mägdlein von holder Gestalt RwA. — E. s. eines holden Mägdleins G. G. — 2_1 und 9_1 sprach: RwA. G. — 5_3 worin RwA. — 11_3 Viel eigne St. RwA. G. — 12_3 Die spöttischen W. RwA. G. L_{1-4}.

16. G (S. 132) 51

2_2 Als sey ich noch ein frommes Kind, G. L_{1-4}. — 2_4 frommem] warmen G. warmem L_{1-4}. — 5_2 aus meinem Tr. G. L_1 u. $_{3-4}$.

17. G (S. 135) 52

3_3 im] vom G. L_1.

18. Gs. 12/5. 21, Nr. 76. — G (S. 137) 53

Überschrift: Poetische Ausstellungen. III. G. a. d. P. H.

Seite

Gs. — Die Strophen 2, 4, 6, 8, 10 sind eingerückt in Gs. — 1_1 fernen] lust'gen Gs. — 2_4 Gr. hör' ich nur Gs. — 3_2 freuen? Gs. — 4_2 Ist nicht W., nicht Sch. Gs. — 4_4 treibet er die S. Gs. — 8_3 dunklen Gs. — 10_2 Nur das Bettelweib, die Lise; Gs. — 11_3 Kannst doch nicht zur Täuschung machen, Gs. G. L_{1-4}. — 11_4 trage! Gs. trage. G. L_{1-4}. — Unterschrift: Berlin. H. Heine. Gs.

19. G (S. 128) 54

Überschrift: An Alexander, Pr. von W. In's Stammbuch. G.

20. G (S. 127) 55

Überschrift: An Str. G.

Sonette.

An A. W. v. Schlegel. Gs. 14/5. 21, Nr. 77, Beilage: Bemerker Nr. 10. — G (S. 108). Erschien in Gs. G. als zweites Sonett mit Nachlese II, 14 I und II zusammen, mit der Überschrift: Sonetten-Kranz an Aug. W. [Gs. Wilh. G.] v. Schlegel. 56

8. dunklem Gs. — 10. drinnen, wie ein holdes Gs. — 12. Zauber Deinem zarten Gruße, Gs. G. — Unterschrift nach dem dritten Sonett: Heine. Hierauf folgt:

Nachwort. Die in der „Neuen Berliner Monatschrift für Philosophie und Literatur" enthaltenen und im „Conversations-Blatte" und im „Literaturblatt des Morgenblatts" zum Theil wieder abgedruckten, von manchen Leuten seelenvergnügt belächelten Ausfälle wider den großen Meister, bewogen den Verfasser zum Abdruck obiger Sonette. Sie entstanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfasser den Gefeierten in seiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüstigkeit sah. Der Geist desselben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu sitzen! — Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jetzigen Bestrebungen Schlegel's eifere, mag hier unentschieden bleiben: Doch hätte er nie die Achtung außer Augen setzen dürfen, die dem literarischen Reformator durchaus nicht versagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit Jahr aus Jahr ein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank u. s. w. sind unsere jetzigen Ostindien-Fahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien seyn. H.

An meine Mutter B. Heine. G (S. 113) 56

II 12. Doch du bist da G. 57

3. G (S. 115) 57

Überschrift: An H. Str. Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst durchlesen. G.

Lyrisches Intermezzo.

Titel in F: *L'Intermezzo — Écrit en 1821—22.* — Vor dem *Prelude* folgt in F eine *Notice du traducteur,* unterschrieben: *Gerard de Nerval. (Revue des Deux Mondes, 15 septembre 1848.)* — In dem ältesten Drucke des Lyrischen Intermezzos (in T, S. 69—128) war demselben keine besondere Zueignung vorgesetzt, sondern die Tragödien nebst diesen Gedichten trugen folgende Widmung: Zueignung. — An Salomon Heine.

> Meine Qual und meine Klagen
> Hab' ich in dies Buch gegossen,
> Und wenn du es aufgeschlagen,
> Hat sich Dir mein Herz erschlossen. T.

In L_1 folgende Widmung: Salomon Heine empfange diese Blätter auf's neue als ein Zeichen der Verehrung und Zuneigung des Verfassers.

Prolog. H (in der Radowitzschen Autographensammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Nr. 7211. Ein gelbes Quartblatt). — RwM. für 1822, S. 108. Bis 6_4 auch in der Tragödie „Almansor" v. 1510 ff. (T_1 S. 228 f.), fehlt aber im Lyrischen Intermezzo in T 65

Überschrift: Das Lied vom blöden Ritter. H. RwM. — Unterschrift: H. Heine. H. RwM. — Im Register S. VII: Heine, Harri (geb. zu Düsseldorf 1797, studirte die Rechte zu Bonn, Göttingen und Berlin, an welchem letztern Orte er jetzt lebt; eine Sammlung seiner Gedichte, von denen der „Gesellschafter" mehrere Ausstellungen enthält, wird nächstens bei

Seite

Maurer erscheinen). RwM. — (In F steht statt dieses Prologs das Gedicht, welches die Vorrede zur 3. Auflage des Buches der Lieder enthält.) — 1_5 und täppisch und links, H. RwM. T. — 2_5 Mitternachtsstunde RwM. — 3_7 Aeugelein H. RwM. T. L_1. — 3_7 [blitzen] H. — winken H. RwM. — 4_4 kühner und freyer. H. RwM. — 5_8 Jungfraun die H. RwM. — 6_{1-4} und singen; es tanzen herein | Viel winzige Mädchen und Bübchen. | Der Ritter der will sich zu Tode freu'n, | Und fester umschlingt er sein Liebchen, — H. RwM. T. L_1. — 6_4 umschlingt L_2. — 6_5 die Kerzen aus, H. RwM.

1. Zuerst in L_1. — F (Nr. I) 66

2. Gs. 9/10. 22, Nr. 161. Zusammen mit Nr. 8, 38, 39, 47, 49, 52, 53, 54, 56, 57, 58, 62, und Nachlese I, 7. unter dem Titel: Vierzehn Lieder von H. Heine. (Gedichtet im Herbste.) Vorliegendes Nr. „I" Gs. — T (S. 71, Nr. I). — F (Nr. II) 66

3. H. Ein Bogen in 4°, im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Sethe in Berlin; [Nr. 11]. Hierauf ferner Lyr. Int. Nr. 4, 12, 14, 21, 29, 30, 31, 63 und Neue Gedichte, Neuer Frühling Nr. 5. Gesamtüberschrift: Lieder. H. Vorliegendes dort an dritter Stelle. — Aur. f. 1823; zusammen mit Lyr. Intrm. Nr. 4, 5, 14, 16, 21, 22, 29—31, 34, 35, 63, 65, Heimkehr Nr. 51 und Nachlese I, 8 und 9 mit der Überschrift: Siebzehn Lieder von H. Heine. (Gedichtet im Winter.) S. 161—171. Vorliegendes in Aur. Nr. „II". — T (S. 71, Nr. II). — F (Nr. III) 67

3 und ich liebe alleine. H. und liebe alleine. Aur.

4. H (vgl. Lyr. Int. Nr. 3; vorliegendes Gedicht an 9. Stelle). — Aur. f. 1823 [Nr. III], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 72, Nr. III). — F (Nr. IV) 67

1_2 u. $_4$ u. 2_4 So] Dann H. — 1_3 Wenn ich dich küsse auf d. M., Aur. — 2_4 Dann wein' ich still und [bitterlich] freudiglich. H. (NB. freudiglich in H. sehr eilig für bitterlich eingesetzt; nicht sicher, ob von Heines Hand.)

5. H. Ein Quartblatt, im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Sethe zu Berlin [Nr. 12]; außer vorliegendem Gedichte darauf Lyr. Int. Nr. 22, 34, 35; vorliegendes Nr. „I". Überschrift: Lieder. — Aur. f. 1823 [Nr. IV], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 72, Nr IV) 67

1_2 [Dom] Traum H. — 2_{2-3} [Bald aber küßt sie bleich] | Bleich küssen wird auch die der Tod. H. Aur. | Er löscht H. Er lischt Aur. dir aus das süße Licht, H. Aur.

6. WtM. 1823 (S. 148, Nr. „I") zus. mit Lyr. Int. 20, 46, 47, 59, 61 und Nachlese I, 13 mit der Überschrift Lieder (S. 148—154). Unterschrift: H. Heine. — T (S. 73, Nr. V). — F (Nr. V) 67

7. H. Oktavblatt, im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Sethe in Berlin [Nr. 14]; außerdem darauf: Lyr. Intrm. Nr. 28; Nachlese I, 19 u. 20; II, 21. Vorliegendes Ged. an

Seite

3. Stelle. Gs. 26/6. 22, Nr. 101; zus. mit Nr. 23, 24, 28 und Neue Ged., N. Frühling Nr. 5 unter der Überschrift: Fünf Frühlings-Lieder von H. Heine. (Vorliegendes Nr. „II" Gs.) — T (S. 73, Nr. VI). — F (Nr. VI) 68

2_2 [Wie'n Kuß] H.

8. Gs. 9/10. 22, Nr. 161. Vgl. oben Nr. 2; vorliegendes Ged. Nr. „X" Gs. — T (S. 74, Nr. VII). — F (Nr. VII) . . 68

9. T (S. 75, Nr. VIII). — F (Nr. VIII) 69

10. T (S. 77, Nr. IX). — F (Nr. IX) 69

2_1 Mond das ist T.

11. T (S. 78, Nr. X). — F (Nr. X) 69

1_1 schönen] heiligen T. L_{1-2}.

12. H (vgl. Lyr. Intrm. Nr. 3; vorl. Ged. an erster Stelle; mit Bleistift durchstrichen). — T (S. 79, Nr. XI). F (Nr. XI) 70

1_4 Bin ich so froh H — 2_3 Bieth mir es H.

13. Gs. 31/7. 22, Nr. 121. Zus. mit Lyr. Int. 25, 26, 27, 32 und Nachlese I, 12 mit der Überschrift: Lieder von H. Heine. Vorliegendes Nr. „I". Abteilungszeichen zwischen den beiden Strophen fehlt Gs. — T (S. 79, Nr. XII). — F (Nr. XII) 70

14. H (vgl. Lyr. Intrm. Nr. 3; vorl. Ged. an 2. Stelle). Aur. f. 1823 [Nr. XIV], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 81, Nr. XIV). — F (Nr. XIII) 71

2, 4 u. 6 [Mach] H. Da mach H. Aur. — 5. Wänglein fein, H. — 8. Da [so in H. So Aur. T. L_{1-2}] wollt ich drauf machen ein zartes [so in H. Aur. hübsches T. L_{1-2}] Sonett! H. Aur. T. L_{1-2}.

15. T (S. 81, Nr. XV). — F (Nr. XIV) 71

2_{3-4} Sie weiß nicht wie weich deine Arme, | Und wie deine Küsse brennen. T. L_{1-4}.

16. Aur. f. 1823; vgl. Lyr. Int. Nr. 3; vorliegendes Nr. XIII Aur. — T (S. 82, Nr. XVI). — F (Nr. XV) 71

1_1 Liebste! heut sollst du mir sagen, Aur. — 4_2 holdes] gleißend Aur. süßes T. L_{1-4}.

17. G (zus. mit den beiden folgenden Gedichten mit der Überschr. Die Vermählte, S. 62—64). — F (Nr. XVI) . . . 72

18. (Siehe Nr. 17). — F (Nr. XVII) 72

19. (Siehe Nr. 17). — F (Nr. XVIII). 72

20. WtM. 1823 (S. 152, Nr. „V"). Vgl. Lyr. Int. Nr. 6. — T (S. 83, Nr. XVII) 73

21. H (vgl. Lyr. Int. Nr. 3; vorliegendes Gedicht an 6. Stelle). — Aur. f. 1823, vgl. Lyr. Int. Nr. 3, vorl. Nr. VI. Aur. — T (S. 83, Nr. XVIII). — F (Nr. XIX) 73

1_3 Das Herzchen Aur. — 1_4 's Kann nirgends H. Aur. — 2_2 Die's Herz H. Aur. — 2_3 war größer die Lieb' als das Leid? Aur.

22. H (vgl. Lyr. Int. Nr. 5; vorl. Ged. Nr. „II"). — Gs. 28/1. 22, Nr. 16. Zus. mit Lyr. Int. 65 unter dem Titel: Zwei Lieder

Seite

von H. Heine. I. Liebesweh. Gs. — Aur. für 1823 [Nr. IX], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 84, Nr. XIX). — F (Nr. XX) 73

23. Gs. 26/6. 22, Nr. 101. Vgl. oben Nr. 7. — T (S. 85, Nr. XX). — F (Nr. XXI) 74

3_2 und verdrossen Gs.

24. Gs. 26/6. 22, Nr. 101. Vgl. oben Nr. 7. T (S. 86, Nr. XXI). — F (Nr. XXII) 74

3_3 Dummste L_{1-2}. — Als Schlußstrophe hat Gs. noch:

Das Schlimmste, du Glaubensvolle,
Das Dümmste, du gläubiges Kind,
Das war die Liebe, die tolle,
Die toll mich machte und blind.

25. Gs. 31/7. 22, Nr. 121. Vgl. Lyr. Int. 13; vorl. Ged. Nr. „II“ Gs. T (S. 87, Nr. XXII). — F (Nr. XXIII) 75

2_1 schrie] sang Gs. — 2_2 verdrießlichen Bl. Gs T. L_{1-4}.

26. Gs. 31/7. 22, Nr. 121. Vgl. Lyr. Int. 13; vorlieg. Ged. Nr. „III“ Gs. — T (S. 87, Nr. XXIII). — F (Nr. XXIV) . . 75

6 abgeküßt Gs.

27. Gs. 31/7. 22, Nr. 121. Vgl. Lyr. Int. Nr. 13, vorliegendes Ged. Nr. „V“ Gs. — T (S. 89, Nr. XXV). — F (Nr. XXV) 75

28. H (vgl. Lyr. Int. Nr. 7; vorl. Ged. an 7. Stelle). — Gs. 26/6. 22, Nr. 101. Vgl. oben Nr. 7. — T (S. 90, Nr. XXVI) 76

1_2 Da] Jetzt H. Gs. — kommt H. — und fehlt Gs. — 2_3 will's Gespräch Gs. — 2_4 Alles flach und miserabel. Gs. — 3_1 mich ganz ennuyiret, H. — 3_2 die Freunde, die H. — 3_3 kommt H. Gs.

29. H (vgl. Lyr. Int. Nr. 3; vorl. Ged. an 5. Stelle). Aur. f. 1823 [Nr. VIII; vgl. oben Nr. 3]. — T (S. 91, Nr. XXVII). — F (Nr. XXVI) 76

1_4 näh'te Aur. — 2_1 so lieb und mild, H. — 2_2 ihr schönes B. H. — 2_3 und Rosenw. H. Aur. — 2_4 blühen und glühen H. — 2_6 Das war d. d. der dummen Streichen. Aur. — In H. Aur. noch folgende Schlußstrophe:

Oft wenn ich sitze und einsam bin,
Kommt [so in H. So kömmt Aur.] mir die Frage in den Sinn:
Ob sie denn meiner ganz und gar
Vergessen hat auf immerdar?
Dann seufz' ich und muß zu mir selber sagen:
Das ist die dümmste der dummen Fragen.

30. H (vgl. Lyr. Intrm. Nr. 3; vorl. Ged. an 4. Stelle). — Aur. f. 1823 [Nr. XII], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 92, Nr. XXVIII) 77

31. H (vgl. Lyr. Intrm. Nr. 3; vorliegendes an 7. Stelle). Aur. f. 1823 [Nr. XI], vgl. Lyr. Intrm. Nr. 3. — T (S. 92, Nr. XXIX) 77

3 die winken Aur. — 3 auf [leucht] blühender H.

32. Gs. 31/7. 22, Nr. 121. Vgl. Lyr. Int. 13; vorliegendes Ged. Nr. „VI“ Gs. — T (S. 93, Nr. XXX). — F (Nr. XXVII) 77

Seite

1_3 Dann steig' ich langsam z. d. h. Gs. T. L_{1-4}. — 2_1 Ich küß', ich u., ich pr. Gs. T. L_1. — 3_4 lieg' Gs.

33. T (S. 94, Nr. XXXI). — F (Nr. XXVIII) 78

34. H (vgl. Lyr. Interm. Nr. 5; vorliegendes dort Nr. „IV". Es ist mit Bleistift durchstrichen). — Aur. f. 1823 [Nr. VII], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 95, Nr. XXXIII [Druckf. XXXII]). — F (Nr. XXIX) 78

3_2 zur Pap. Aur.

35. H (vgl. Lyr. Interm. Nr. 5; vorl. Ged. Nr. „III"). — Aur. f. 1823 [Nr. XV], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 96, Nr. XXXIV). — F (Nr. XXI) 78

1_2 u. $_4$ Weinen und weinen in H kräftig durchstrichen und durch Lachen ersetzt.

36. T (S. 96, Nr. XXXV). — F (Nr. XXXI) 79

37. T (S. 98, Nr. XXXVII). — F (Nr. XXXIII) 79

38. Gs. 9/10. 22, Nr. 161; vgl. oben Nr. 2; vorliegendes Nr. „II" Gs. — T (S. 99, Nr. XXXVIII). — F (Nr. XXXIV) 79

3_4 wanderten Gs. — 4_1 wiederschallendem Gs.

39. Gs. 9/10. 22, Nr. 161. Vgl. oben Nr. 2; vorliegendes Nr. „III" Gs. — T (S. 101, Nr. XXXIX). — F (Nr. XXXV) 80

1_1 u. 2_1 Mägdlein Gs.

40. T (S. 102, Nr. XLI). — F (Nr. XXXVI) 81

41. T (S. 103, Nr. XLII). — F (Nr. XXXVIII) 81

2_2 Ich will nicht s. Scepter T. L_{1-2}.

42. T (S. 104, Nr. XLIII). — F (Nr. XXXVIII) 81

3_2 wogt es T.

43. T (S. 105, Nr. XLIV) 82

2_1 Wo bunte Blumen blühen T. L_{1-4}. – 2_3 Und lieblich duftend glühen, T. L_{1-4}. — Statt Strophe 3 und 4 stehen in T. L_{1-4} folgende 4 Strophen:

Und grüne Bäume singen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Und Vögel schmettern drein;

Und Nebelbilder steigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen,
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorstein,
Und seltsam in den Bächen
Stralt fort (so T. L_{1-2}; in L_{3-4}: Fortstrahlt) der Wiederschein.

Seite

44. T (S. 107, Nr. XLV). — F (Nr. XXXIX) 82
In T. L_{1-4} steht noch folgende Schlußstrophe:

* * *

Und wenn ich dich geliebet hab',
Bis in meiner Todesstunde,
So nehm' ich mit in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde.

45. T (S. 107, Nr. XLVI). — F (Nr. XL) 83
1_4 Ich aber wandle T. L_{1-4}.

46. WtM 1823 (S. 151, Nr. „IV"). Vgl. Lyr. Int. Nr. 6. — T (S. 108, Nr. XLVII). — F (Nr. XLI) 83
1_4 Winternacht WtM. — 4_1 Dann] So WtM.

47. Gs. 9/10. 22, Nr. 161. Vgl. oben Nr. 2; vorliegendes Nr. „V" Gs. — WtM 1823 (S. 154, Nr. „VII"). Vgl. Lyr. Int. Nr. 6. — T (S. 109, Nr. XLVIII). — F (Nr. XLII) 83
3_{1-2} Doch die mich am meisten gequälet, | Geärgert und betrübt, Gs. WtM. T. L_{1-4}.

48. T (S. 110, Nr. XLIX). — F (Nr. XLIII) 84

49. Gs. 9/10. 22, Nr. 161. Vgl. Lyr. Int. Nr. 2; vorliegendes Nr. „VI" Gs. — T (S. 110, Nr. L). — F (Nr. XLIV) . . . 84

50. T (S. 111, Nr. LI). — F (Nr. XLV) 84
2_2 Geheimrath T. — 2_3 Die Räthin T.

51. T (S. 112, Nr. LII). — F (Nr. XLVI) 85

52.—54. Gs. 9/10. 22, Nr. 161. Vgl. Lyr. Int. Nr. 2; vorliegende Gedichte Nr. VII, VIII, IX. Gs. — T (S. 113–115; Nr. LIII—LV). — Nr. 52 und 53 in F (Nr. LXVII f) . . 85

55. T (S. 116, Nr. LVI). — F (Nr. XLIX) 87
3_2 Du wärst mir noch gut. T. L_{1-4}.

56. Gs. 9/10. 22, Nr. 161; vgl. Lyr. Int. Nr. 2; vorliegendes Ged. Nr. „XII" Gs. — T (S. 117, Nr. LVII). — F (Nr. L) 87
3_4 Und's W. Gs. T. L_{1-4}.

57. Gs. 9/10. 22, Nr. 161; vgl. Lyr. Int. Nr. 2; vorliegendes Ged. Nr. „XI" Gs. — T (S. 118, Nr. LVIII). — F (Nr. LI) 87
1_3 wohl jetzo] jetzunder Gs.

58. Gs. 9/10. 22, Nr. 161; vgl. Lyr. Int. Nr. 2; vorliegendes Ged. Nr. „XIII" Gs. — T (S. 119, Nr. LIX). — F (Nr. LII) 88
1_4 einsam] langsam Gs.

59. WtM 1823 (S. 153, Nr. „VI"). Vgl. Lyr. Int. Nr. 6. — T (S. 120, Nr. LX). F (Nr. LIII) 88
2_2 Der weißen Blätter viel; WtM. T. L_{1-4}. — 4_1 und so dunkel! WtM. T. L_{1-2}. — 4_2 Verweht ist die Apfelblüth', WtM.

60. Gs. 4/2. 22, Nr. 20. Zusammen mit Nr. 64 unter der Überschrift: Zwei Traumbilder von H. Heine. und mit folgender Anmerkung: Von vielen Seiten ist mir angedeutet worden, daß bei dem Cyklus Traumbilder, der in meinen, in der Maurerschen Buchhandlung erschienenen Gedichten enthalten ist, eine Lücke fühlbar sey, und ein Recensent bemerkt sehr wohlwollend: daß diese vielleicht durch eine zu strenge Sichtung entstanden seyn möge. Was diese strenge

Seite

Sichtung betrifft, so weiß ich leider nur zu gut, daß es damit nicht so ganz richtig ist, und daß sich im Gegentheil viel Unreifes und Unerquickliches in meine Sammlung eingeschlichen hat. Die nachsichtige Milde, womit man dieses umschleiert, macht es mir zur Pflicht, wenigstens die angedeutete Lücke durch obige zwei Traumbilder zu füllen. Letztere wären zwischen dem achten und neunten Traumbilde ein zu schalten. H. H. — T (S. 121, Nr. LXI). — F Nr. LIV) 89

2_1 seh'] steh' Gs.

61. WtM 1823 (S. 150, Nr. „III"). Vgl. Lyr. Int. Nr. 6. — T (S. 122, Nr. LXII). — F (Nr. LV) 90

62. Gs. 9/10. 22, Nr. 161; vgl. Lyr. Int. Nr. 2; vorlieg. Ged. Nr. „IV" Gs. — T (S. 123, Nr. LXIII). — F (Nr. LVI) 90

63. H (vgl. Lyr. Int. Nr. 3; vorliegendes an 8. Stelle). — Aur. f. 1823 [Nr. 16], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — T (S. 123, Nr. LXIV). — F (Nr. LVII) 90

2_3 jähnt H.

64. Gs. 4/2. 22, Nr. 20. (Vgl. oben Nr. 60.) — T (S. 124, Nr. LXV). — F (Nr. LVIII) 90

1_4 im] in Gs. T. L_{1-2}. — 6_3 mich] mir Gs. T. L_{1-2}. —

7_{1-4} „Zwölf Myrthenblätter, Heinrich,
Leg' ich auf Deine Wund';
Das Herz wird nicht mehr bluten,
Das Herz wird Dir gesund." Gs.

8_4 wurdest] warst Gs. — 9_{1-2} „Auf Deine Kopfwund', Heinrich, | Leg' ich Dir meine Hand, Gs. — 9_4 Und kühl' der Wunde Brand." Gs.

65. Gs. 28/1. 22, Nr. 16; vgl. Lyr. Int. Nr. 22. — Aur. f. 1823 [Nr. 17]; vgl. Lyr. Int. Nr. 3 92

Überschrift: Sylvester-Abend. Gs. — T (S. 127, Nr. LXVI). — F (ohne Nummer, Überschrift: *Epilogue*). — 1_{1-3} Das alte Jahr so traurig, | So falsch, so [Gs. und Aur.] schlimm und arg, | Das laßt Gs. Aur. — 3_2 fest] stark Gs. Aur. — 3_3 noch] weit Gs. — 4_3 Wie der Christoph im Dom zu Münster, Gs. — Wie der Christoph im Cöllner Dome, Aur. — heil'ge] starke T. L_{1-4}. 4_4 Der heil'ge Mann von Stein Gs. Aur. — 5_4 ein] solch Gs.

Die Heimkehr.

Die meisten Lieder der „Heimkehr" waren bereits im 1. Bande der „Reisebilder" (1. Auflage, S. 1–110) gedruckt worden. Die Tabelle gibt darüber genauere Auskunft. — Die Widmung lautet in R: Dedication (nur in R_1). Der Frau Geh. Legationsräthin Friedrike Varnhagen v. Ense widmet die achtundachtzig Gedichte seiner „Heimkehr" der Verfasser. R_{1-5}. — Friedrike Varnhagen von Ense werden die Lieder der Heimkehr, als eine heitere Huldigung, gewidmet vom Verfasser. L_1.

Seite

Motto. Des Altars heil'ge Deck', um eines Diebes
Schaufel'ge Blöße liederlich gewunden!
Der goldne Kelchwein des Gefühls, gesoffen
Von einem Trunkenbolde! Eine Rose,
Zu stolz, den Thau des Himmels zu empfangen,
Herberge nun der giftgeschwollnen Spinne!
(Aus Immermanns Cardenio und Celinde, 1ster Akt, 3ter Auftr.) R_1.

(Wir) Hassen jede halbe Lust,
Hassen alles sanfte Klimpern,
Sind uns keiner Schuld bewußt,
Warum sollten wir denn zimpern?
Seufzend niederblickt der Wicht,
Doch der Brave hebt zum Licht
Seine reinen Wimpern.

Immermann. R_{2-5}. 93

1. Bi. 31/1. 26, Nr. 13. Zus mit Hk. Nr. 32, 33, 42, 43, 60, 62 unter dem Titel Kleine Gedichte von H. H. (Geschrieben im Herbste 1823.) Vorl. Ged. an erster Stelle in Bi. — R. 95
2_3 Und die eig'ne Angst Bi. — 3_3 Klingt] Ist Bi. R_{1-2}. L_{1-2}. — 3_4 Hat's] Macht's Bi. R_{1-2}.

2. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Zusammen mit Hk. 3, 4, 6—9, 11—13, 15—18, 20--22, 27—29, 31, 40, 41, 49, 50, 55, 64, 71, 72, 78 und Nachlese I, 15—17 mit der Überschrift: Drei und dreißig Gedichte von H. Heine. in Nr. 49--52 vom 26., 27., 29. u. 31. März 1824; Nr. I—VIII in Gs. Nr. 49, Nr. IX—XV in Gs. Nr. 50, Nr. XVI—XXI in Gs. Nr. 51, Nr. XXII—XXXIII in Gs. Nr. 52. —Vorlieg. Ged. Nr. „I" Gs. — R. 95
3_4 gold'nes H. Gs. R_{1-5}. L_{1-4}. — 4_1 gold'nem K. Gs R_{1-5}. L_{1-4}.

3. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorlieg. Ged. Nr. „IX" Gs. — R 96

4. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „II" Gs. — R.. 97

5. R. 97

6. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „X" Gs. — R.. 98
1_{1-2} Als ich meines Liebchens Familie | Zufällig im Bade fand, Gs. — 1_2 Meines Liebchens Fam. R_{1-5}. L_{1-4}.

7. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XI" Gs. — R.. 98
4_3 Völkern] Menschen Gs. R_{1-5}. L_{1-4}.—7_3 Der Mast war Gs.

8. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XII" Gs. — R. 99

9. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XIII" Gs. — R. 100
1_3 mein Liebchen] sie lieb Gs.—3_2 der Seejungfern-Gesang, Gs.

10. R. 100
3_3 gar ängstlich R.

Seite

11. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XIV“ Gs. — R. 101
1_2 Er] Es Gs. R_1. — 2_3 jähnt Gs. — 3_3 fest] fester Gs.
12. Gs. 27/3. 24, Nr. 50. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XV“ Gs. — R. 101
2_2 zu mir, am Strand; Gs. R_{1-5}. L_{1-4}. — 4_1 presse Gs. $R_{1-2, 4-5}$. L_{1-4}.
13. Gs. 29/3. 24, Nr. 51. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XVI“ Gs. — R. 102
2_4 kranker] blasser Gs. — 3_4 u. 4_4 der mein'ge Gs.
14. R. 102
15. Gs. 29/3. 24, Nr 51. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XVII“ Gs. — R. 103
2_4 erdrückt] zerküßt Gs.
16. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „III“ Gs. — R. 104
17. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „IV“ Gs. — R. 104
3_3 Liebchen] Sie Gs. R_{1-5}. L_{1-2}.
18. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „V“ Gs. — R. 105
1_1 wandr' ich Gs.
19. R. 105
20. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „VI“ Gs. — R. 105
3_2 äffest Gs.
21. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „VII“ Gs. — R. 105
22. Gs. 26/3. 24, Nr. 49. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „VIII“ Gs. — R. 106
23. R. 106
24. R. 107
25. Agr. 25/7. 24, Nr. 90. Zus. mit Hk. 80, Nachlese I, 18 und Neue Ged., Zur Ollea, Nr. 6, mit der Überschrift: Lieder von ****e. (Schluß.) [Nr. 8—11] Vorliegendes Nr. 8. Vgl. Hk. Nr. 30. — R. 107
26. R. 107
27. Gs. 29/3. 24, Nr. 51. Vgl Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XX“ Gs. — R. 108
28. Gs. 29/3. 24, Nr. 51. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXI“ Gs. — R. 108
5_1 ältere Gs.
29. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXIII“ Gs. — R. 109
30. Agr. 23/7. 24, Nr. 89; zusammen mit Romanzero, Lam. Nr. 13; Neue Ged., Versch., Emma Nr. 1; Nachlese II, 27—30. unter dem Titel: Lieder von ****e. — Vorliegendes Nr. 3 Agr. — Vgl. Hk. 25 109
1_2 bittrem Agr. — 1_2 es so oft gef. Agr. — 3_2 ich so kecker Art, Agr.

Seite

31. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXIV“ Gs. — R. 110
1_1 weichen L. Gs. R_{1-5}. L_{1-4}

32. Bi. 31/1. 26, Nr. 13. Vgl. Hk. Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. „IV“ Bi. — R. 111
1_1 nie] nicht Bi

33. Bi. 31/1. 26, Nr. 13 Vgl. Hk. Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. „V“ Bi. — R. 111

34. Rb. S. 349 (Nr. VI). Zusammen mit Nr. 35, 36, 44, 45 und Nachlese I, 22 unter dem Titel: Kleine Gedichte von H. Rb. S. 346–49. — R. 111

35. Rb. S. 348 (Nr. IV) vgl. Nr. 34. — R.. 111
7 gescheuter] trefflicher Rb. — 14 theuern Rb.

36. Rb. S. 349 (Nr. V). Vgl. Nr. 34. — R. 112
1_3 Und dort unten die B. Rb.

37. R. 112

38. R. 113
1_4 Und steckten uns R_{1-5}. L_{1-4}.

39. R. 114
3_2 So] Und R_{1-5}. L_{1-4}.

40. u. *41.* Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorliegende Gedichte Nr. „XXXIII“ und „XXII“ Gs. — R. 114

42. Bi. 31/1. 26, Nr. 13. Vgl. Hk. Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. „VI“ Bi. — R. 116

43. Bi. 31/1. 26, Nr. 13. Vgl. Hk. Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. „VII“ Bi. — R.. 116
1_2 Schmerzensklängen Bi. R_{1-5}. L_{1-4}. — 1_3 tönen] klingen Bi. $R_{1-2, 4-5}$. L_{1-2}.

44. Rb. S. 346 f. (Nr. II). Vgl. Nr. 34. R. 116
4_{1-2} Ach Gott, ich hab' ja unbewußt | Gesprochen was i. g.; Rb.

45. Rb. S. 346 (Nr. I). Vgl. oben Nr. 34. — R.. 117
2_4 für] um Rb.

46. R.. 117

47. RF. 13/2. 25, Nr. 26. — Überschrift: Lied von H Heine. RF. — R. 117
1_4 herein. RF. — 2_3 Und beten RF.

48. R.. 118

49. Gs. 29/3. 24, Nr. 51. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XVIII“ Gs. — R. 118

50. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged Nr. „XXV“ Gs. — R 118

51. Aur. f. 1823 [Nr. I], vgl. Lyr. Int. Nr. 3. — R. 119

52. R. 119

53. R. 119
1_4 Bettlerwort steht im Text von R_1, ist aber in der Anmerkung am Schluß des Bandes durch Bettelwort berichtigt, mit dem Zusatz: Letzteres ist der bessere Ausdruck. — 2_1 viel] gar R_{1-5}. L_{1-2}. — 2_3 höhnisch Wort R_{1-5}. L_{1-4}.

54. R. 120

Seite

55. Gs. 29/3. 24, Nr. 51. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XIX“ Gs. — R. 120
56. R_2 ff. 120
57. R_2 ff. 121
58 R. 121
59. R. (fehlt in R_2 ff.) 121
60. Bi. 31/1. 26, Nr. 13. Vgl. Hk. Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. „III“ Bi. — R. 122
2_3 weniger Bi.
61. R. 122
62. Bi. 31/1. 26, Nr. 13. Vgl. Hk. Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. „II“ Bi. — R. 123
63. R. 123
64. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXXII“ Gs. — RF. 8/11. 25, Nr. 176, vgl. Hüffer S. 114 f. . . 123
Überschrift: *Proficiat!* Unterschrift: *Ipse fecit.* RF. — Ohne Strophenabsätze in RF. — R. — 2_{1-2} Aber ich hätte trotz ihrem Verheißen | Können in's Gras vor Hunger beißen, RF. — 2_3 gekommen] gewesen RF. — 2_4 er] der RF. — 3_{1-3} B. M., gab mir zu trinken, zu essen, | Werd' ihn nimmer u. n. v.; | Schad', RF. — 3_1 schafft'. Gs.
65. R. 124
66. WtM. 1823 (S. 69 ff.). — R. 125
Überschrift: Traum. WtM. — 4_3 Genuscha, meinen besten Freund, WtM. — 8_1 thu' ich, lieber Jung', WtM. — 8_3 Spase WtM. — 8_4 Berlin] Jx-Jx $R_{1-2, 4-5}$. L_{1-4}. — 9_3 Auster, groß und frisch, WtM. — Str. 11—13 fehlen in L_2. — 11_1 Berliner] Jx-Jxer $R_{1-2, 4-5}$. $L_{1, 3-4}$. — 11_3 Stadtgericht, WtM. — 12_2 Bei solchem guten Fraße! WtM. — 13_2 Da sind WtM. — Unterschrift: H. Heine. Im Register: Heine, Heinrich.
67. R_2 ff. 126
1_2 finde Euch R_{2-5}. — 2_4 eigene R_{2-4}.
68. R. 127
69. R. 127
70. R. 127
71. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXVI“ Gs. — R. 128
72. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXVIII“ Gs. — R_1 (nicht in R_2 ff.) 128
1_1 ehliches Gs.
73. R. 129
1_1 Auf deinen schneeweißen Busen R_{1-5}. L_{1-4}. — 1_2 gelehnt] gelegt R_{1-5}. L_{1-4}. — 1_4 Was dir dein Herz bewegt R_{1-5}. L_{1-4}.
74. R. 129
2_2 Viel Volk und Kriegesplag'! R_{1-5}. L_{1-4}.
75. R. 129
76. R_2 ff. 130
77. R_2 ff. 130
1_4 Die mir's Leben einst versüßten; L_{1-4}. R_{2-5}.
78. Gs. 31/3. 24, Nr. 52. Vgl. Hk. Nr. 2; vorl. Ged. Nr. „XXXI“ Gs. — R_1 (nicht in R_2 ff.) 130

Seite

79. Agr. 25/6. 24, Nr. 27. — R. 131
Überschrift: Lied. Unterschrift: H. Heine. und dazu die Anmerkung: Geboren zu Düsseldorf 1797, studierte früherhin die Rechte in Bonn und Berlin, und lebt jetzt in Göttingen. Gab heraus: Gedichte (Berlin 1822), und Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo (Berlin 1823). Agr. — 1_1 Doch] Wie Agr. — 1_2 erhob! Agr. — 2_1 erhuben Agr. — 3_2 Lieb' Agr. R_{1-5}. L_{1-4}.

80. Agr. 25/7. 24, Nr. 90; vgl. Hk. Nr. 25; vorliegendes Gedicht Nr. „11" Agr. 131
2_4 stolze Wogen. Agr. — 3_2 d. die duft'gen Bäume, Agr. — 3_4 bange, böse Tr. Agr. — 4_1 Ahndung Agr.

81. (Nicht in R.) 132

82. R. 132
1_3 Und stand nicht R_{1-5}. L_1.

83. R. 132

84. R. 133

85. R. 133
1_3 im] am R_{1-5}. L_{1-4}.

86. RF. 20/1. 25, Nr. 12. — R. 134
Überschrift: Wanderlied von H. Heine. Zum Namen die Anmerkung: Lebt gegenwärtig in Göttingen: geb. zu Düsseldorf 1797. Gab heraus: Gedichte (Berlin 1822); Tragödien nebst einem lyr. Intermezzo (Berlin 1823). RF.

87. R. 134

88. R. 134

Götterdämmerung. Gs. 27/5. 22, Nr. 84. — WtM. 1824, S. 149. Dort Überschrift: Traumbild. Ohne Namensangabe; im Register: Ungenannter. (Im selben Bande andrer Beitrag von Heine, vgl. Neue Ged., Neuer Fr. Nr. 5.) — R_1 (nicht in R_2 ff.) 135
Überschrift in Gs.: Traum-Bilder. Von H. Heine. (Neuer Cyklus.) I. — 36 geheimer L. b. Zittern; Gs. WtM. — 35—36 In der . . . zittern in L_1 durch Zensurstriche ersetzt. — 38 Seh' ich die bunte Sch. sitzen; Gs. WtM. R. L_{1-2}. Seh' ich d. b. Sch. lachen L_{3-4}. — 47 gefalten Gs. WtM. — 49 Und durch die gelben Lippen kriechen W. Gs. WtM. R. L_{1-4}. — 50–55 fehlen in L_1. — 54 Grabe WtM. — 61–64:

Ich seh' die Riesensöhn' aus alter [Gs. — der alten WtM. R. L_{1-4}] Nacht,
Sie steigen aus der Erde off'nem Schlund,
Und schwingen rothe Fackeln in den Händen,
Und legen Gs. WtM. R. L_{1-4}.

67 oben Gs. WtM. — 74 schleudern ihre Gs. WtM. — 75 Ins Reich der Ewigkeit Gs. WtM. R. $L_{1,\,3-4}$. Ins stille Himmelreich L_2. — 85 grinzend WtM. — 86 zärtlicher] griechischer Gs. R.

Ratcliff. Gs. 5/7. 22, Nr. 106 137
Überschrift: Traum-Bilder. Von H. Heine. (Neuer Cyklus.) II. Gs. — R_1 (nicht in R_2 ff.). — 14 Grell] Dumpf Gs. R.

Seite

L_{1-4}. — 15 Da] Das Gs. R. — 33 Stimme: Gs. — 46 pralle] stralle Gs. (Druckf.?). — 48 blassen] weißen Gs. — Statt 53–54 steht in Gs.:

Mit Leder ist, bei mir im Bette liegt,
Und sich Gemahl nennt. Aber Holz ist Holz,
Und einen Stock werf' ich zum Bett hinaus!"
Und klanglos widrig lachte sie dabei, Gs.; ebenso R., nur fehlt d. 3. Zeile.

57 blumenzarten Gs. R. L_{1-4}. — 59 Kaschemir] Türken-Shawl Gs. R. L_1. — 60 Um ihren Nacken, hing mir bald am Arm, Gs. — 81 Lieblings-Liedchen Gs. R. L_1. — feine fehlt L_1. — 84 zwischen all das Fl. Gs. — 85 Schwatzt nun Gs. — 89 nickt und nickt Gs.

Donna Clara. R_1 (nicht in R_2 ff.). — F (*Nocturnes*, Nr 13). — Die Überschrift sollte nach Heines Brief an L. Robert zuerst Die Tochter des Alkalden lauten. Nach der Überschrift: (Aus einem spanischen Romane.) R. 140

5_2 wollte Heine nach einer Mitteilung an Moser vom 5/11.23 geändert haben in: Wie er sang die Liebesworte. — 16_1 Mit den] Wie mit R. L_{1-4}. — 17_2 Singt im Laub' ein Zaubervogel; R. L_{1-4}. 18_{2-4} Und es schweigen die Verborgnen; | Nur die heimlich klugen Myrthen | Hört man flüstern, wie verstohlen. L_1. — 18_4 Und ein langes Athemholen. R. — 21_2 Donna] Holden R. L_{1-2}. — 21_4 spricht die langen Worte: R. L_{1-4}.

Almansor. R_1 (nicht R_2 ff.). — F (*Nocturnes*, Nr. 14). — Nach der Überschrift: (Aus einem spanischen Romane.) . . . 143

I. 3_3 Vieles] Alles R. L_{1-2}. — 4_3 Tönet] Hebt sich R. L_{1-4}. — II. 1_2 wildem] seinem R. L_{1-2}. — 5_2 Drommeten R. — 10_1 Und zu jeder Dame spricht er: R. L_{1-4}. — 10_4 Dreyzig R.

Die Wallfahrt nach Kevlaar. Gs. 10/6. 22, Nr. 92. R_1 (nicht in R_3 ff.). — F (*Nocturnes*, Nr. 10) 146

Überschrift: D. W. n. K. Von H. Heine. Gs. — I. 2_3 an das] an's Gs. — 3_1 woll'n Gs. — 5_3 Beid' Gs. — II. 2_{1-2} legen | Ihr hin, als Gs. — 2_4 Füße Gs. — 7_3 Du Mutter aller Gnade, Gs. — 8_2 Zu Cölln, der heil'gen St., Gs. — III. 3_3 Sie wachte auf aus Gs. — 3_4 so] zu Gs. R. L_1.

In Gs. und R. folgte dem Gedichte eine längere Anmerkung über den Stoff. Wir geben zunächst den Text von Gs.; die Ziffern verweisen auf die nachfolgenden Varianten von R. Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimath. — Als ich ein kleiner Knabe war, und im Franziskaner-Kloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst buchstabiren und stillsitzen lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (im Geldernschen) [1]) mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigener [2]) schlimmer Fuß dadurch geheilt sey. Mit diesem Knaben traf

Seite

ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir, im Philosophen-Collegium bei Rektor Schallmeyer, neben einander saßen[3]), erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Muttergottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laborirt, und lange vernahm ich dann nichts mehr von ihm[4]). Vor einigen Jahren, als ich zwischen Bonn und Godesberg[5]) am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: „Gelobt sey'st du, Maria!" und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn. Er aber sah sehr blaß und krank aus.

Berlin, den 16ten des Maymonds 1822. H. Heine.[6])

In R. folgende Änderungen und Zusätze: 1) Kevlaar (der Akzent liegt auf der ersten Sylbe und der Ort selbst liegt im Geldernschen) einstmals mitgen. — 2) eigner. — 3) zu sitzen kamen. — 4) laborirt, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtniß. – 5) Im Jahr 1819, als ich in Bonn studierte, und einmal, in der Gegend von Godesberg, — 6) Datum und Name fehlen. – Am Schluß in R. folgender Zusatz: Ich durfte diese Notiz nicht von dem Gedichte trennen, weil beyde zugleich entstanden, schon einmal zusammen abgedruckt worden, und dadurch gleichsam verwachsen sind. Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, eben so wenig, wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgesprochen werden soll. Dieses, Almansor überschrieben, wird im Romane, dem es entlehnt ist, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und gesungen. „Und wahrlich" — so spricht ein englischer Schriftsteller — „wie Gott, der Urschöpfer, stehe auch der Dichter, der Nachschöpfer, partheylos erhaben über allem Sektengeklätsche dieser Erde."

Aus der Harzreise.

Diese Gedichte erschienen gesondert zuerst in L_1; vorher im Zusammenhang der „Harzreise" in Gs. und R.

Prolog. H (im Besitze der Freyin Elise Koenig-Warthausen in Stuttgart; 6 zus. geheftete Oktavblätter, enthaltend außerdem die nachfolgende Berg-Idylle). — Gs 20/1. 26, Nr. 11. — R. 151

Überschrift: Vorspiel. H. — Ohne Überschrift in Gs. und R. — 4_3 Bäsche H.

1. Berg-Idylle. H (vgl. das vorige Gedicht). — Gs. 30/1. 26, Nr. 17. — R 151

Überschrift fehlt Gs. R. — **1.** 2_2 Ausgeschnitzt und w. H. Reich geschn. und w. Gs. R_{1-5}. L_{1-4}. — 3_2 die Arm' H. — 7_4 Und dort ist es H. Gs. R_{1-5}. L_1. — 8_4 Wie vergraben H.

Seite

Gs. R_{1-5}. L_{1-3}. — 11_2 schnarrt H. Gs. R_{1-5}. L_{1-4}. — 12_1 u. $_3$ Du kleines K H.

2. 1_4 goldnes] süßes H. Gs. R_{1-5}. L_{1-4}. — 5_4 Und an Sohn H. — 7_1 Erd'] Welt H. — 8_3 Und begriff H. Gs. R_{1-5}. L_{1-2}. — 11_3 u. $_4$ zerbricht H. — 11_4 des Sklaven Joch. H. 153

3. 2_3 Und die P. glühen, H. Und es glüht die Purpurrose, R_{2-5}. — 13_1 früherhin gesch. Gs. — 15_{3-4} Staunen würdest du, mein Kindchen, | Spräch ich aus das r. W. H Gs. R_{1-2}, $_{4-5}$. — Ey, was gilt's, mit kühnen Lippen | Sprech ich aus das r. W. R_3. — 16_1 Sprech ich jenes Wort, so dämmert H. Gs. R_{1-2}, $_{4-5}$. — Siehst du schon, mein Kind, es dämmert R_3. 155

Der Hirtenknabe. Gs. 1/2. 26, Nr. 18. — R. 158
Überschrift fehlt Gs. R. — 1_4 schwere gold'ne K. Gs. R_{1-5}. — 7_3 schönen] lieben Gs. R_{1-5}. L_1.

Auf dem Brocken. Gs. 8/2. 26, Nr. 22. — R. 158
Überschrift fehlt Gs. R.

Die Ilse. Gs. 10/2. 26, Nr. 23. — R. 159
Überschrift fehlt Gs. R. — Nach Str. 5 steht in Gs. noch folgende:

> Und bebt mein Herz dort unten,
> Braust oben der Wasserfall,
> Die Eichen und Buchen schauern,
> Es trillert die Nachtigall.

> 6_{1-4} Und bebt mein Herz dort unten,
> So klingt mein crystallenes Schloß,
> Es tanzen die Fräulein und Ritter,
> Es jubelt der Knappentroß. Gs. R_{1-2}, $_{4-5}$. L_1.

6_3 Dort] Da R_3.

Die Nordsee.

Der erste Cyklus zuerst gedruckt in RI_1 S. 261—300. — Der zweite Cyklus zuerst in RII_1 S. 1—40. — Von R_2 an erschienen beide Abteilungen im ersten Bande . . 161

Überschriften. Für den 1. Cyklus: Die Nordsee. 1825. Erste Abtheilung. R_1. Für den 2. Cyklus: Die Nordsee. 1826. Zweite Abtheilung. R_1. — Von R_2 ab die allgemeine Überschrift wie in L. Die Überschriften der einzelnen Cyklen: Erste Abtheilung. 1825. und Zweyte Abtheilung. 1826. R_{2-5}. — — Motto. In R_1 zu der Ersten Abtheilung folgendes: Uneigennützig zu seyn in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jene freche, spätere Wort „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" mir recht aus der Seele gesprochen ist. (Aus Göthes „Dichtung und Wahrheit" vierzehntes Buch.) Das Motto zur Zweiten Abtheilung in R_1: Motto: Xenophon's Anabasis IV. 7. Dieses wurde in R_2 ff. den vereinigten beiden Cyklen vorgesetzt. In L. fehlen die Motti. — — Widmung. Friedrich Merkel sind

Seite

die Bilder der Nordsee freundschaftlichst zugeeignet vom Verfasser. L_1. — Herrn Friedrich Merckel widmet diese Bilder der Nordsee der Verfasser. R_2 ff. — — Reihenfolge. Im ersten Cyklus hat R_1 dieselben Lieder und dieselbe Reihenfolge wie L. Von R_2 ab ist aber das erste Gedicht in L. vom Anfang an die fünfte Stelle versetzt worden. — In der zweiten Abteilung ist Nr. 8 in R. in zwei Gedichte zerlegt (vgl. 8) und hierauf das Gedicht Seekrankheit eingeschaltet, welches im Buch der Lieder fehlt (in dieser Ausgabe in der Nachlese, II, 32). — F. (Überschrift: *La mer du Nord. — Écrit en 1826—27.* — Eingeleitet durch eine *Notice du traducteur,* die unterschrieben: *Gérard de Nerval. [Revue des Deux Mondes, du juillet 1848.]* — Nicht in 2 Cyklen eingeteilt und nicht alle Gedichte enthaltend; ohne Nummern, die wir aber bei den einzelnen Gedichten zur Bezeichnung der Reihenfolge hinzufügen.)

Erster Cyklus.

1. R. (R_1 Nr. 1; R_2 Nr. 5). — F (Nr. 1) 163
Überschrift: Huldigung. R_{1-5}.
2. R. (R_1 Nr. 2; R_2 ff. Nr. 1). — F (Nr. 2) 164
3. R. (R_1 Nr. 3; R_2 ff. Nr. 2) 164
28 stiller] stummer R_{1-5} L_1.
4. R. (R_1 Nr. 4; R_2 ff. Nr. 3). — F (Nr. 3) 166
13 Auch] Graue R_{1-5}. L_{1-4}.
5. R. (R_1 Nr. 5; R_2 ff. Nr. 4). — F (Nr. 4) 168
6. R. (Nr. 6) 170
7. R. (Nr. 7). — F (Nr. 5) 171
24 bitte] bete R_{1-5}. L_{1-2}. — 30 goldne] lichte R_{1-5}. L_{1-4}. — 35 lichten] lieben R_{1-5}. L_{1-4}. — 47 blinken] klingen R_{1-5}. L_{1-4}. — 61 Mit goldnen Nägeln, — fehlt R_{1-5}. L_{1-4}. — 65 von weißem, weißem Schnee, R_{1-5}. L_{1-4}.
8. R. (Nr. 8) 173
2 die Well'n, R_{1-5}. L_{1-4}. — 3 die Wellen, R_{1-5}. L_{1-4}. — 15 an den Mastbaum R_1. — 16 Herzen] Mund R_1. L_{1-4}. — 17 Das] Der R_1. L_{1-4}. — Nach 17 folgt in R_1. L_{1-4} noch die Zeile: Und lechzt nach dem Herzen, — 18 Und fehlt R_1. L_{1-4}.
9. R. (Nr. 9). — F. (Nr. 6). 174
Überschrift: *Le calme.* F.
10. R. (Nr. 10). — F. (Nr. 7) 175
Überschrift: *Au fond de la mer.* F. — 20—21 Mit spiegelblanken Fenstern | Stehn pyr. R_{1-5}. L_{1-4}. Wo spiegelblanke Fenstern L_5. — 22. Und wandeln s. Jungfrau'n, R_{1-5}. L_{1-4} Statt 23—25 stehen in R_{1-5}. L_{1-2} folgende 4 Verse:

Ein gülden Band um den schlanken Leib,
Die Blumengesichter sittsam umschlossen
Von schwarzen sammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.

Seite

54 So tief, so tief also R_{1-5}. L_{1-4}. — 57 herauf] hinauf R_{1-5}. — 59 Fünfhundert Jahre lang, R_{1-5}. L_{1-2}.

11. R. (Nr. 11). — F. (Nr. 8) 177

12. R. (Nr. 12). — F. (Nr. 9) 177

24 Am Rosenbande, R_{1-5}. L_{1-4}. — 32 Wandelten] Zogen R_{1-5}. L_{1-4}. — Nach Vers 43 folgt in R_{1-5} noch folgende Stelle:

* * *

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du d'rum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach,
Und im Glauben so stark bist,
Und die Dreyfaltigkeit ehrest in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrath und dann zum Justizrath,
Und endlich zum Rathe bey der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt —
Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es, höheren Ortes, zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir auf's Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußisch Courant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sey Jesu Christ!

Diese Stelle fehlt in allen Ausgaben von L. und F.

Zweiter Cyklus.

1. R (Nr. 1). — F (Nr. 10). — Überschrift: *Salut du matin* F. (Auch in späteren von Heine nicht durchgesehenen Ausgaben: Morgengruß. Es ist offenbar, daß dies ein Druckfehler, und sehr auffällig, daß Heine die auf falschem Originaltext beruhende Übersetzung hat durchgehen lassen) 179

27 bewahrest R_1. L_{1-2}. — 37 schmaragdne R_1. L_1.

2. R (Nr. 2). — F (Nr. 11) 181

5 Wie'n Witz R_{1-5}. L_{1-4}.

3. R (Nr. 3). — F (Nr. 12) 181

Seite

25—27 Wie eine selige Nacht, ergießt sich | Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte, | Sie ringelt sich R_{1-5}. L_{1-2}.

4. BC. 8/2. 27. Nr. 28. — R (Nr. 4) 183

Überschrift: Seebilder von H. Heine. I. Sonnenuntergang. BC. — 19 geheurathet; BC. R_{1-5}. L_{1-2}. — 29 nasse] feuchte BC. — 31 Glaub' mir — BC. — 52 Nachtmütz', BC.

5. BC. 29/3. 27. Nr. 63. R (Nr. 5) 184

Überschrift: Seebilder von H. Heine. II. D. G. d. O. BC. — 1 Meere, BC. R_{1-5}. L_{1-2}. — 8 Wie Lüftes., BC. R_{1-5}. L_{1-4}. — 9 kehren wieder, BC. R_{1-5}. L_{1-2}. — Nach 15 kein Absatz BC. — 24f. noch süßere Josty-Baisers, | Mit weißer Seligkeit gefüllte; BC. R_1. L_1. — nur: noch süßere Josty-Baisers, ohne die zweite Zeile R_{2-5}. Ich koste noch süßere Josty-Baisers | Gefüllt mit geschl. S. L_2. — 54 mitleid'gen BC. — 62 dein Herz, dein Niobe-Herz BC. R_{1-5}. L_1.

6. BC. 30/3. 27. Nr. 64. — R (Nr. 6). — F (Nr. 13) 187

Überschrift: Seebilder von H. Heine. III. D. G. G. BC. — 23 Antlitz] Gesichte BC. R_{1-5}. L_{1-4}. — 31 hast fehlt BC. R_1. L_1. — 33 Juno] Here BC. R_{1-2}. L_{1-3} (Hexe R_{3-5}. L_4). — 53 blickt] schaut BC. R_{1-5}. L_{1-4}. — 83 knien BC. R_{1-5}. L_{1-4}.

7. R (Nr. 7). — F (Nr. 14). 190

16 weht R_{1-5}.

8. R. (Nr. 8 und 9. Nach V. 16 schließt in R. das Gedicht, u. der zweite Teil bildet mit dem Titel Echo ein selbständiges Gedicht.) 190

17 Am Mastbaum R_1. L_1. — 24/25 Ueber mein Haupt, im e. Bl., | Hinflatterte R_{1-5}. L_{1-4}. — 28 sich im Meer besp. R_{1-5}. L_{1-4}. — 29 eignes R_{1-5}. L_1.

9. R (Nr. 11). — F (Nr. 15) 191

53 umwehn R_{1-5}. — 55 vom] von R_{1-5}. L_{1-4}. — 66 Die der Weltgeist hinaussteckt R_{2-5}. Der Vers fehlt ganz in L_1. R_1.

10. R (Nr. 12). — F (Nr. 16) 193

9 zerdröschen R_1. L_{1-2}. — 10 Wandrer R_{1-5}.

II. Neue Gedichte.

Drucknachweise. Zu Grunde gelegt ist:

1) N_1 = Neue Gedichte von H. Heine. Hamburg 1844; und für die von Heine in der 3. Auflage hinzugefügten Gedichte:

2) N_3 = Neue Gedichte von Heinrich Heine. Dritte, veränderte Auflage. Hamburg 1852.

Korrigiert hat Heine nur die 1. Auflage; vgl. seine Briefe an Campe vom 21/10. und 8/12. 1851. Hinzugefügt wurden in N_3 die Gedichte „Diana" S. 235 f, „Schöpfungslieder" Nr. 7, S. 254, und der Cyklus „Zur Ollea" S. 290—298.

F = Französische Ausgabe.

S = Der Salon von H. Heine. (Nähere Angaben bei den Abteilungen der „Neuen Gedichte" oder bei den einzelnen Gedichten.)

R = Reisebilder von H. H. (Nur RII_2 ff. von Belang.)
WtM = Westteutscher Musenalmanach (vgl. Lesarten des „Buchs der Lieder").
M = Morgenblatt für gebildete Stände, Stuttgart, Cotta.
Gs = Gesellschafter (vgl. Lesarten des „Buchs der Lieder").
ZW = Zeitung für die elegante Welt (Leipzig).
Z = Der Zuschauer, hrsg. von Symanski, Berlin 1821—23.
PZ = Pariser deutsche Zeitung.
Al = Album, Originalpoesieen, hrsg. von Püttmann 1847.
HB = Humoristische Blätter, hrsg. von Theodor v. Kobbe.
Fr = Der Freimüthige, oder Berliner Conversationsblatt, hrsg. von W. Alexis.
Mi = Mitternachtzeitung.
Agr = Agrippina, Zeitschrift für Poesie, Literatur, Kritik und Kunst, hrsg. von J. B. Rousseau.
Ta = Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1829. (S. 65—72 stehen dort Gedichte von H. Heine. Vgl. „Tragödie"; Neuer Frühling Nr. 43 und Nr. 3.)
DM = Deutscher Musenalmanach, hrsg. v. Schad.
HE = Handschriftsfaksimile in der Europa, Chronik der gebildeten Welt, hrsg. von A. Lewald, Stuttgart. Jahrgang 1840.

Andre Abkürzungen: *H* = Handschrift. — *HSt.* = Handschrift, die von Strodtmann benutzt worden, dem Hrsg. der vorliegenden Ausgabe aber nicht zugänglich war. — *NF* = Neuer Frühling (Abteilung der „Neuen Gedichte"). — *Rom* = Romanzen (ebenso). — *Zg* = Zeitgedichte (ebenso). — *V* = Verschiedene (ebenso).

Neuer Frühling.

Die Reihenfolge in N und RII_2 ff. stimmt genau überein. In SII_1 stehen Nr. 1—37 des NF, der Prolog und Nr. 38—44 fehlen.

Verschiedene.

I. Seraphine. SI_1 (S. 153—169) übereinstimmend mit N.

II. Angelique. SI_1, 170—177.

N.	SI	Nachlese	N.	SI	Nachlese
1—3	1—3	—	4	Yol. u. M. Nr. 4	—
—	4	I,43			
—	5	I,44	5	—	—
—	6	I,45	6	—	—
			7—8	7—8	—

III. Diana, SI, 178 ff., übereinstimmend, aber zuerst überhaupt in NG_3 anfgenommen.

IV. Hortense. SI_1, 182 ff.

	SI_1, 201-204			SI_1, 201-204	
1	Erfahrung	—	4	—	—
2	1	—	5	—	—
3	—	—	6	2	—

V. Clarisse, SI_1, 184—194.

N.	SI	Nachlese	N.	SI	Nachlese
1—4	1—4	—	—	5—10	I,50 bis 55
5	—	—			

VI. Yolante und Marie. SI_1, 195—200.

N.	SI	Nachlese	N.	SI	Nachlese
1—2	1—2	—	3	5	—
—	3	—	4	6	—
Angel. Nr. 4	4	—			

VII. Emma fehlt in S.

Der Tannhäuser in den Elementargeistern (SIII).

Schöpfungslieder.

N.	SI	Nachlese	N.	SI	Nachlese
	SI_1, 201-204			SI_1, 201-204	
1—4	1—4	—	5—7	—	—

Friederike neu. — **Katharina** SIV, S. 111—128, übereinstimmend.

In der Fremde.

N.	SI	Nachlese	N.	SI	Nachlese
1	Abschied SI_1 145	—	2	Träumereien 2	—
—	Träumereien 1	—	3	Träumereien 3	—

Tragödie SI_1, S. 150 ff. = N.

Romanzen.

N.	SI	Nachlese	N.	SI	Nachlese
	SIV_1, S. 129-150			SIV_1, S. 129-150	
1	1	—	4	—	—
2	—	—	5—13	2—9	—
3	—	—	14—24	fehlen in S.	—

Zur Ollea zuerst in N_3; **Zeitgedichte** zuerst in N_1.

Vorrede zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte“[1].

(Geschrieben zu Paris, den 18. Oktober 1844.)

Vor etwa vier Wochen haben diese „Neuen Gedichte“ die Presse verlassen, und fast gleichzeitig erschien im Einzeldruck das darin enthaltene Wintermärchen, „Deutschland“ betitelt. Mein Verleger, der durch die großen Auflagen, die er von meinen Werken zu machen pflegt, dem Genius des Verfassers das ehrenvollste Vertrauen schenkt, widmete

[1] Traf zu spät ein, um noch der 2. Auflage eingefügt werden zu können. Vgl. S 200. Mitgeteilt von Strodtmann, erste Gesamtausgabe der Heineschen Werke, Bd. 21, S. 435 f. Die Vorrede schloß mit dem Vorwort zu dem Wintermärchen „Deutschland“, zu welchem durch folgende Worte übergeleitet wurde: Ich kann jedoch nicht umhin, das Vorwort, welches den Einzeldruck des „Wintermärchens“ begleitete, bis auf wenige Zeilen hier mitzutheilen; es ist datiert: „Hamburg, den 17. September 1844“ und lautet, wie folgt:

mir diesmal eine gesteigerte Huldigung, und er druckte von den „Neuen Gedichten" eine noch weit enthusiastischere Anzahl von Exemplaren. Vergebens stellte ich ihm vor, welcher bitteren Enttäuschung er sich dadurch aussetze, und ich gestand ihm, wie ich in authentischen Zeitungsblättern mit eignen Augen gelesen habe, daß meine Popularität sehr gesunken sei, daß ich von den jüngern Poeten des Tags ganz überflügelt worden, und daß ich überhaupt nur noch der Vergangenheit angehöre. Aber mein Verleger lächelte sonderbar und berief sich auf seine Handlungsbücher, worin der Absatz meiner Schriften tagtäglich mit trockner Gewissenhaftigkeit eingezeichnet wird, und diese erquicklichen und progressiven Zahlen bildeten eine Argumentation, die schwer zu widerlegen war. In diesem Augenblick triumphiert der Mann ganz und gar über die Besorgnisse meiner Bescheidenheit, und er veranstaltet in verdoppelter Quantität eine zweite Auflage jener „Neuen Gedichte". Leider kann ich, da ich jetzt wieder vom Druckort entfernt bin, den Druck nicht so streng überwachen, wie ich es bei der ersten Auflage gethan. Nachträgliche Veränderungen habe ich mir nirgends erlaubt, welches ich ausdrücklich bemerke.

Heinrich Heine.

Die Vorrede zu der dritten Auflage der „Neuen Gedichte" bezieht sich auf die Tragödie „Ratcliff"; sie ist, wie die letztere, in dieser Ausgabe von den „Neuen Gedichten" abgetrennt und befindet sich im 2. Bande (Lesarten).

Neuer Frühling.

Verglichen sind: RII_2 ff. — SII_1. — Zeitschriften und Handschriften.

Von 28 Liedern des „Neuen Frühlings" konnten wir die Handschrift des Dichters vergleichen; sie ist im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau und besteht aus 15 Quartblättern gelblichen Papiers verschiedener Sorte. Die Gedichte sind in der Handschrift mit römischen Ziffern numeriert (Nr. I—XXX; Nr. IX und XXII fehlen). Diese Anordnung ist aber erst nach vielfachen Änderungen angenommen worden. Sie weicht ab von der Reihenfolge in den Neuen Gedichten und im Morgenblatt. Im Morgenblatt von 1831 waren zweimal 12 Gedichte des Neuen Frühlings erschienen; in der folgenden Übersichtstabelle unterscheiden wir diese Abteilung durch Hinzufügung der Buchstaben a und b.

N.	H.	M.	N.	H.	M.	N.	H.	M.
Prolog	30	12a	7	—	2b	15	—	3b
1	1	1a	8	7	2a	16	12	—
2	2	1b	9	13	—	17	14	—
3	3	—	10	5	—	18	15	4b
4	4	—	11	6	—	19	16	—
5	andere H.	—	12	8	—	20	17	—
			13	11	3a	21	18	5a
6	—	—	14	10	—	22	19	—

N.	H.	M.	N.	H.	M.	N.	H.	M.
23	20	4a	31	—	10a	39	—	8b
24	21	—	32	26	11a	40	—	9b
25	—	—	33	27	—	41	—	10b
26	—	6a	34	—	—	42	—	11b
27	—	9a	35	29	5b	43	—	—
28	23	7a	36	—	—	44	—	12b
29	24	—	37	—	7b			
30	25	8a	38	28	6b			

Außer diesen 28 Gedichten enthält die Handschrift ein ausgestrichenes Gedicht Augen, sterblich schöne Sterne, das (in erweiterter Fassung) zum erstenmal aus Heines Nachlasse in den „Letzten Gedichten und Gedanken" von Strodtmann 1869 herausgegeben worden ist (Nachlese I, 35).

Überschrift: Neuer Frühling, neue Liebe! H. — Frühlingslieder. S. — In M haben die Gedichte der ersten Abteilung (a) ide Überschrift: Neuer Frühling. Von H. Heine. Die Gedichte der zweiten Abteilung (b): Gedichte von H. Heine. Die Gedichte erschienen dort am 26. und 28. Febr. und 2. und 4. Juli 1831, in jeder Nummer von M 6 Gedichte.

Motto. Motto: Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden — — — —
— —
Er träumt von einer Palme
Die fern — — — —
— — R.

Widmung. Seiner Schwester, Charlotte Embden geb. Heine, widmet diesen neuen Frühling artig und liebevoll der Verfasser. R.

Seite

Prolog. H. — M 28/2. 31, Nr. 50. — R. — Fehlt in S. . . . 203
1_4 Schild] Schwert H. M. — 3_2 mit] in R.

1. H. — M 26/2. 31, Nr. 49. — R. — S. 203
2_3 Um dir W. H. M. — 4_1 Daß es doch kein M. — 4_2 Merkst du bald H. M. R. S.

2. H. — M 2/7. 31, Nr. 157. — R. — S. 204

3. H. — Ta 1829, S. 68. (Nr. 3, 4, 10—12, 14, 19 und 24 des N. F. sind dort vereinigt, mit der Überschrift: III. Neuer Frühling.) — R. — S. 204
1_4 So hebt dich die Liebe wieder. Ta.

4. H. — Ta 1829, S. 69 (vgl. N. F., Nr. 3). — R. — S. . . . 205

5. H. (Vgl. Buch der Lieder, Lyr. Int. Nr. 3; vorl. das 10. Gedicht.) — Gs. 26/6. 22, Nr. 101. — WtM, 1824, S. 109. — R. — S. 205
Überschrift: in Gs. vgl. Buch d. L., Lyr. Int. Nr. 7; vorl. Nr. „I" Gs. — Lied. WtM. — 1_2 Die liebe Erd ist grün, H. — 1_3 Und] Wohl H. — 2_1 Die lustigen Vöglein s. Gs. — 2_2 Wohl in der laubigen Höh', H. — 2_4 grünen] blumigen H. [Zuerst geschrieben: Wohl in dem weichen Klee. H.] — 3_1 Ich] Doch ich H. [Zuerst Ich H.] — 3_1 nicht springen und singen, Gs. —

Seite

3_3 hör' ein süßes H. hör' ein f. WtM. Gs. — 3_4 Und Ich träum H. Und träum', Gs. — In H. sind folgende zwei Strophen ausgestrichen, an deren rechter Seite die 3. Strophe der letzten Fassung des Gedichtes steht; die Worte in eckiger Klammer sind schon vorher ausgestrichen:

Ich sitze mit meinem Kummer
[Wohl] Im hohen grünen Gras,
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träum ich weiß nicht was

[An] Ich denk an meine Schöne,
Ich denk ich weiß nicht was,
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Unterschrift: H. Heine. WtM. Im Register: Heine, Harri (lebt gegenwärtig in Göttingen) WtM.

6. R. — S. 205

7. M 2/7. 31, Nr. 157. — R. — S. 206

2_4 Oder der sch. M.

8. H. — M 26/2. 31, Nr. 49. — R. — S. 206

Str. 1—2. [In dem grünen Waldorchester,
Wer ist der Kapellenmeister?
Ist es wohl der dicke Dompfaff,
Der da zwitschert immer dreister?

Ist es jenes Schwalbenmännchen,
Das am Bach beständigt gluckgluckt?
Oder der Pedant, der dorten
Immer zeitmaßrichtig kukkukt?] H.

1_{1-2} [Träumend wandl ich unter Bäumen, | Und es klingen alle Nester.] H. — 3_1 [Ist der Storch es, der so ernsthaft] H.

9. H. — R. — S. 207

1_4 Violen N_{1-2}. R. S. (Viole aus N_3 eingesetzt, da der Plural Druckfehler zu sein scheint.)

10. H. — Ta 1829, S. 69. (Vgl. N. F., Nr. 3.) — R. — S. . . 208

11. H. — Ta 1829, S. 70. (Vgl. N. F., Nr. 3.) — R. — S. . . . 208

12. H. — Ta 1829, S. 70. (Vgl. N. F., Nr. 3.) — R. — S. . . . 208

13. H. — M 26/2. 31, Nr. 49. — R. — S. 209

3_2 Und schmettert H. R. S. Sie schmettert, M. —

14. H. — Ta 1829, S. 70. (Vgl. N. F., Nr. 3.) — R. — S. . . . 209

15. HE. 1840. — M 2/7. 31, Nr. 157. — R. — S. 209

1_{1-4} [Es hebt die Wasserlilje | Ihr Köpfchen aus dem Fluß | Da wirft der Mond] [aus dem Himmel] [Höhe] [herunter | Viel lichten Liebeskuß.] HE. — Daneben dann die jetzige Fassung HE. — 2_2 herab HE. — 2_3 Da schaut sie M. — 2_4 Den [zitternd] [armen] zärtlich blassen HE.

16. H. — R. — S. 210

17. H. — R — S. 210

2_4 Doch konnt' ich nicht wissen H. — 2_6 gesprochen. H (ohne Fragezeichen).

Seite

18. H. -- M. 2/7. 31, Nr. 157. — R. — S. 211

19. H. — Ta 1829, S. 71. (Vgl. N. F., Nr. 3.) — R. — S. 211
2_3 Strohhut] Hute H. Ta. R. S.

20. H. — R. — S. 212

21. H. — HE. 1840 (schwer zu entziffern). — M 26/2. 31, Nr. 49. — R. — S. 212
1_2 [Dich stets vermeiden] zürne nicht | Ausweichen dir — O HE. — 1_3 paßt' M. — [Dein Antlitz schön hat so heiter blühend] | [Schlecht] paßt dein Antlitz, [ist so] schön, [so] u. blühend HE. — 1_4 Wie [paßt nicht zu meinem trau Angesicht] HE. — 2_1 Ich [weich dir aus] will d. m. HE.

22. H. — R. — S. 212

23. H. — M 26/2. 31, Nr. 49. — R. — S. 213

24. H. — Ta 1829, S. 72. (Vgl. N. F., Nr. 3.) — R. — S. 213

25. R. — S. 213

26. M 26/2. 31, Nr. 49. — R. — S. 214

27. M 28/2. 31, Nr. 50. — R. — S. 214
1_{1-2} nicht im Reich der Träume | Schon geschwelgt in d. Gl. M.

28. H. — M 28/2. 31, Nr. 50. — R. — S. 215
1_4 die da liebt. H. M.

29. H. — R. — S. 215

30. H. — Ferner das Faksimile einer andern Handschrift = HF. — M 28/2. 31, Nr. 50. — R. — S. 215
1_1 erglühen H. HF. M. — 2_{2-3} [Als] [Das Wort, als ich es hörte | zuerst, da [es] war es] | [Mir ist als ob ich hörte | Ein Wort aus alten Tagen] | [Ich weiß] [Wo sind die] | [Als ich dies Wort gehöret | Zuerst da blühten viel] [die] | [Ich weiß, daß hier auf Erden | Die süßesten Liebesworte] | Ich weiß [dieser] [daß allein] das Sch. a. E. HF. — 3_1 [Hörst du die Rosen seufzen] HF. — 3_2 [lächle] küsse HF. — 3_3 [nächstens] morgen HF.

31. M 28/2. 31, Nr. 50. — R. — S. 216
1_2 Sie zerfließen fast in D. M. R. S. — 2_3 Mondenstrahlen M. R. S. — 2_4 Durch die duft'gen Bl. bl. M. R. S. — 3_1 Schau dies L. M.

32. H. — M 28/2. 31, Nr. 50. — SIII (in den „Elementargeistern"). — R. — SII. 217
1_1 In dem Wald SIII. — 1_2 reiten; M. — 1_3 Hörnchen H. — 2_3 wie Schwanenzüge SIII. — 3_2 Vorüberreiten M. — 3_3 Galt [das] es H. R_{3-5}.

33. H. — HE 1840. — R. — S. 217
2_1 [Blaue Blumen, rothe Blumen] | [Fragst du schlau was diese Blumen] [duft'gen Boten] HE. — 2_2 [im geheim bedeuten] dir verblümtes s. m. HE. — 2_3 [Sey mir treu am ganzen Tage] | [Liebe] [du] [mich] HE. — 2_4 [Lieben sollst] HE.

34. HE. 1840. -- R. — S. 218
1_3 Du willst mich nicht mehr [nimmer] gar nicht lieben, HE. — 2_4 Bey Körben, die man giebt. HE. R. S.

35. H. — M 2/7. 31, Nr. 157. — R. — S. 218
1_1 nie] nicht M. R. S.

Seite

36. R. — S. 218
37. M 4/7. 31, Nr. 158. — R. -- S. 219
38. H. — M 2/7. 31, Nr. 157. -- R. 219
39. M 4/7. 31, Nr. 158. — R. 220
40. M 4/7. 31, Nr. 158. — R. 220
41. M 4 7. 31, Nr. 158. — R. 220
42. M 4/7. 31, Nr. 158. — R. 221
1_3 ein feuchter Nebel hält M. R. — 1_4 Tief eingehüllt M. R.
43. Ta 1829, S. 68 (dort das dritte der drei Lieder mit der Überschrift: II. Ramsgate). Vgl. Verschiedene VI, 2 und Nachlese I, 29 221
3_3 das Bildniß, N_{1-3} (Druckfehler?). — 3_4 Hochverehrte, schöne Ta.
44. M 4/7. 31, Nr. 158. — R. 222

Verschiedene.

I. Seraphine. *1.* Fr. 7/1. 33, Nr. 5. — Vgl. VII 1. — Mit VI 2, 4, 6 u. 12 unter dem Titel Seraphine. Vorl. Ged. darin Nr. I Fr. — SI. 225
2_4 Tannen dunkel Fr. — 3_3 du, Liebe, w. Fr. S.
2. Fr. 7/1. 33, Nr. 5. (Vgl. VII 1 u. VI 1.) Vorl. Nr. II der Abteilung Seraphine in Fr. — SI. 225
2_2 gar] nur Fr.
3. SI. 226
4. Fr. 8/1. 33, Nr. 6. (Vgl. VII 1 u. VI 1.) Vorl. Ged. Nr. III der Abteilung Seraphine Fr. — SI. 226
5. SI. 226
6. Fr. 8/1. 33, Nr. 6. (Vgl. VII1 u. VI1. Vorl. Ged. Nr. IV der Abteilung Seraphine. Fr.) — SI. 227
Nach Str. 5 folgt in Fr. SI $_{1-2}$ noch:

Aus meinen Augen grüßt sie Dich
Mit brennendem Verlangen;
Aus meinem Munde strahlt sie Dir
Erröthen auf die Wangen.

O, weine nicht, laß an mein Herz
Dein liebes Herz erwarmen;
Ich und die Sonne liegen Dir
Glückselig in den Armen.

7. SI. 228
1_1 diesen S.
8. SI. 228
6_3 Riesenlüfte S.
9. SI. 229
10. Fr. 14 2. 33, Nr. 32. (Vgl. VII1 und VIV2. Vorl. Ged. Nr. II in der Abteilung Hortense. Fr.) — SI. 229
2_4 kehret Fr.
11. SI. 229
12. Fr. 8/1. 33, Nr. 6. (Vgl. VII1 u. VI1. — Vorl. Ged. Nr. V in der Abteilung Seraphine. Fr.) – SI. 230

Seite

13. Fr. 14/2. 33, Nr. 32. (Vgl. VII 1 und VIV 2. Vorl. Ged. in der Abteilung Hortense. Nr. „III" Fr.) — SI. 230

14. SI. 230

15. SI. 231

Das Wort erstralt S_{1-2}. (!)

II. Angelique. *1.* Fr. 7/1. 33, Nr. 5. (Zus. mit VI 1, 2, 4, 6, 10, 12, 13; VII 8; VIII 1—3; VIV 1, 2, 6; V V 1—3 und Nachlese I, 43, 44, 55 unter dem Titel Verschiedene, von H. Heine. in Fr. 7/1., 8/1., 21/1., 14/2., 15/2. u. 26/3. 1833, Nr. 5, 6, 15, 32, 33, 61. Eine Notiz der Redaktion von Fr. begrüßt Heines Rückkehr von der Politik zur Dichtkunst und rühmt die nachfolgenden Gedichte.) — SI. . . . 231

Überschrift des vorliegenden: Prolog. Fr. — 2_1 Ich dem t. a. J. Fr. — 2_2 Gar] So Fr. — 2_3 Und] Daß Fr.

2. SI. 231

3. SI. 232

4. SI. (In der Abteilung Yolante und Marie Nr. IV.) . . . 232

5. M. 21/5. 35, Nr. 121; vgl. Katharina, Nr. 3; — Nr. „IV" M. 232

1_1 von Liebesküssen, M. — 2_3 H. und Sippschaft u. L. M.

6. Zuerst in N_1. 233

7. H. St. — SI. 233

1_2 Ich hab' es ja S. — 2_3 Beweisen meine Lieb' und Treu; S. Bewähren meine Herzenstreu'; HSt. — Strophen 3 und 4 fehlen in S.

8. HSt. — Fr. 15/2. 33, Nr. 33. (Vgl. VII 1. — Mit Nachlese I 43 u. 44 unter dem Titel Angelique. Fr. Vorl. Ged. Nr. III. Fr.) — SI. 234

1_{1-2} Wenn auch Dein Herz | Sich mir entfremdet hat, Fr. S. — 1_3 ein halbes Jahr HSt. — 1_4 ich Dich satt. Fr. S.

9. ZW. 2/11. 39, Nr. 215. (Vgl. N. Rom. 20.) 234

Überschrift: II. An dieselbe. (Berlin 1830) ZW. d. h. An Emma, folgt auf N. Rom. 20. 234

III. Diana. *1.* Fr. 26/3. 33, Nr. 61. — SI. — In N erst seit N_3. — Überschrift: Diane. Fr. S. 235

2. 1_2 den Tag] das Licht Fr. — 2_2 Pyrenäen N_3 ff. [Pyrenä'n Fr.; Pyreneen S; der Reim ergibt, daß Pyrenä'n einzusetzen.] 235

3. 2_1 Brunnen Fr. — 2_2 Der Gigantenbrunnen h. er, Fr. . . . 236

IV. Hortense. *1.* Fr. 26/3. 33, Nr. 61. — Vgl. VII 1. — Überschrift: Epilog Fr. Erfahrung. SI. (In S steht das Ged. zwischen den Abteilungen Diane und Hortense.) . . . 236

2_2 Also ernst i. j. Z. Fr.

2. Fr. 14/2. 33, Nr. 32. (Vgl. VII 1. — Zusammen mit VIV 6, VI 10 und 13 unter dem Titel Hortense. Fr.—Vorl. Nr. „I" Fr.) — SI (zus. mit Nr. 6 die Abteilung Hortense bildend). 237

3_4 Und lächelnd Fr.

3. HSt. — M. 21/5. 35, Nr. 121. (Vgl. Katharina, Nr. 3; — Nr. VI M.) 237

1_3 St. kl. vor meiner Seele M. — St. kl. in meiner S. HSt. — 3_4 nie] niemals M.

Seite

4. HSt. — N. 237

2_2 ihre] seine HSt.

5. HSt. — Mi 14/1. 36, Nr. 9. — Überschrift: Buch des Unmuths. I. Altes Lied — das Weib ist bitter. HSt. — Winter Mi. — Ohne Angabe des Verf. Mi. 238

2_{1-2} Treulos wurdest du dem Freunde, | Wie du tr. Mi. — Nach Str. 2 steht in Mi noch:

Traurig bin ich worden, traurig
Wie der Tod. Ein trüber Ritter,
Einsam durch das Leben schwankend,
Seufz' ich jetzt: das Weib ist bitter. —

4_2 Lauscht noch jetzt i. a. B. Mi — 5_4 Sind gestorben und begraben Mi. — Ist auf immer jetzt begraben. HSt. — Nach Str. 5 folgen in Mi noch:

Nimmer werden auferstehen
Meines Frühlings Nachtigallen,
Selbst das Echo ihrer Lieder
Wird im Herzen mir verhallen.

Auf die letzten welken Blumen
Auf die letzten güldnen Flitter
Meines Glückes schau ich nieder
Kummervoll! Das Weib ist bitter! —

6. H (aus der Autographensammlung Wolfgang von Goethes, jetzt im Besitz der Universität Jena. — Oktavblatt, paginiert 13/14, offenbar Stück des Manuskripts von Fr.; vorl. Gedicht beziffert „IV", das Ganze durchstrichen; hierauf Angelique. I. Wie entwickeln sich doch schnelle, vgl. Nachlese I, 43). — Fr. 14/2. 33, Nr. 32 (vgl. V II 1 und V IV 2; Nr. IV Fr.). — SI (vgl. Nr. 2 dieser Abteilung) . . . 239

4_1 durch den Sinn H. Fr.

V. Clarisse. *1.* Fr. 21/1. 33, Nr. 15. (Vgl. V II 1. — Mit V V 2, 3 und Nachlese I, 55 unter dem Titel Clarisse. Fr. — Vorl. Ged. darin Nr. I.) — SI. 239

2. Fr. 21/1. 33, Nr. 15. (Vgl. V II 1 und V V 1.) — SI. — In der Abteilung Clarisse Nr. II. Fr. S. 239

3. Fr. 21/1. 33, Nr. 15. (Vgl. V II 1 und V V 1.) — SI. — In der Abteilung Clarisse Nr. III. Fr. S. 239

1_1 u. $_2$ Teufel] Kuckuck Fr. — 1_4 zu sehen i. Th. Fr. — 2_1 da] vorn Fr. — 3_1 Und sie schauten auf der Bühne Fr. — 3_{3-4} Lachten laut, und Beifall klatschend | Sahen sie den Helden sterben Fr.

4. SI. — Clarisse Nr. IV. 240

5. Mi 2/1. 36, Nr. 2. Überschrift: Gedichte von H. Heine. I. An***. Mi. (Als 2. Gedicht erschien in Mi Nr. 4 An Jenny in der Nachlese I, 58) 240

1_3 Gestorben sind ja d. G. Mi. — Str. 3 fehlt Mi.

VI. Yolante und Marie. *1.* SI. 241

2. Ta 1829, S. 67 (dort das zweite der 3 Gedichte mit der Über-

Seite

schrift: II. Ramsgate. Vgl. N. F., Nr. 43, und Nachlese I. 29). SI. 241

2_1 weißen] jungen Ta. — 3_3 Still nachdenkt, welches von den beiden Ta.

3. HSt. — SI. 242

1_1 Flaschen] Gläser S. — 1_3 Sie ziehen sich lachend die Kleider aus, S. Sie lüften die Kleider mit Übermuth, HSt. — 2_1 D. Sch. w. fein, d. B. w. weiß! S. — 2_3 Sie legen sich lachend in mein Bett S. Und lachend werfen sie sich ins Bett HSt. — 3_3 Thor] Mann S.

4. SI. 242

VII. Emma. *1.* Agr. 23/7. 24, Nr. 89. (Vgl. Buch d. L., Heimk. Nr. 30; vorlieg. Ged. Nr. 2 Agr.) 242

2_4 von] aus Agr. — 3_2 quäle mich ab Agr.

2. Zuerst in N_1. 243

3. Mi 7/1. 36, Nr. 5. (Überschr.: Ch**. Unterschr.: H. Heine. Mi.) 243

1_2 jahrenlangem L. Mi.

4. und *5.* zuerst in N_1 244

6. ZW. 2/11. 39, Nr. 215. (Vgl. N. Rom. 20. Überschrift: An dieselbe. (Berlin 1830.) ZW. D. h. An Emma. Folgt in ZW. nach N. Rom. 20 und VII 9) 244

Der Tannhäuser (S. 245) 245

H (der „Elementargeister"; vgl. dort, „Salon" Bd. 3) HSt. — SIII. — F *(De l'Allemagne, tome II, neuvième partie „Les dieux en exil")*. — Keine Ziffern vor den Abteilungen. S.

I 245

5_1 Hab' ich nicht den allersüßesten H. S. — 6_2 Von süßen H. — 15_2 Nun hör' ich H. S.

II. 247

3_1 heilger S. — 3_3 hörst H. S. — meine] mir H. S. — 4_1 Kreise S. — 5_1 heilger S. — 7_{3-4} Die Stimme ist wie Blumenduft, | Wie Blumenduft so weiche. H. S. — 8_2 Den zarten Duft z. n., H. S. — 17_2 Mit wildentzügelten Flammen — H S. — 17_4 Und wird mich Gott verdammen? H. S. — 18_1 heilger S_1.

III. 249

8_1 erbaut N_3 ff. — 9_4 Schweiz] Alpen S. — Str. 10 fehlt in H. S. — 10_3 Seen die] Seeen HSt — 11_1 auf den Sant-Gotthardt H. — 11_{3-4} *elle dormait là-bas du sommeil du juste, et sous la sainte et digne garde de ses chers roitelets.* F. — 11_4 sechs und dreizig H. — Str. 12–21 fehlt in F. Statt dessen folgender Schluß: *„J'avais hâte de revenir auprès de toi, dame Vénus, ma vie. On est bien ici, et je ne quitterai plus jamais ta montagne."* — 12_{2-4} Doch thut's der Mühe nicht lohnen; | Hast du den größten von ihnen besucht, | Gern wirst du die kleinen verschonen. H. S. — 13_2 Klöse N. S. — 14_2 Der einst sehr scharf gebissen, H. S. — 14_4 wässern] pissen H. S. —

21_{1-4} Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Soll keiner mich wiederschauen!

Seite

Ich bleibe jetzt im Venusberg,
Bey meiner schönen Frauen. *II.* S.

Schöpfungslieder. (S. 252.) — Nr. 1—4 in SI. Überschrift: Der Schöpfer. S. 252

1. 2_4 Sch. er dann die kleinen K. S. — 3_4 Sch. er gar nachher die A. S.

4. 3_2 Lies drüber. — darüber seit N_3. 253

5. und *6.* zuerst in N_1. — *7.* zuerst in N_3. 253

Friedrike (S. 254) zuerst in N_1. — H St. 254

II_{1-4} Der Ganges rauscht, es wandeln stolz die Pfauen
Und spreizen sich, die Antilopen springen
Im grünen Gras, die Hyacinthen klingen,
Viel' tausend Diamanten niederthauen. HSt.

III_2 erstrahlt HSt. — $_{13-14}$ Die Engel droben nach der Harf' und singen | Des Halleluja dröhnenden Choral. HSt.

Katharina (S. 256). Alle 9 Gedichte mit ders. Überschrift in SIV 256

1. ZW 1/6. 39, Nr. 105. (Zusammen mit N. Rom. 10 (I—III) und 15 unter dem Titel Neue Gedichte von H. Heine. Überschrift des vorl.: I. O, lüge nicht. ZW.).

2. Zuerst in S. 256

3. M. 21/5. 35, Nr. 121. (Zusammen mit Nr. 4, 5, 8, 9; VII Nr. 5; VIV Nr. 3; und Nachlese I, 59 I—III in M 21/5. u. 23/5. 35, Nr. 121 u. 123, mit der Überschrift: Gedichte von H. Heine. Nr. I—VII dieser Gedichte in M Nr. 121; Nr. VIII bis X in M Nr. 123 — Vorl. Ged. Nr. II M. . 257

1_{1-2} Gleich Merlin, dem eitlen Weisen, | Bist du, a. N., M. — 1_4 In den eignen Zauberkreisen. M. — 2_3 Blick' ich in M. —

4. M 21/5. 35, Nr. 121; vgl. das vorige Ged. — (Nr. III. M.) 258

1_1 so fehlt M. — 4_{3-4} In deinem Himmel verbirgst du | Dein Haupt, M.

5. M 21/5. 35, Nr. 121 (vgl. Nr. 3; — Nr. I. M.) 258

1_1 weiße] zarte M — 1_{3-4} Ich liebe solche sanfte Augen | Und solche wilde Lockenfülle. M. — 3_2 brauchst] suchst M. — 3_4 Und dann verlassen, M.

6. und *7.* zuerst in S. — Zu *7.* H St. 259

9_4 Jesu Christ. HSt.

8. M 21/5. 35, Nr. 121; vgl. Nr. 3 (Nr. VII. M) 261

1_3 d. bl. Frühlingsnacht. M.

9. M 23/5. 35, Nr. 123; vgl. Nr. 3 (Nr. X. M) 262

2_2 größ'rem L., M.

In der Fremde. Alle drei in SI; andre Überschriften . . . 262

1. Überschrift: Abschied S. 262

3_2 Du darfst nicht rückwärts gehn. S.

2. In der Abteilung Träumereyen Nr. II. S. 262

5_{3-4} Ich glaube gar du denkst, mein Bester, | An — — — — — — — — . —

3. Abteilung Träumereyen Nr. III. S. 263

Seite

Tragödie H (im Besitze des Herrn Kammerherrn Baron H. von Donop, Frankfurt am Main). — Ta 1829, S. 65 ff. (Vgl. Vorbemerkung zu den Lesarten von N.) — SI. — F (*Nocturnes* Nr. 9). Überschrift fehlt in H. 263

I. 263

1_{3-4} Im fremden Land dient dir mein Herz | Als Heimath u. als Vaterhaus. H. — 1_3 In weiter Fremde sey Ta. — Mein Herz sey in der Fremde dann S. — 2_1 Und fliehn wir nicht, so H. — „Entflieh'n wir nicht, so Ta.

II. 264

Vorbemerkung: (Altes Volkslied.) H. In Ta statt dessen die Fußnote: Dieses zweite Lied ist ein rheinisches Volkslied, und nur das erste und dritte habe ich selbst gedichtet. H. H. — 3_3 Sie sind gestorben, verdorben. Ta.

III. 1_1 steht] wächst H. — 1_4 Der] Ein H. 264

2_{1-2} Die Winde wehen so süß und so lieblich, | Die Vögel singen so bang und betrüblich. H. — 2_1 u. $_2$ Die nach Winde und Vögel fehlt Ta. — 2_3 sie werden Ta.

Romanzen 265

1. Mi 4/2. 36, Nr. 21. (Ohne Angabe des Verf. Mi.) — SIV. — F (*Nocturnes*, Nr. 7) 267

2_1 in Saus u. L. Mi — 4_1 gehängt, Mi.

2. N_1 zuerst 267

3. HSt. — N_1 (zuerst). — 3_4 wie] mit H St. 268

4. N_1 (zuerst). — F (*Nocturnes*, Nr. 6) 268

5. HSt. — N_1 (zuerst). — Überschrift: Sonne und Dichter. HSt. 269

6_4 währen N_1. — Str. 9 fehlt H. St.

6. SIV 270

7. ZW. 2/11. 39, Nr. 215. (Vgl. N., Rom. 20.) — SIV — F (*Nocturnes*, Nr. 18) 271

Überschrift: IV. Sehnsucht nach der Fremde. (Bremen 1831.) ZW. *L'ennuyé.* F. — 2_2 Maulwurfsglücks! ZW. — 3_3 Auch] Und ZW. — Str. 4 fehlt ZW. S. — 6_2 fernen] fremden ZW. — 6_4 P. — immerfort! ZW.

8. ZW. 2/11. 39, Nr. 215. (Vgl. N., Rom. 20.) — SIV. . . . 272

Überschrift: V. Heimweh. (Paris 1839.) ZW. — 1_3 muntre] heitre ZW. — 7_4 Aus Blumenduft u. M. ZW.

9. SIV. 272

10. ZW. 1/6. 39, Nr. 105. — (Vgl. Katharina, Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. III ZW.) — SIV. — F (*Nocturnes*, Nr. 12) . . . 273

I. 273

2_1 Und der König spricht zum Henker: ZW. — 2_2 der Priester ZW. — 3_4 Geht das neuvermählte Ehpaar. ZW. — 4_3 schaut] blickt. ZW. — 4_4 Und die rothen Lippen lächeln. ZW. — der] er S. — 5_1 m. l. rothen Lippen ZW. — 6_{1-2} — Ich bitte, | Laß bis Mitternacht mich leben, ZW. — 8_1 = 2_1 ZW. — 8_{2-3} sei das Leben | B. u. M. gefristet — ZW.

II. 2_1 und fehlt ZW. — 4_2 flüstert] spricht ZW. 274

Seite

III. 1_3 eines Königskinds ZW. Str. 3 fehlt ZW. — 5_2 auf den Auen ZW. — 5_3 sie] die ZW. — 5_4 Frauen ZW. — 6_2 mein] das ZW 275

11. ZW. 3/9. 39, Nr. 172. (Vgl. N., Rom. 13; vorl. Ged. Nr. II ZW.) — SIV. — F (*Nocturnes*, Nr. 14) 276

1_4 von süßen Tr. ZW. — 2_2 Entstiegen ZW. — 3_3 Andere ZW. — 4_3 Auf das blanke Schw. ZW. — 7_{1-2} klug, er hütet sich fein | Die Augen aufzuschließen; ZW.

12. ZW. 20/12. 39, Nr. 249. (Vgl. N., Zg. Nr. 9. — Vorl. Ged. Nr. IV ZW.) — SIV. 277

13. ZW. 3/9. 39, Nr. 172. (Zusammen mit N., Rom. 11 und dem Vorwort zur 3. Aufl. des Buchs d. L. [dem Gedicht!], unter dem Titel Neue Gedichte von H. Heine. — Vorl. Nr. I ZW.) — SIV. 277

2_1 quillt und duftet und blüht — ZW. — 2_3 aus vollem Gemüth: ZW. — 3_1 Reiter reitet ZW. S_2. — 3_2 grüßt so lustigen M. ZW.

14. ZW. 20/12. 39, Nr. 249. (Vgl. N., Zg. Nr. 9. — Vorl. Ged. Nr. II ZW.) 278

15. ZW. 1/6. 39, Nr. 105. (Vgl. Katharina, Nr. 1. Vorl. Ged. Nr. II ZW.) 279

1_3 Schleichet] Schreitet ZW.

16. ZW. 31/5. 42, Nr. 104. (Zus. mit N. Rom. 17, 23 u. 24 v unter dem Titel Neue Gedichte von Heinrich Heine. Vorl. Ged. Nr. I ZW.) — Str. 3 fehlt N_3 ff. — 8_4 nicht] nie ZW. 279

17. ZW. 31/5. 42, Nr. 104. (Vgl. das vorige. — Vorl. Ged. Nr. II ZW.) 279

18. Zuerst in N_1 281

19. Die älteste Fassung ist aus Eduard Wedekinds Tagebuche mitgeteilt worden von Strodtmann in dem Aufsatze „Aus Heines Studentenzeit" in Blumenthals Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik V, S. 320 f. (= W.). — Nur bedingter Wert, da Aufzeichnung aus dem Gedächtnis. — Agr. 1/8. 24, Nr. 93 281

Überschrift: Elegie. Agr. W. — 1_1 Tugend] Unschuld. Agr. W. — 2_2 Mit Listen und mit Karten. Agr. — 2_4 Mit süßen Redensarten. Agr. — 2_{2-4} Mit Kniffen und mit Listen; | Es tr. die M. mich | Mit ihren weißen Brüsten. W. — 3_{1-3} Drauf haben sie mich b. g., | Da hab' ich gekratzt und gebissen, | Sie haben mich armen J. W. — 4_{1-2} Und als sie mich an die Luft gebracht, | Bedenke ich recht die Sache W. — 4_2 Wie] Da Agr. — In Agr. folgt noch die Bemerkung: (In diesem Volksliede, das noch nirgends abgedruckt ist, mußte ich einige Veränderungen machen, ohne welche dasselbe nicht mittheilbar war. H. Heine.)

20. ZW. 2/11. 39, Nr. 215. (Zusammen mit V II 9, V VII 6, N. Rom. 7 und 8 unter dem Titel Gedichte von H. Heine. Dazu die Anmerkung: Aus einem nächstens erscheinenden 2. Bande des Buches der Lieder. ZW.) 282

Seite

Überschrift des vorl. Ged.: I. An Emma. (Geschrieben zu Berlin 1829.) ZW. — 3_{2-3} Den heiteren Schmetterling, | Der im Sonnenlichte gaukelt — ZW.

21. ZW. 20/12. 39, Nr. 249. (Vgl. N., Zg. Nr. 9.) 282
Überschrift: III. Die Wette. (Nach einem dänischen Volksliede, geschrieben zu Hamburg 1830.) ZW. — 4_1 Die schwarzen Tannen h. s. st. ZW. — 5_3 Sie wechselt i. Kl., ZW. — 8_4 nackenden ZW. — 9_1 feiner] weißer ZW. — 10_2 Ich schaute d. E. ZW. — 10_3 Füß' ZW. — 11_2 Auf reichen Bl. ZW. — 11_4 Und heult in den öden W. ZW. — 12_1 Niels ZW. — 13_4 Ich weiß es, ich werde st. ZW. — 15_4 treuen] guten ZW.

22. ZW. 15/1. 42, Nr. 11. (Vgl. Nachlese IV, 11 Deutschland!) F (*Nocturnes*, Nr. 16) 284
Überschrift: III. Die Wasserleute. (Geschrieben im Herbst 1841.) ZW. — 1_1 unter den Linden ZW. — 3_2 Purpurlilie, ZW.

23. ZW. 31/5. 42, Nr. 104. (Vgl. N. Rom. Nr. 16. — Vorl. Ged. Nr. IV ZW.) — F (*Nocturnes*, Nr. 15). — 8_3 Die Wasserfee beugt sich hinab ZW. 285

Unterwelt (S. 286). HSt. — I bis IV in ZW. 15/1. 42, Nr. 11. (Vgl. Nachlese IV, 11 Deutschland! — Überschrift: II. Unterwelt. (Geschrieben im Frühling 1840.) ZW. . . 286

II. 3_2 In diesem unheimlichen HSt. 287

III. 1_5 Haube] Mütze ZW. — 1_7 Klage, N_1 (Der Reim fordert die Besserung.) — 1_8 euch] uns ZW. — Str. 4 fehlt ZW. 287

IV. 288

5_1—6_4 [Wird sich freun bei Erntetänzen,
Trunken von Musik und Schnäpsen,
Eine Löwin, wird sie glänzen
Unter Gänschen, unter Schöpsen.

Ich derweilen, ich genieße
Hier die Ruh', die mir beschieden —
Kein Gezänke! O, wie süße
Der semesterliche Frieden!] HSt.

V. Als selbständiges Gedicht, „III. Zuweilen." überschrieben, in ZW. 31/5. 42, Nr. 104. (Vgl. N. Rom. Nr. 16.) . . 289

Zur Ollea (S. 290 ff.). — Erst in N_3 aufgenommen 290

1. Nur N. 290

2. HSt. 291
2_1 Arabisch war ihr Ursprung zwar, HSt. — 8_{1-3} S. s., d. D., sei Hauptsymbol | Im Kultus der neuen Babel; | Durch Buhlschaft mit dieser gebar sie einst HSt. — 9_{2-4} Sei eine alte Schrulle, | Wie unsre Väter so manche verehrt, | Sie sei nur eine Nulle. HSt. — Nach Str. 11 folgten in HSt.:

[Gott Vater, Gott Sohn und Gott heil'ger Geist!
Ich dulde euretwegen.
Wie grinsend skeptisch tritt der Hohn
Mir allenthalben entgegen!

Seite

Welch eine kalte Hölle ist
Der protestantische Norden!
Von diesem kritischen Schnüffeln ist
Mein Herze krank geworden.

Gott Vater, Gott Sohn und Gott heil'ger Geist!
Bringt mich nach wärmern Zonen,
Nach meinem arabischen Vaterland,
Der Heimat der Kaffebohnen —

Wo Palmen rauschen und vor dem Zelt
Die adligen Rosse schnaufen,
Wo singend sich der Phönix verbrennt
Auf würzigem Scheiterhaufen —]

14_{1-2} Und dennoch rissen mich nie dahin | Die s. d. HSt. — 16_3 Auch guter] Ein Täßchen HSt.

3. HSt. 293

1_1 O Gudula v. G. HSt. — 1_2 Menschheit] Welt HSt. — 1_3 Ich seh' dich mit HSt. — 1_4 wird] will HSt. — 1_8 Schloß-hoftreppe; HSt. — 1_{9-10} Dort stehen die Lakaien | In langen Reihen und schreien: HSt.

Statt 2_{1-15}: Die Herzogin von Pavia,
Die nennt dich: „cara mia“,
Die deutsche Großprincesse,
Sie nennt dich: „Liebe Komtesse!“
Die Kavaliere und Schranzen,
Sie wollen mit dir tanzen;
Und es sagt des Thrones Erbe,
Du trügest den Steiß süperbe. HSt.

3_{1-2} Doch hast du einst, o weh, kein Geld, | Dann dreht HSt. — 3_{5-9} [Die Damen werden sich spreizen, | Die Herren werden sich schneuzen —]

Man wird sich vor dir bekreuzen
Und eklig die Nase schneuzen —
Und die Großprinzeß mit Grinzen
Wird sagen zu dem Prinzen:
„Nach Knoblauch stinkt die Gudelfeld!“ HSt.

4. HSt. — Al. 1847 294

Überschrift: 4 Guter Rath. Al. — 1_3 wär's, Du verließest Al. — 2_3 kleines] ganzes Al.

3_{1-4} Doch weiter! weiter! Laß hinter Dir
Die Menschensorgen liegen,
Ersteige den Berg, das Luftrevier,
Wo stolze Adler fliegen. Al.

3_1 Schau dich nicht um, laß hinter dir HSt. — 4_4 Dort] Da Al.

5. Nur N. 294

6. HSt. — Agr. 25/7. 24, Nr. 90. (Vgl. Buch d. L., Heimk. Nr. 25, vorlieg. Ged. Nr. 9 Agr.) 295

Überschr. fehlt Agr. — 3_1 darneben Agr. — 5_1 Sch. Frauen

Seite

lächeln freundlich Agr. HSt. — 5_{3-4} Und dazwischen springen feindlich | Harlekine, lustigtoll. Agr. HSt.

7. Zuerst N_3. — Außerdem DM 1857. (Vgl. Nachlese IV, 27; vorl. Ged. Nr. 9 DM.) 296

8. Motto zu dem Tanzpoem „Der Doktor Faust" 296

9. und *10.* nur N_3 ff. 297

Zeitgedichte. (S. 299 ff.)

1. PZ. 1842. (War nicht erreichbar.). — F (*Feuilles Volantes* Nr. 2). — Überschr.: *Le Réveil* F 301

2. Nur N. 301

3. HSt. — 3_2 und $_3$ lange] tausend HSt. 302

4. Nur N. 302

5. HSt. 303

Ursprünglich dem Cyklus „Clarisse" beigefügt. HSt. — 2_1 Qualen] Schmerzen HSt. — 2_2 blut'gen N_1. — 2_3 laut in unsrer Seele, HSt.

6. Zuerst als fliegendes Blatt gedruckt (= Bl); die Handschr. von Heine am 28/2. 42 an Campe übersandt, mit folgender Bemerkung: Anbei lege ich Ihnen ein Gedicht bei, das in Leipzig nicht die Censur der „Eleganten Welt" passiert, und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschlüge, wie würden die Leute erschrecken! — F (*Feuilles Volantes* Nr. 4). 304

Überschrift fehlt Bl. — *A l'occasion de l'arrivée d'un ami.* F. — 1_1 Nachtwächter] *Ami* F. — 1_2 hierhergerannt! Bl. — 2_{1-2} Der Freyheit Seegen | Er reift im wohlgehüteten H. Bl. — 2_3 auf stillen W. Bl. — Als Str. 4 folgt unsre 6. in Bl, aber in V. 3: Die Schweitzer binden, V. 4: Die Holländer halten Bl. — 4_1—5_4 (= 5_1—6_4 Bl):

„Der Köllner Dom, des Glaubens Freude,
Ein edler König baut ihn aus; —
Das ist kein modernes Chartengebäude,
Kein sündiges Deputirtenhaus."

„Bald wird das vereinigte Volk der Germanen
Umschlingen dasselbe Bruderband,
Dieselbe Linie von Duanen; —
Die Zöllner reichen sich zärtlich die Hand." Bl.

8_1 „Der Frühling knospet, Bl. — 8_4 Verschwindet Bl. — Unterschrift: (Gedichtet in diesem Jahr!) H. Heine. Bl. Zu 8_4 Anmerkung: *Le gouvernement prussien venait de publier une ordonnance par laquelle tous les écrits futurs des auteurs de la soi-disant jeune Allemagne étaient défendus d'avance.* F. (Die richtige Erklärung gibt unsre Anm. S. 305.)

7. ZW. 23/8. 43, Nr. 34. (Vgl. N. Zg. Nr. 10. Vorl. Ged. Nr. „III" ZW.) F (*Feuilles Volantes* Nr. 6) 305

1_4 Er war so gl. u. m. ZW. — 2_4 Die] Sie ZW. — 6_1 ertragen ZW. — 7_2 Wir huben alsbald die H., ZW. — 8_3 die

Seite

Tambourm. N_{1-2}. — 11_4 unserm] meinem ZW. — 13_2 Er sich den Spaß nicht v. ZW. — Als 14. Strophe steht in Z folgende unserer 15. entsprechende:

O Fritz! laß ab mit Spöttelei'n
Und ehre die weißen Haare
Des Alten — Er könnte dein Vater sein!
Versteht sich in Hinsicht der Jahre. —

Die letzte, 15. Str. in ZW. = der 14. unseres Druckes, mit folgenden Abweichungen: 15_1 Er könnte dein Vater sein, o Fritz! ZW. — 15_2 Und es ziemt ZW.

8. HSt 307

3_{1-2} An die Bescheidenheit der Veilchen | Glaub' ich nicht viel. HSt.

9. Z 2/9. 22 (war nicht erreichbar). — ZW 20/12. 39, Nr. 249. (Zus. mit N., Rom. 12, 14, 21 unter dem Titel: Gedichte von H. Heine. ZW.) F (*Nocturnes* Nr. 17). — Überschrift: I. Canossa (Geschrieben zu Berlin 1821.) ZW *Le pénitant de Canossa.* F 307

Statt 4_1—6_4: Schlechte Schenke, schlechter Gastwirth,
Wir bezahlen dir die Z che!
Meiner Heimath schwarze Geier
Horsten hoch und brüten Rache. ZW.

10. HB 1/6. 43, Nr. 22. (Mit der Überschrift: Heinrich Heines neuestes Gedicht. Von dem Herausg. von HB, Theodor von Kobbe, aus Andersens Album mitgeteilt.) — ZW 9/8. 43, Nr. 32. (Zus. mit Zg 24 u. 7 unter dem Titel Gedichte von H. Heine. Nr. I u. II derselben in ZW Nr. 32; Nr. III in ZW Nr. 34. Vorl. Ged. Nr. I ZW.) — F (*Feuilles Volantes* Nr. 1). — Überschrift: Lebensfahrt. fehlt HB. *La barque.* F 308

1_1 gauklen HB. — 4_3 erlöscht HB. — 4_4 Mein Herz wie schwer! HB. — In HB folgt das Nachwort: Diese Weise, die ich hier in das Album meines lieben Freundes Andersen schreibe, habe ich den 4. Mai 1843 zu Paris gedichtet. Heinrich Heine.

11. Nur in N. 309

12. HB 23/5. 44, Nr. 21 310

Überschrift: Heinrich Heine an Georg Herwegh. (Bei seiner Ausweisung aus Preußen.) HB. — Vor 1_1: Motto: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit. HB. — 2_{1-2} Doch ach der schöne Traum entwich, | Und Du, mein Freund, Du stehst betroffen; HB. — 2_3 Dein V. so k. HB. — 2_4 eben] gestern HB. — 3_2 Äpfel] Eier HB. — 4_1 Hier stehst Du still, Wehm. HB. — 4_4 bringen] stiegen HB. — 5_3 Wo] Als HB. — 6_1 Er hat Dich huldvoll angeblickt, HB. — 6_2 ich] Du HB. — 6_3 hast Du ihn HB. — 6_4 Doch schlecht gefiel ihm Deine Pr. HB.

13. ZW 27/1. 42, Nr. 19. [Zus. mit Nr. 14 u. 15 unter dem Titel Neue deutsche Lieder. Von Heinrich Heine. (Geschrieben zu Paris 1842.) Vorl. Ged. Nr. IV ZW; Nr. I fehlt] — Überschrift fehlt ZW 310

3_2 Ein idyllisches G. ZW. — 4_2 letzte Druck entflieht — ZW.

Seite

14. HSt. — ZW 27/1. 42, Nr. 19. (Vgl. das vorige. Vorl. Ged. Nr. III ZW.) — Überschrift fehlt ZW 311
1_1 Den] Dem ZW. — 5_4 Leiblich] Züchtig HSt.
15. ZW 27/1. 42, Nr. 19. (Vgl. N. Zg. 13. Vorl. Ged. Nr. II ZW.) — Überschrift fehlt ZW 312
16. Nur in N. 312
17. PZ 1842. (War nicht erreichbar.) F (*Feuilles Volantes* Nr. 7). T_{1-4} *Le dôme de Péking, chef-d'œuvre de vieille chinoiserie en pierre, s'achève comme par enchantement – Les derniers juifs viennent se faire baptiser dans cette pagode romantique, et pour récompenser leur zèle religieux, je les gratifie tous de la décoration du dragon noir, de quatrième classe.* F. — 10_{1-4} *Et encore un verre, et encore un verre! Je n'ose pas ménager ma santé quand il s'agit du salut de la Chine. | Je bois — et mes Chinois sont heureux. Ils rient et dansent de bonheur et chantent:* Heil dir im Siegerkranz, Retter des Vaterlands! F. — 10_4 Hoseanna! N_1. 313
18 und *19.* Nur in N. 314
20. HSt. — F (*Feuilles Volantes* Nr. 5) 316
Überschrift: *Soyez tranquilles!* F.

2_{1-4}. Wir sind keine Römer, wir haben Gemüth,
Wir sind von germanischem Geblüt,
Wir sind germanisch brav und edel;
In Schwaben giebt es die besten Knödel. HSt.

3_1 gemütlich] edel HSt. Nach Str. 8: *Nous engraissons nos princes, mais nous ne les mangeons pas; nous ne sommes pas des païens, nous sommes chrétiens. Nous tuons nos oies à la Saint-Martin, et nous les mangeons délicieusement farcies de châtaignes.* F.
21 und *22.* PZ 1842. (War nicht erreichbar.) 317
23. Nur in N. 319
24. ZW 9/8. 43, Nr. 32. (Vgl. N. Zg. Nr. 10. Vorl. Ged. Nr. II ZW.) — F (*Feuilles Volantes* Nr. 8) 319
Überschrift: *Insomnie.* F. — 3_3 die Alte, Z. — 6_{1-2} Deutschland ist ferngesund. Es steht | So fest! Und käm' ich noch so spät, ZW. — 6_4 es stets am Leben f. ZW. — 7_1 Ich lechzte nicht nach Wiederkehr, ZW.

III. Romanzero.

Zu Grunde gelegt: Ro_1 = Romanzero von Heinrich Heine. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1851 (einzige von Heine durchgesehene Ausgabe; geringe Versehen sind hier aus den späteren 3 Ausgaben verbessert worden, worüber im einzelnen Auskunft gegeben wird).
H = Handschrift.
HSt = Handschrift Strodtmann (von Strodtmann ausgehobene Lesarten der Handschrift des Romanzero).

Al = Album (vgl. Lesarten der Neuen Gedichte).
So = Sonntagsblätter, red. von Frankl. In Nr. 36—38 vom 5., 12. und 19. Sept. 1847 Sechs neue Lieder. Von Heinrich Heine. Von Heine waren diese sechs Lieder der Schlesingerschen Kunsthandlung zur Komposition überlassen worden. Schlesinger übergab sie der Red. von So. zum Abdruck.
M = Morgenblatt.
Agr = Agrippina (vgl. Lesarten zum Buch d. L.).
RM = Rheinische Musikzeitung, Köln 1851.
DM = Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, herausg. von A. Kolatschek, Bd. I, Stuttg. 1850.
F = *Poëmes et Légendes* (vgl. Lesarten des B. d. Ldr.); insbesondere darin die Abteilung *Romancero-Écrit en 1850 – 51.*

Erstes Buch. Historien. (S. 327 ff.)

Seite

Das Motto 330
So. 12/9. 47, Nr. 37. — Überschr.: 5. Der Dichter. So. — 1_1 Wenn] Hat So. — 2_1 erklingen So.

Rhampsenit 329
F (*Romancero*, Nr. 8). — 6_{3-4} Und es kam mir diese Nacht, | Ha ha ha! ein Schatz abhanden. HSt. — 7_1 Also lachte die HSt. — 13_1 Um den Thäter zu ermitteln, HSt. — 14_1 Solchem Frevelthum zu steuern HSt. — 16_1 S. des Manns A. HSt. — 16_{3-4} U. uns, bringt der Ausruf | Hierdurch HSt. — 19_2 Unterstützte die Talente; HSt.

Der weiße Elefant 331
F (*Romancero*, Nr. 9). — Überschr.: [Die schöne Kalerchi. | HSt. — 3_3 Doch öffentlich laut pflegt HSt. — 29_1 Gräfin Kalerchi HSt. — 33_2 bei der Kalerchi HSt. — 35_2 Säugethierheit HSt. — 37_1 Dort, wo Kalerchi's A. str. HSt. — 38_3 Er hebt wieder freudig HSt.

Statt 39_1—43_4 [So sprach der Sterngucker und warf sich wieder
Dreimal vor dem Throne des Königs nieder.
Der König aber seufzte tief
Und dachte nach, bis er entschlief.] HSt.

Schelm von Bergen 336
7_2 Mein Weilen br. Unglück u. Gr. HSt. — 7_4 will] muß HSt.

9_{1-4} Wohl sträubt sich der Mann, doch will das Weib
Von keiner Entschuldigung wissen;
Sie hat zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz gerissen. HSt.

10_{1-4} „Das ist der Scharfrichter von Bergen!" schreit auf
Die Menge, die scheusam weichet —
Die Herzogin schwankt nach ihrem Stuhl,
Sie ist wie Kreide erbleichet.

[„Das ist der Scharfrichter von Bergen!" so schreit
Laut auf die Menge im Saale —

Seite

Die Geigen verstummen, die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.] HSt.

11_1 ist] war HSt. — 11_{3-4} Er zog aus der Scheide sein Sch. u. spr.: | „Knie nieder, ehrloser G. HSt. — 12_1 [„Mein Schwert berührt dich, und du bist] HSt. — 12_{1-2} „Empfange den Schlag, der ehrlich dich macht, | Sei adlig u. r. HSt.

Walküren 338

So. 19/9. 47, Nr. 38. — Überschr.: 6. Gesang der Walkyren. So. — 1_2 Nebelrossen So. — 1_4 Freudetrunken ihr G. So. — Überschr. zu Str. 2: Erste Stimme. — zu Str. 3: Zweite Stimme. So. — 3_3 verrinnt So. — 3_4 Und der Schlechte, der g. So. — Vor Str. 4: Dritte Stimme. So. — 4_3 Der sein gutes Recht bewährt, So. — [Der im Kampfe sich bewährt] HSt. — 4_4 Mit der Faust und mit dem Schwert! So. — 5_1–7_4 fehlt So. — Str. 5 und 6 am spätesten eingefügt. HSt. — 7_{1-2} „Auf beteppichten Balkonen | Schöne Frauen. Blumenkr. HSt.

Das Schlachtfeld bei Hastings 339

F (*Romancero*, Nr. 9).

13_{1-4} „Er liebte sie und küßte sie,
Und hat sie mit zärtlichem Pressen
Ans Herz gedrückt und sie am End'
Verstoßen und vergessen. HSt.

19_2 Doch schürzte sie sich g. HSt.

Carl I. 342

F (*Romancero*, Nr. 12). — Al. 1847 (S. 143). — Überschr.: 6. Das Wiegenlied. Al. — 2_2 Es] Was Al. — 2_3 an] auf Al. — 7_1 Dein Wiegenlied ist mein Todesgesang. — Al. — 8_3 herab vom Rumpf. — Al. — 9_2 Es] Was Al.

Anmerkung: *Les berceuses de mon pays chantonnent, pour endormir leurs marmots, la chanson suivante: „Eyapopeya — Qu'est-ce qui s'agite dans la paille? — Le chat est mort — Les petites souris sont bien à leur aise!“* F.

Maria Antoinette 343

3_3 von Gold- und Silberbrokat, HSt. — 4_3 Und niedlichen F. HSt. — 6_1 Die Fürstin, die mit HSt.

Pomare 345

Nr. 1—3 zuerst in Al. 1847 (S. 137). — *1.* Überschr.: 1 Pomare. Al. — 2_1 Jener n. v. Otaïti, Al. — 3_3 Mabill's Al. — 3_4 auch] und Al. — Nach Str. 5 folgt in HSt noch:

Mit ihr tanzt ein dürrer Schneider,
So ein Pritchard von der Nadel;
Tolle Sprünge, sehr obscön,
Ohne Anmuth, ohne Adel.

Der Sergeant-de-Ville der Tugend
Würd ihn gern zur Wache führen,
Fürchtet nur, man möcht' den Lump
Späterhin indemnisieren.

Seite

2. Überschr.: [Herodias II] HSt. — 2. Dieselbe. Al. — 2_3 Zuletzt mit Al.
3. Überschr.: [Kourtisane.] HSt. — 3. Eine Andre. Al. — Statt 2_{5-10}: Wo der Carabin zuletzt | Deinen schönen Leib zerfetzt. Al.
4. 9_1 so] auch HSt.

Der Apollogott 348

1. 6_3 Das kann nicht scheuchen d. s. Q. HSt.
2. 7_3 war] schien HSt.
3. 10_4 Doch] Und HSt. — 12_1 Auch den Vater Piepelitzig HSt. — 12_4 auch wilde Männer. HSt. — 14_2 spielte gut die HSt. — 14_4 Spielte er T. HSt. — 15_1 ist] war HSt. — 17_4 N. Singsang-Weise. HSt. — 19_3 großen] schweren HSt.

Kleines Volk 352

H (im Besitze des Herrn A. Meyer Cohn in Berlin; blaues Quartblatt). — F (*Romancero* Nr. 9). — M 4/9. 46, Nr. 212. Vgl. den Asra. — Überschrift: IV. Brautfahrt. H. M. — 1_1 Nachtpott H. M. — 1_4 „Juffräuken, [willst] ich will dich freyn. H. M. — 3_1 so vor puppenniedlich fehlt H. M. — 3_2 lebst] schläfst H. M. — 4_{2-3} Statt auch Würmchengemüs, | Und später in F folgendes: *ou bien une mouche bouillie; c'est une excellente volaille.* — „*Chaque dimanche, nous mettrons un puceron* (Blattlaus) *à la broche; c'est un gibier qui ne manque pas dans mes domaines.* — „*Madame ma mère fait la cuisine; elle a un cordon bleu. A sa mort, elle me lèguera trente-trois de ces pets de nonne*“ etc. — Str. 4 fehlt H. M. — 5_1 Schwarten] fromage F. — 5_2 habe drey Fingerhüthe H. M. — 6_4 stieg sie in d. P. H. M. — Nach 6_4 zwei Gedankenstriche, aber keine Sternchen H. M. — 7_3 In B. H. M. — *C'était à une Kirmesse dans le pays de Bevern, que j'entendis beugler ces rimes burlesques par un vieux racleur de violon* F. — 7_4 nun dreißig] schon zwanzig H. M. — *bien plus de trente* F. — Unterschrift: H. Heine. H.

Zwei Ritter 353

Überschr.: [Zwei Polen. (Aus dem Weichselzöpfigen.)] HSt. — 1_1 Eselinski und Schafskopfski, HSt. — 6_1 Aßen [Fraßen] HSt. — 7_{2-4} Dient als Wäscherin den Polen; | Jeden ersten Tag des Monats | Kommt sie, W. a. HSt. — 11_4 Eselinski HSt. — 12_3 Schaffell-N. HSt. — 13_1 erwidert der Schafskopfski: HSt. — 13_4 Schaffell-N. HSt. — 15_{2-4} Wie Benjowski und Schelmufski, | Wie Uminski, Eskrokewitsch, | Wie Waschlappski und Beschaisky. HSt. — 15_4 [Eselinski und Schubjakski] [Kanaillowski, Eselinski.] HSt.

König David 356

2_1 Pferd'] Gaul HSt. — 5_1 klug] gut HSt. — 5_2 G., hast auch Muth, HSt.

Der Asra 357

M 2/9. 46, Nr. 210. — F (*Romancero*, Nr. 4). — Zus. mit Historien, „Kleines Volk“, „Pfalzgräfin Jutta“ und „Geof-

Seite

froy Rudèl und M. v. Tr." in M 2 u. 4/9. 46, Nr. 210 u. 212 unter dem Titel Gedichte von Heinrich Heine. Nr. I—III derselben in M Nr. 210, Nr. IV in M Nr 212. — Vorl. Nr. I M. — Überschr.: *Un A.* F. — 3_1 Abends] Tages M. — 3_4 Auch die Heimath, auch die Sippschaft?" M. — 4_2 *Yemmen en Arabie,* F.

Himmelsbräute 358
F (*Romancero,* Nr. 6). — 8_1 der] die HSt. — 8_3 Krönte jetzt ein HSt. — 8_4 Hahnerei ward unser HSt. — 10_2 Müssen wir darob n. HSt. — 10_{2-3} [Büßend jene Schuld die schwere, | Gehn wir um in diesen Mauern —] HSt.

Pfalzgräfin Jutta 359
M 2/9. 46, Nr. 210. — Vgl. Lesarten zum „Asra" (357). — F (*Romancero,* Nr. 3). — Überschrift: II. Frau Jutte. M. — *La comtesse palatine.* F — 1_1 Pf. Jutte M. — 1_4 die Menschenleichen M. — 1_7 So] Wie M. — 2_3 Treu — M. — $2_7 = 1_7$ M. — 3_{1-2} voll Übermuth | Lacht laut die Gräfin. Es rauscht die Fluth — M. — $3_7 = 1_7$ M.

Der Mohrenkönig 360
Überschr.: [Boabdil.] HSt. — 4_{1-2} Weder Zinken, noch Trompeten, | Auch kein Sangeslaut ertönet; HSt. — 4_1 Wimmern] Klingeln HSt. — 9_1 Stolz herab von ihrem Zelter HSt. — 11_1 d. K. junge Liebste HSt. — 12_4 schöner] ew'ger HSt. — 17_{3-4} von dem l. | Zitherspiel der Poesie. HSt.

Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli 362
M 2/9. 46, Nr. 210. Vgl. Lesarten zum „Asra". — Vorl. Ged. Nr. III M. — F (*Romancero,* Nr. 11). — Stets Melisende in M. — 3_4 erkannt M. — 6_3 leerten] tranken M. — 11_4 und Wehe."" M. — 13_2 eitel] leere M. — 14_4 In dem Tagessonnenstrahle." M. — 15_4 Sprossen Lied und M. — 16_1 kosen sie und wandeln, M. — 17_1 Spuck verscheuchend M. — 17_3 scheu] dann M.

Der Dichter Firdusi 364
F (*Romancero,* Nr. 2). — Überschr.: *Le poète Persan Firdusi.* F.

1. 2_3 Immer gülden; er empfängt HSt. — 7_3 Märchenchronik HSt. — 8_3 Fabelthiere [Zauberthiere] und HSt. — 10_4 Herzen brannte. HSt.

3. 16_{1-2} Mit Kostbarkeiten und Raritäten, | Kostbaren Kleidern und reichen Geräthen HSt. — 20_2 Die schönsten W. HSt. — 26_1 Überbringe sie nebst HSt. — 30_1 Ritt] Zog HSt.

Nächtliche Fahrt 369
6_3 Drückt mich der Alp? Es HSt. — 9_3 J. s. reiche dir den Kelch HSt. — 11_3 die ganze Zeile lautet: Da schollert es ins Meer hinab HSt.

Präludium 371
F (*Romancero,* Nr. 13). — Überschr.: [Amerika. Präludium zum Vitzliputzli.] HSt. — *Vitzliputzli. Prélude.* F. — 1_1 ur-

Seite

sprünglich die letzte Zeile der Str. HSt. — 2_2 Welche Christophor K. HSt. — 2_4 Wie sie glänzt in F.! HSt. — 4_1 Wie gesund ist diese Welt! HSt. — 17_3 Die verstorbenen Man. HSt.

Vitzliputzli 373

2. (S. 379 ff.) F. (Siehe das vorige.) — 3_4 Im Geschmack der altägyptisch HSt. — 4_2 B.-Monstra, HSt. — 4_4 U. theuern Britten M. HSt. — 9_1 putzig] spaßhaft HSt. — 16_2 ein der Sänger HSt.

3. 12_2 W. einer höhern G. HSt. — 15_{1-4} von und es heißt bis Hosen fehlt F. — 21_2 Die gekrönte Rattenkön'gin — (dies die ganze Zeile) HSt. — 33_4 E. n. Lebensweise. HSt.

Zweites Buch. Lamentationen. (S. 389 ff.)

Motto 390

Überschr.: [Die Eine und die Andre.] HSt. — 1_{3-4} Sie küßt im Fluge deine St. | Und lacht dich an u. s. f. HSt. — 2_4 ans | aufs HSt.

Waldeinsamkeit 391

F (*Romancero*, Nr. 1). — Überschr.: [Prolog.] Der Kranz. HSt. — *Élégie romantique.* F. — 4_2 kein gefährliches W. HSt. — 12_1 Manchmal unterbrachen sie ihr G. HSt. — 24_2 *ils me rappelaient les mandragores, ces homunculi fabriqués d'une racine qui croît sous les gibets* (Galgen); F. — 25_{3-4} Und wie man in d. J. | Das Kraut bricht, das u. m. HSt.

39_{1-4} Herr Gott! ist Das die muntre Luise?
Ruf' ich erschrocken — jedoch auch Diese
Fährt auf und schaut mich an und erschrickt,
Als habe sie ein Gespenst erblickt. HSt.

Spanische Atriden 395

Überschr.: [Familiengeschichte] HSt. — 2_1 sind sich ähnlich HSt. — Nach Str. 7: [Er erzählte mir zum Beispiel,
Wie der König dem Don Gaston,
Seinem leiblich eignen Vetter,
Abhaun ließ die beiden Hände —

Einzig und allein, weil Dieser
Ein Poet war und der König
Einst geträumt, der Vetter schreibe
Gegen ihn ein Spottsirvente.] HSt.

11_4 In der Blüthe seines Glücks. HSt. — 13_4 solcher] dieser HSt. — 16_2 wie ein] fast wie HSt. — 17_2 Und von wunderlichem Glanze, HSt. — 18_{3-4} Und zur Residenz erwählte, | Sah ich ihn zum letzten Mal. [Male.] HSt. — 18_4 [Lebend — ja, zum letzten Male.] HSt. — 34_2 U. g. und geschleppt HSt. — 41_1 S. d. G. Belsazar's HSt. — 41_3 Die verstörter ausgesehen HSt. — 41_4 Als d. u. hier im S., [Als die unsre im Momente,] HSt. — 42_1 hereinrannt' [Wo im Saal erschien das Unthier] HSt. — 52_{2-3} Eingemauert und vergattert |

Seite

Außen, hing mit Eisenstäben HSt. — 55_4 V. hatten sie d. F. HSt. — 58_4 Mit erkünstelt heiterm Weltton: HSt. — 62_3 eigenen Ro_1 — 71_{2-3} Wird er anvertraun hinfüro | Seiner Neffen Zucht, die er HSt. — 72_3 fehlt ein Versfuß.

Der Ex=Lebendige 404

2_3 Viel] Eine HSt. — 5_4 Er stirbt HSt.

Der Ex=Nachtwächter 404

6_2 Girrt] Lacht HSt. — 7_3 Freue, Träumer, dich des Lebens, HSt. — 9_1 in letzten Zeiten HSt. — 9_{3-4} Der gehöret zu den Leuten, Die man HSt. — 15_{2-4} Von d. h. D. | Umsturz redend, quoll d. Th. | A. d. A. blut'gem Sch. HSt. — 20_2 In den Z. Ro_1. — 22_4 Wie der Ulrich schl. d. HSt. — 32_2 enge deutsche HSt.

Plateniden 408

7_3 teuern] alten HSt. — 7_4 Oh, ich kenne euch so gut! HSt.

An die Jungen 410

Al. 1847 (S. 142). — Überschr.: 5 Zur Doctrin. Al. — [Alexandriner.] HSt.

3_{1-4} Wir sind die Erben. Wir schlagen in Scherben
Die Becher, woraus wir getrunken schon!
Und müssen wir sterben, zuletzt wir erwerben
Den schönen Triumphtod in Babylon. Al.

K.=Jammer 411

2_{1-4} Süße Lust, wie bist du heut
Gallenbitter! [Gall' und Wermuth!] Kaum ertragen
Kann ich in Gemüth und Magen
Diese Katzenjammerhaftigkeit. HSt.

Zum Hausfrieden. Überschr.: [Warnung.] HSt. 411

2_{1-4} Denn zur Nachtzeit, lieberöchelnd
Willst du an dein Herz sie drücken —
Aber schmollend, racheläächelnd
Drehn sie dir alsdann den Rücken. HSt.

Jetzt wohin? 412

Überschr.: [Fragment eines Briefes.] HSt. — 3_2 Wär es, das E. HSt. — 4_4 Weckt in mir die Hodenkrämpfe. HSt. — 5_4 Zu der Selbstsucht Urwald=Flegeln — HSt. — 6_1 Wo Gewinn allein Verdienst, HSt.

Altes Lied 413

Agr. 23/7. 24, Nr. 89. Vgl. B. d. L., Heimkehr Nr. 30; vorl. Ged. Nr. 4 Agr. (Bisher nicht beachteter Druck. Heine schreibt von dem Ged. also mit Recht [am 15/2. 51]: Das erste der überschickten Lieder sind wirklich alte Klänge . . .) — RM 29/3. 51, Nr. 39. (Vgl. Hüffer, S. 169 ff.) Das Gedicht als Text zu einer musikalischen Preisbewerbung an M. Schloß übersandt; Handschrift gibt Hüffer S. 170 wieder (= H); in Heines Brief vom 12/3. 51 wird neue Überschr. und neue Schlußstrophe gegeben (= Br.). Ich füge zu Hüffers Be-

Seite

richt (S. 179) hinzu: Heines Gedicht wurde 60mal komponiert; keine dieser Kompos. erhielt aber den Preis; derselbe fiel vielmehr auf Kompos. der Gedichte von Sternau und Pfarrius. Im ganzen 207 Kompositionen eingelaufen. (Vgl. RM 9/8. 51, Nr. 58; 6/9. 51, Nr. 62.) — Überschr.: fehlt Agr. — Altes Lied. H. — Du bist todt, oder: Du bist gestorben, oder auch: Der Liebe Leichenbegängniß. Br. — Letzterer Titel in RM. — 1_1 Du bist ja todt, u. w. e. n. Agr. — Statt Str. 3—5 in Agr.:

> Verzweifelnd stand ich an deinem Grab,
> Und wischte mir schluchsend die Thränen ab,
> Und hätt' ich nicht dort eine Rede gesprochen,
> So wär' mir das Herz im Leibe gebrochen. —

3_2 Da standen die Bäume in dunkler Reih', H. — 3_3 Trauermäntel RM. — 3_4 Sie] Die H. — 4_3 stehen H. RM. — 4_4 anzuschauen RM. — 5_{1-2} Wohl auf dem Kirchhof, an Deinem Grab, | Mir strömten die Thränen die Wangen hinab; H. — 5_{3-4} in H = 3_{3-4} in Agr.

5_{1-4} Der Mond, der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede [so Br; Red' RM] auf Deinem Grab;
Die Sterne weinten, die Vögel sangen
Und in der Ferne die Glocken klangen. Br. RM.

Auto-da-fe 415
1_4 Liebestand — HSt. — 3_1 Ew'ge Schwüre HSt.

Lazarus.

1. **Weltlauf** 415
Überschr.: [Bittre Klage.] HSt.

2. **Rückschau** 416
Überschr.: [Denkblatt.] HSt. — 22 S. p. — Ich lieg' auf dem feuchten Rasen, HSt. — 25–26 A., j. L., ach, jeder Genuß | Ward schmerzlich erkauft d. h. B. HSt. — Nach v. 26: [Ich mußte alle Freuden bezahlen | Viel hundertfach mit Leiden und Qualen,] HSt. — 27 Ich ward] Ward oft HSt. — 31. Ich ward gepeinigt von alten Betteln — HSt. — 34 will] kann HSt.

3. **Auferstehung** 417
3_3 Spruch] Urthel HSt. — 5_2 Die verfehmten Sch. HSt. — 6_1 Die Böcklein HSt.

4. **Sterbende** 417
Überschr.: [Ja! Ja!] HSt. — 2_1 sehr] wohl HSt.

5. **Lumpentum** 418
2_1 Das] Ein HSt.

6. **Erinnerung** 418
Überschr.: [Wisetzki.] [Gedächtnisblume.] HSt. — 3_2 unter Blumen HSt. — 6_1 langen] vierzig HSt.

Seite

7. **Unvollkommenheit** 419
2_2 Ferkelein HSt. — 5_3 war] ist HSt. — 7_1 „Und mir, gestrenger Herr! was fehlet mir?“ — HSt.

9. **Der Abgekühlte** 420
Überschr.: [Der Gemäßigte.] HSt.

10. **Salomo** 421
F (*Romancero,* Nr. 5). — 3_2 nächtliche] träumende HSt.

11. **Verlorene Wünsche** 421
1_{3-4} Waren wir in Jugendjahren, | Mehr als wissend, uns gewogen. HSt. — 1_3 [Waren wir in Jugendzeit uns,] HSt. — 3_3 ein tapfrer HSt.

8_1–9_4 [Trollt euch fort, verwünschte Wünsche,
Wie Gespenster höhnend, quälend!
Bin ein hoffnungsloser Krüppel,
Der sich krümmt am Boden elend.

Qualvoll sterb' ich hin, die Wurzel
Meines Lebens ist verletzt —
Ach, Das kommt von einem Fußtritt,
Den man mir ins Herz versetzt — —] HSt.

9_4 just] tief HSt.

12. **Gedächtnisfeier** 423
Überschr.: [Gedächtnistag.] HSt.

13. **Wiedersehen** 423
3_1 saß] blieb HSt. — 4_{1-3} Wie nah ich dem höchsten Glücke gewesen, | Erzählte sie jetzt, dann auch die Geschichte, | Wie langsam ihr leidendes Herz genesen — HSt. — 4_4 J. m. dabei HSt.

14. **Frau Sorge** 424
2_5 Der Freund HSt. — 2_6 Verschwindet HSt.

15. **An die Engel** 425
2_1 mir] mein HSt. — 2_3 Würd' [Müßt'] HSt.

16. **Im Oktober 1849** 426
DM. 1850 (S. 472). — Überschr.: Deutschland von Heinrich Heine. Im October 1849. DM. — 3_2 Vom sanften DM. — Str. 4 fehlt DM. — 6_1 taucht] lebt HSt. — 6_4 kein Kroat DM. — 7_4 liegt] ruht DM. — 8_1 Es l. d. F. DM. — 8_3 Enkel] Kinder DM. — 9_1 Ungar DM. — 10_1 klirrt] klingt DM. — 13_4 Wir andern DM. — 14_1 Anständige DM. — 14_4 V. W., Füchsen u. g. H. HSt. — 15_2 kaum] nicht DM. — 15_{1-2} [Wär' nur ein großer Pavian | Im Heere unser Überwinder! —] HSt. — 15_4 [wär' gesünder.] HSt.

17. **Böses Geträume** 428
1_4 Mit mir mein muntres Mühmchen H. i. H. HSt. — 5_1 Lilie] Blume HSt. — 5_3 Heirathe mich, du allerliebste Muhme, HSt. — 6_4 Gelähmt am Boden liegt HSt.

Seite

20. ***Enfant perdu*** 430
Überschr.: [Verlorene Schildwacht.] HSt. — 5_2 solch verdächt'ger G. HSt.

Drittes Buch. Hebräische Melodien. (S. 431 ff.)

Motto 432
Überschr.: [Stammbuchblatt.] HSt. — 1_1 Liebesgenuß HSt.

Prinzessin Sabbat 433
5_3 Kot] Schmutz HSt. — 15_2 laut aufjubelt, HSt. — 24_4 W. wir heute Sabbath haben. HSt. — 32_1 die Wasser r.? HSt.

Jehuda ben Halevy 437

1. 1_4 Deiner je, J. HSt. — 7_{2-4} Siebenhundertfünfzig Jahre | Sind verflossen seit dem Tage, | Wo geboren ward der Dichter. HSt. — 12_1 Diesen] Jenen HSt. — 16_3 Späterhin sehr HSt. — 26_{2-3} Pr. stolze Edelbäume | Seltner Gattung, Bl. HSt. — 27_2 Von unzähl'gen goldnen Brücken, HSt. — 28_4 Und umflattert sind von kleinem HSt. — 29_{2-3} Jene reinen Balsamdüfte, | Welche HSt. — 30_3 Talmudist HSt. — 32_3 Flüchtete, sich HSt. — 33_2 Martyrmärchen HSt. — 35_4 Von] Und HSt. — 36_2 J. schöneren G. HSt. — 36_3 Die nur [Geisteraugen] wen'gen Augen sichtbar, HSt. — 35_2—36_3 [Ward ergriffen von den Schauern | Einer zweiten, sanftverklärten | Und viel schöneren Geheimwelt — || Tief empfand er ihre wilde | Abenteuerliche Süße, | Ihre wunderbare Schmerzlust,] HSt. — 39_{2-3} Stern und Fackel, Licht und Leuchte | Seiner Zeit und seines Volkes, HSt.

2. (S. 443.) — 8_{1-3} Gott sei Dank! ich athme freier. | Es verdampft die Sud im Kessel, | Und er schweigt. Es HSt. — 15_4 Zw. der Romantik! HSt. — 26_4 Aus dem Morgenland zurückkam HSt. — 30_3 W. a. tausendjähr'ger Tiefe, [Nacht,] HSt. — 41_3 Palisande HSt. So der Name stets in diesem Ged. HSt. — 47_{1-2} Also starb auch dieser Pilger [Dichter] | Zu den Füßen s. L., HSt. — 47_3 sterbend] müdes HSt. — Statt 47_{1-4}:

Auch Jehuda ben Halevy
Trieb's von hinnen, er bestieg
Eine spanische Felucke,
Die ihn nach Kairo brachte.

Mit der Karawane ging er
Von Ägypten nach Arabien,
Und den Wüstensand durchwandernd
Kam er nach Jerusalem.

Auf des Tempels Trümmern saß er,
Singend seine große Kinne,
Das berühmte Klaglied „Zion“,
Als ihn traf der Speer des Todes. HSt.

Seite

3. (S. 449.) — 4_2 Rings mit M. HSt. — 7_{3-4} Einst der S. d. E., | Ward sie jetzt z. e. B. HSt. — 11_{1-2} sie als ein Stirnband, | Draus hervor das Haar geflattert, HSt. — 21_{1-4} Mendizabel, Sohn des Satans, | Kam zuletzt und gab die Perlen | In Versatz, damit sie deckten [um rasch zu decken] | Der Finanzen Deficit. [Mandizabel, Santan's Enkel | Späterhin Finanzminister, | Gab die Perlen in Versatz, | Um ein Deficit zu decken.] HSt. — 25_1 St. d. K. — Wenn er schlief, HSt. — 26_2 Ich, auch ich, ich liebte weiland HSt. — 35_1 seltnen] schönen HSt. — 35_{2-3} D. s. w. sind und dennoch | So vollendet, ob d. gr. HSt. — 38_2 Perlen, schöner als diejen'gen, HSt.

4. (S. 456.) — 11_1—12_4 [Fragt man sie nach jenen großen | Namen der arabisch-spanisch | Jüdischen Poetenschule, | Nach J. b. H., || Nach dem Salomon G., | Rabbi Moses Iben Esra,] HSt. — 16_4 Seinen schönsten Laut entlockte. HSt. — 21_1—23_2 Iben Esra, Liebste! war | Freund Jehuda's ben Halevy, | Der in seinem Wallfahrtbuche | Uns erzählt, wie er vergebens || Zu Granada aufgesucht | Seinen Freund, und dort gefunden | Nur den Bruder, auch ein Dichter | Und der Vater jener Schönen, HSt. — 24_{2-4} Griff er, wie so mancher Andre, | Nach dem Wanderstab und trieb sich | Unstät, heimatlos umher. HSt. — 35_2 heil'gen] alten HSt. — 47_4 Stamm] Volk HSt. — 48_1 Und entrüstet griff er hastig HSt. — 48_4 heißt] steht HSt. — 61_1 Dreißig Jahre sang G. HSt. — 63_4 Bittre Wehmuth Ro_1 (in späteren Aufl. von Ro bereits gebessert). —

Disputation 464

Überschr.: [Kontroverse.] HSt. — 3_2 hier] dort HSt. — 13_1 schon] auch HSt.

Statt 21_{1-4}: [Edelleuten ohne Vorhaut,
Solcher Gattung, war der König]
[Solchem vorhautlosen Volk,
Solchen Rittern war der König
Stets gewogen, und sie dienten
Ihm getreu und unterthänig;

Füllten seines Schatzes Säckel,
Fochten brav in seinem Heere,
Bis ihn der Infant getödtet,
Don Henrico Transtavere.] HSt.

24_{3-4}. Exorciert er jetzt d. R., | Jene auch, die mit ihm kamen. HSt. — 33_2 Der] Sei HSt. — 35_4 Und bis in den HSt. — 39_4 Schauderhaft hervorzustöbern. HSt.

Statt 45_1—46_4: [Wascht dort ab von euren Herzen
Des verjährten Grolles Schimmel
Und der Sünden Ungeziefer,
Und euch öffnet sich der Himmel —] HSt.

48_2 Name in Ro_1; Namen durch den Reim gefordert; bei Heine nicht seltene Nominativform.

Statt 53_1-54_4: [Weinpokale werden droben
Noch viel weitre Ränder haben,
Und die Frauen kleinre Mündchen,
Als hier unten, uns zu laben.] HSt.

57_2 Fängt kein Köder, grinsen schnöde. HSt.

Statt 60_{1-4}: Dein Dreifaltigkeits-Geheimnis
Wollen wir besprechen künftig,
Wenn der Mond im ersten Viertel,
Bin dann weniger vernünftig,

Als am nüchtern hellen Tage,
In der lichten Sonnenklarheit,
Wo die Regula-de-tri
Herrscht in ihrer trocknen Wahrheit. HSt.

83_3 Und] Doch HSt.

Statt 84_{1-4}: Also lockend [ködernd] sprach der Rabbi,
Wie die Schlang' im Paradeise,
Leckte manchmal sich die Finger,
Wie nach einer fetten Speise.

Freudig schütteln sich die Juden;
[Als der Rabbi schloß, die Juden]
Glaubten schon zu triumphieren,
Und sie griffen zu den Messern,
Die Beschneidung zu vollführen. HSt.

90_{3-4}. An der Jacke der Geduld | Reißen ihm die Knöpfe plötzlich. HSt. — 92_{2-4}. D. h. d.! Du mußt den Frechen | Strafen, der vom Tausves-Jontof | Wagt so lächerlich zu sprechen. HSt. — 100_{1-2}. Grimmig fiel der Kapuziner | In die Red' d. Z.: HSt. — 102_2 dunkeln] grimmen HSt. — 106_2 Dem] Und HSt.

109_{1-4} Blanka sah den König an,
Wiegte lang, als ob sie sinne,
In der Hand das Lockenköpfchen,
Endlich sprach die Königinne:

[Donna Blanka sieht den König
Lange an; in ihre Hände
Sinkt das Kinn, als ob sie sinne;
Und sie gähnt und spricht am Ende:] HSt.

110_{3-4}. Daß sowohl der Kapuziner, | Als der Rabbi, Beide stinken." HSt.

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen der Gedichte.

Inhalt.

Buch der Lieder.

Die Heimkehr.

Aus der Harzreise.

Die Nordsee.

Neue Gedichte.

Neuer Frühling.

Verschiedene.

Romanzen.

Zur Ollea.

Zeitgedichte.

Romanzero.

Erstes Buch. Historien.

Zweites Buch. Lamentationen.

Drittes Buch. Hebräische Melodien.

Berichtigungen und Nachträge

zu den Lesarten des Buchs der Lieder (S. 495—532).

Die Titelangaben, S. 495, sind folgendermaßen zu erweitern: Zu Grunde gelegt wurde:

L_5 = Buch der Lieder | von | H. Heine. | Fünfte Auflage. | Hamburg, | bei Hoffmann und Campe. | 1844. | *Paris, chez J. J. Dubochet et Cie., rue de Seine, 33.* (XX u. 362 S. 8°.)

Verglichen wurden:

G = Gedichte | von | H. Heine. | Berlin, | in der Maurerschen Buchhandlung. | 1822. (VIII u. 170 S. 8°, nebst 1 Blatt Berichtigung. Vgl. dazu Bd. II, S. 515: Übersetzungen aus Lord Byrons Werken.)

L_1 = Buch der Lieder | [Vignette: Leier; ebenso L_{2-4}] von | H. Heine. | Hamburg | bei Hoffmann und Campe. | 1827. (372 S. 8°.)

L_2 = Buch der Lieder | [Vignette wie in $L_{1, 3-4}$] | von | H. Heine. | Zweite Auflage. | Hamburg, | bei Hoffmann und Campe. | 1837. | *Paris chez Eugène Renduel rue Christine No. 3.* (XVI und 364 S. 8°.)

L_3 = Buch der Lieder | [Vignette wie in $L_{1, 2, 4}$] | von | H. Heine. | Dritte Auflage. | Hamburg, | bei Hoffmann und Campe. | 1839. | *Paris chez Eugène Renduel rue Christine No. 3.* (XVIII u. 362 S. 8°.)

L_4 = Buch der Lieder | [Vignette wie in L_{1-3}] | von | H. Heine. | Vierte Auflage. | Hamburg, | bei Hoffmann und Campe. | 1841. | *Paris chez Eugene Renduel rue Christine No. 3.* (XVIII u. 362 S. 8°.)

Junge Leiden (S. 11 ff.).

Traumbilder (S. 13 ff.).

1 (S. 13). — 1_1 Liebesglühen L_{1-4}. — 3_1 bliebst,] bleibst, L_1 (Druckf.).

2 (S. 13). — 1_4 wogt es] wogt mir's G. wogt's mir L_{1-4}. — 2_1 Das] Da L_1. — 6_4 wohlbekannt.] wohl bekannt. L_1. — 10_1 Und] Schnell L_1. — 17_1 Doch als ich endlich fürder L_{3-4}. — 18_1 stand] die L_{3-4}; nach Maid kein Komma; *ein* Satz L_{3-4}.

4 (S. 16). — 5 Lies: nichtsnutzig, (Komma, statt Punkt). — 10 zeigt'] zeigt G. L_{1-5}; gleichwohl Praeteritum zweifellos, Weglassung des Apostrophs bei Heine häufig.

5 (S. 17). — 4_2 Lies: Zu Tafel — 10_2 kunt. G. L_{1-5}. — $_3$ rauscht G. L_{1-5}.

6 (S. 18). — 8_1 Das] Da L_1.

7 (S. 20). — 5_2 schwarz Katers Auge G. L_{1-5}. — 13_1 Lies: fürwahr, statt fürwahr. In L_1: fürwahr! — 21_1 krächzet] sauset L_{3-4}.

8 (S. 23). — 14_4 In des reichen N. L_{3-4}; In des Herren N. Gs. G. $L_{1-2, 5-8}$. — 20_3 Lies: natürlichsten — 23_1 Setze Komma nach

Professor — 24_1 Lies: hatt' statt hat — 31_3 wundert G. L_{1-5}. Ist Praeteritum. — 32_2 trat] tritt L_5. — 40_1 doppelt] toller L_{3-4}.

Lieder (S. 30 ff.).

2 (S. 30). — 1_4 so vor schwer! fehlt L_1.
9 (S. 34). — 2_2 Am] Auf dem L_{1-2}. — 4_1 todtengleich, L_{1-4}. — 6_2 schauen dich L_4.

Romanzen (S. 35. ff.).

2 (S. 35). — Überschrift, lies: Die Bergstimme.
3 (S. 36). — 4_1 Welchen L_5 (Druckf.). — 5_4 schleicht des] schleichet L_{3-4}.
4 (S. 37). — I. 3_4 thät' G. L_{1-4}. thäte L_5.
5 (S. 38). — 4_4 luftig G. L_1 lustig L_{2-5} (Druckf.).
9 (S. 41). — 1_4 Und] Hast G. L_{1-2}. — 2_4 dunklen, L_4. — 17_3 Alle funkeln buntbeleuchtet auch in L_{1-2}.
10 (S. 46). — 1_2 Lies: In stummer Ruh'
15 (S. 49). — 12_3 Lies: die spöttischen W., so L_{1-8}; lustigen L_{10-11}. — 12_4 Nach singen Kolon einzusetzen.
19 (S. 54). — 1_1 unsre G. L_1.

Sonette (S. 56 ff.).

An A. W. v. Schlegel (S. 56). — 12 Lies: bald, bei deinem Gruße Komma umgestellt.
Fresko-Sonette an Christian S. (S. 58 ff.). I. 13 Lies: Stutzer, Fehlt Komma. — III. 9 sieben Sachen G. L_{1-5}.

Lyrisches Intermezzo (S. 63 ff.).

Prolog (S. 65). — 2_2 hatt'] hat T. — 2_7 hört'] hört H. RwM. T. L_{1-5}. — 3_6 Die zu 3_7 angeführten Lesarten gehören zu 3_6.
3 (S. 67). — 1_1 Lilie L_{1-4}; Lilje L_5. Ebenso V. 6, und in anderen Gedichten. Diese Schreibung des bei Heine sehr häufigen Wortes ist im Texte nicht streng durchgeführt.
15 (S. 71). — 2_{3-4} In der angeführten Lesart fehlt sind nach Arme
16 (S. 71). — 3_1 Vampyre, T. L_{1-5}.
17 (S. 72). — 1_2 in Schönh., G. L_1.
18 (S. 72). — 2_1 Traume L_1. — 2_2 Raume L_1.
21 (S. 73). — 1_4 's kann auch T. L_{1-4}. — 2_2 Die's Herz auch in T. L_{1-4}.
25 (S. 75). — 2_4 höflich] höflichst L_{1-4}.
39 (S. 80). — 2_1 heurathet T. L_{1-2}.
41 (S. 81). — 2_2 Lies: Scepter.
43 (S. 82). — In der Lesart zu Str. 3 und 4 (S. 519) lies in der 4. Zeile der 1. dort angeführten Strophe: Und Vögel T. L_1. Die Vögel L_{2-4}.
54 (S. 86). — 2_4 herein.] hinein. T.

Die Heimkehr (S. 93 ff.).

3 (S. 96). — 4_1 Mägde] Mädchen L_1. R_{1-5}.
5 (S. 97). — 1_4 einher.] umher. R_{3-5}.

11 (S. 101). — 2_4 weiß] weit L_{1-2}.
12 (S. 101). — 1_4 weiß] weit L_{2-4}.
15 (S. 103). — 3_4 Die] Sie R_{2-5}.
17 (S. 104). — 2_4 Bürgen R_{4-5}.
20 (S. 105). — 2_4 eigene R_{2-3}. — 3_1 Doppelgänger, R_{4-5}.
22 (S. 106). — 3_2 Und hast] Du hast R_3.
26 (S. 107). — 1_1 traurig] schaurig R_{4-5}.
44 (S. 116). — 2_1 prächtigen R_{2-5}. — 4_3 mit dem eignen Tod in der Brust R_{1-5}. L_1.
52 (S. 119). — 1_1 und 1_2 Andere R_{2-5}.
55 (S. 120). — 3_4 Abschiedkuß. R_1.
57 (S. 121) — 2_2 nun] jetzt R_{2-5}. — 2_4 in Ernst. R
61 (S. 122). — 3_3 Wort] Auge L_1. Druckf.
65 (S. 124). — 5_3 in unserer R_{2-5}.
66 (S. 125). — 4_3 Lies: teuren
73 (S. 129). — 2_2 zum Thore R_{2-5}.
74 (S. 129). — 1_2 zum Thore R_{2-5}.
76 (S. 130). — 2_2 Schlimmes] Böses R_{2-5}.
80 (S. 131). — 3_4 böse, lange R_{4-5}.
83 (S. 132). — 2_4 schläft, und tr. v. mir. L_{1-2}. R_{1-5}.
Götterdämmerung (S. 135). — 9 Nankinhosen L_{1-5}. — 35—36 Die angegebenen Zensurstriche in L_2, nicht in L_1.
Donna Clara (S. 140). — 17_1 Wie ein] Und ein L_{1-2}. R. — 19_1 Drommeten R.
Almansor (S. 143). (Aus einem spanischen Romane). nach der Überschrift, steht in R. — III. 4_1 goldnem] gold'nen L_{1-4}. — 7_3 Dome] Dom L_{1-4}. — 7_4 hört' L_{1-5}. R.

Aus der Harzreise (S. 149 ff.).

Prolog (S. 151). — 3_3 entschließet L_{3-4} (Druckf.). — 4_2 dunklen R_3. — 5_4 *Et laisser sous mes pieds votre fourmilière* F.
Berg-Idylle. *2* (S. 153). — 1_3 stille] gelbe L_{1-4}. R_{1-5}. — 5_2 Glaube R_{4-5}. — 6_2 Lies: Mutters — 12_4 adliches R_{1-5}. — 13_4 angegrinzt. R_1. L_{1-5}.
3. 7_3 blieben] bleiben R_3. — 15_3 Ja, ich] Und ich L_{2-4}. — 15_{3-4} und 16_1 Die Lesart von H. Gs. $R_{1-2,\,4-5}$ gilt auch für L_1. — 20_2 Sehnsuchtsgluth; R_5. — 22_2 Diese] Unsre R_3.
Die Ilse (S. 159). — 5_2 lebt;] liebt; L_1 (Druckf.).

Die Nordsee (S. 161 ff.).

I. *3*. **Sonnenuntergang** (S. 164). — 9 hinter] unter R_3.
4. **Die Nacht am Strande** (S. 166). — 22 er] es L_{1-2} (Druckf.). — 35 Ahnungsfüßes, $R_{1-2,\,4}$. — 58 des Menschen R_3 (Druckf.).
5. **Poseidon** (S. 168). — 9 Das alte, ewig j. L. R_{1-5}. — 17 Lies: Setzte — 22 kümerische R_{1-5}. — 24 Lies: duldete — 28 eigenen R_{2-5}.
7. **Nachts in der Kajüte** (S. 171). — 47 blinken] klingen $R_{1-2,\,4-5}$. L_{1-4}. nicken R_3. — 52 verhüllt] verbirgt R_{2-5}.
8. **Sturm** (S. 173). — 17 Das den Ruhm d. T. verkündet, R_{2-5}.
10. **Seegespenst** (S. 175). — 1 Rand R_5. — 29 Gewänden, R_{4-5}. Druckf. — 48—50 Das ... Mädchen sitzt,] Wo melancholisch einsam | Unten

am Fenster ein Mädchen sitzt, R_{2-5}. — 51 gestützt,] gelehnt, R_{2-5}. — 55 Versteckst R_{4-5}.

12. **Frieden** (S. 177). — 9 Wandelt'] Wandelt R_{4-5}.

II *1.* **Meergruß** (S. 179). — 20 seh'] sah' R_{4-5}. — 26 Goldfischen, R_5. — 37 smaragdene R_5.

2. **Gewitter** (S. 181). — 18 der Andere R_{2-5}. L_{2-4}. — 24 riesiger R_{4-5}. Druckf.

4. **Untergang der Sonne** (S. 183). — 16 U. scherzend, halb und halb wehmütig, R_{2-5}. — 36 Schiffer] Fischer R_{4-5}. — 40 für Andere, R_{2-5}. — 50 dem Meere R_5.

5. **Der Gesang der Okeaniden** (S. 184). — 9 kehren wieder, BC. $R_{1-2, 4-5}$. L_{1-2}. kehren zurück, R_3. — 46 kaltes,] altes, $R_{2, 4-5}$. — 60 all] alle R_5. — 62 Und ach! dein Herz, dein Niobe-Herz BC. $R_{1-2, 4-5}$. L_1. Und ach! dein Herz, wie Niobe einst, R_3. — 70 gab,] schenkte, R_{2-5}. — 71 Geyer-gequält, R_{4-5} — 85. ihn umrauschten L_2.

6. **Die Götter Griechenlands** (S. 187). — 33 Here! BC. R_{1-3}. L_{1-3} (Hexe R_{4-5}. L_4). – 50 Lies: andere So L_{2-5}; andre BC. L_1. R_{1-2}. — 58 Lies: Hephaistos,

7. **Fragen** (S. 190). — 4 düsteren R_{4-5}.

8. **Der Phönix** (S. 190). — 11 im Traum R_{4-5}. — 15 verwundernd R_4 (Druckf.).

9. **Im Hafen** (S. 191). — 64 dort oben] droben am Himmel R_{2-5}. — 65 eine] die R_{2-5}. — 67 Weingeistnase R_3. Druckf.

10. **Epilog** (S. 193). — 4 der Liebe] der Dichter R_{2-5}.

Nachwort des Herausgebers.

Der vorliegende Neudruck ist über Erwarten schnell notwendig geworden: noch sind kaum drei Jahre seit dem Abschluß der ersten, 10,000 Exemplare umfassenden Auflage verflossen. Nach so kurzer Frist war weder Bedürfnis noch Neigung zur Herstellung einer durchaus neuen Bearbeitung vorhanden, und ich konnte mich darauf beschränken, eine große Anzahl von Besserungen im einzelnen in die alten Stereotypplatten einfügen zu lassen. Hierbei ließen sich die neuen Ergebnisse fremder und eigner Forschungen, Zuschriften aus dem Publikum und öffentliche Besprechungen allerdings nur zum Teil berücksichtigen. Am meisten förderlich war mir die gründliche und dankenswerte Kritik von Karl Redlich im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur“, Bd. 18, S. 384, obwohl sie vieles berichtigte, was ich selbst längst erkannt hatte. Die wichtigste Erweiterung dieses Neudrucks ist in den vorstehenden Ergänzungen zu den Lesarten des „Buchs der Lieder“ zu erkennen: um die seinerzeit in Bedrängnis und Eile hergestellte Arbeit den andern in dieser Ausgabe enthaltenen Verzeichnissen der Lesarten an Zuverlässigkeit und Vollständigkeit gleich zu machen, habe ich den gesamten kritischen Apparat für diese Sammlung noch einmal nachgeprüft.

Leipzig, im Juli 1893. **Ernst Elster.**

Der dritte Abdruck ist unverändert.

Leipzig, im Juli 1896. **Ernst Elster.**

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

D. 1—7
60.—
4740/L

Meyers Klassiker-Ausgaben

verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preis den ihnen zugesprochenen *eignen Wert* vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die Sorgfalt *kritischer Arbeit* zu teil geworden ist.

Im Äußern schon übereinstimmend, lassen dieselben erkennen, daß sie sich einem *einheitlichen Plan* einfügen und einem *gemeinsamen Gesichtspunkt* unterordnen. Es versammeln sich in diesen Ausgaben die hervorragendsten Schriftsteller aus den Blüte-Epochen der Litteraturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher wie historischer Forschung, in letztern aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gesucht.

UNIVERSITY OF FLORIDA
3 1262 07021 4332

831.7
H468
1898
v.1

KEEP CARD IN POCKET

Date Due

DUE	RETURNED	DUE	RETURNED

UNIVERSITY OF FLORIDA LIBRARIES